Wahre Dorfgeschichten

aus neuer Zeit.

Aus den Papieren eines Landpfarrers

herausgegeben

von

Florus.

Zweites Bändchen.

Leipzig,
Verlag von Julius Klinkhardt.

1851.

Dem

Hochgebornen Herrn,

Alfred von Auerswald
auf Plauthen,

Königlich Preußischem Staatsminister, Generallandschaftsdirector von Ost-Preußen, Mitglied der Zweiten Preußischen Kammer und des Volkshauses des Parlamentes der deutschen Union, des Johanniter Ordens Ritter,

seinem hochverehrten Gönner,

widmet die folgenden Blätter

in aufrichtigster Hochachtung und Ergebenheit

der Verfasser.

Inhalt:

I.

Der verschollene Sohn,

oder:

Kann auch eine Mutter ihres Kindleins vergessen?

Was ist größer als Mutterliebe? Auf Erden ist sie die größeste, im Himmel steht nur die göttliche Liebe über ihr; darum spricht Gott selbst im Buche seiner heiligen Offenbarung: Kann auch eine Mutter ihres Kindleins vergessen, so will ich doch dein nicht vergessen, spricht der Herr, dein Erbarmer! Das Mutterherz machte darum der weise König Israels zum entscheidenden Richter zwischen jenen beiden Frauen, welche sich um das lebende Kind stritten, da das andre im Schlafe erdrückt worden war. Die Mutterliebe hat ein scharfes Auge, täuscht sie sich aber ja, so ist es eine Täuschung der Liebe, und selbst in der Liebe Täuschung liegt Seligkeit und weiß es schwerlich Demjenigen Dank, welcher schonungslos diese Binde dem Glücklichen entreißt für den Preis der bittern Wahrheit. Einen Beleg hierzu möge ein Erlebniß liefern, zwar nicht aus neuester Zeit, doch auch nicht so fern, daß nicht noch viele hundert Zeugen lebten, unter deren Augen sich dieser eigenthümliche Fall ereignete.

Der Ganzhüfner Gottfried Teichmann in Thrandorf wäre für jedes heirathsfähige Mädchen des Dorfes eine annehmbare Parthie gewesen. Zwar trug er noch den Wittwerflor um Arm und Hut, denn seine Frau war erst vor drei Monaten gestorben, aber nach einem Vierteljahre forscht man bei einem Wittwer schon im Dorfe nach, wohin sich seine Schritte öftrer als gewöhnlich richten, da werden schon vielfache Vermuthungen angestellt, wer die Glückliche sein möge, welche die Stelle der Verstorbenen einnehmen werde, da fehlt es schon nicht an guten Rathgebern und mitleidigen Herzen, welche die Sorge des Suchens dem sich einsam Fühlenden erleichtern möchten, zumal wenn der Wittwer, wie es hier der Fall war, noch ein Mann in den besten Jahren ist, der überdieß ein schönes, schuldenfreies Bauergut besitzt. Und dennoch war unter allen ihm ebenbürtigen Mädchen in Thrandorf auch nicht eine, welche besondre Lust gezeigt hätte, des Mannes zweite Frau zu werden.

Die Behandlung seiner ersten Frau konnte die Schuld nicht tragen; denn hatte diese auch gerade in keinem Rosengarten gesessen, so konnte man doch auch nicht sagen, daß sie eine unglückliche Ehe geführt habe, trotz dem daß Teichmann ein verschlossener, oft ziemlich grämlicher Mann mit wunderbaren Launen war. Es denkt in solchem Falle jedes weibliche Herz, es wolle die Zügel schon besser führen und ist nachsichtiger im Urtheile gegen den Lebenden als gegen die Verstorbene; auch die Schaar kleiner Kinder, welche oft mit dem Wittwer zugleich geheirathet werden müssen, konnte hier kein Hinderniß sein, denn seine Frau hatte ihm nur eine einzige Tochter, Dorothea, ein Mädchen von zehn Jahren, hinterlassen; aber gerade dieses Mädchen war der Stein des Anstoßes, welcher sich des Mannes Be-

werbungen um eine zweite Gattin allenthalben, wenigstens im Bereiche des Dorfes, in den Weg stellte.

Dorothea war ein wohlgebildetes Kind, aber mit einem Herzen voll böser Tücken, eitel, hinterlistig, ränkesüchtig und voller Lügen und Bosheiten; dabei hatte sich aber das Mädchen über den sonst ziemlich herzlosen und harten Vater einen solchen Einfluß zu verschaffen gewußt, daß sie es eigentlich war, welche das ganze Haus regierte. Um ihretwillen hielt kein Gesinde länger als ein Jahr dort aus; durch sie war ewiger Verdruß mit den Bekannten und Nachbarn, und auch die Mutter, der sie über den Kopf gewachsen war, verdankte manches Weh ihres ohnedem nicht dornenlosen Lebenspfades der eignen Tochter, so daß dieses Mädchen im ganzen Dorfe verrufen und übel gelitten war. Seitdem nun vollends die Mutter gestorben war, bei deren Tode sie sich ziemlich gefühllos gezeigt hatte, entwickelte sich ihre Herrschsucht und ihr Eigenwille in vollste Blüthe. Wo Teichmann im Dorfe anklopfte, fand er kein geneigtes Gehör. Den Mann hätte man allenfalls genommen, aber die verrufene Stieftochter mit in den Kauf zu nehmen, scheute sich Jede; und so blieb ihm nach vollendetem Trauerhalbjahre, weil er nicht Willens war, im Wittwerstande zu verharren, nichts übrig, als sich unter den Töchtern des Landes außerhalb seines Dorfes umzusehen.

Durch Unterhändler, welche sich in solchem Falle gern einen Kuppelpelz verdienen, gelang es ihm endlich, in einem vaterlosen, doch nicht ganz unvermögenden Mädchen, Susanne Seiler, freilich erst in einer Entfernung von fünf Stunden, die gesuchte zweite Gattin zu finden. Susanne war nicht mehr in der ersten Jugendblüthe, aber von angenehmem Aeußern, gesund und rüstig, dabei arbeitsam und von unbescholtenem Rufe. Sie hatte in frühern Jahren bereits einen Liebhaber

gehabt, einen jungen Schneider, den aber der Tod heimholte, ehe er seine Braut zum Traualtar führen konnte; seitdem hatte sie sich von den lärmenden Vergnügungen der Landjugend gänzlich zurückgezogen, und noch lange ihren heimgegangenen Bräutigam still betrauernd, half sie ihrer Mutter durch rastlose Thätigkeit das kleine Gütchen behaupten, das ihnen der verstorbene Vater ziemlich verschuldet hinterlassen hatte. Doch die Mutter wurde nach und nach älter und stumpfer und so hatte diese sich entschlossen, das Gut mit dem Vorbehalte des Auszugsrechtes zu verkaufen; Susanne hätte dann müssen einen Dienst suchen, als Teichmann sich grade zur rechten Stunde als Freier anmeldete und sie sich denn zum Jaworte entschloß. Es wurde Brautschau beim Bräutigam gehalten, wobei das stattliche Gut ein neues Gewicht in die entscheidende Wagschale legte, Dorothea aber von ihrem Vater klüglich an diesem Besuchstage der Braut entfernt worden war, und so wurde denn am Sonntage nach Michaelis 1790 in der Kirche ihrer Heimath Susanne mit ihrem Verlobten ehelich verbunden und in der nächsten Woche, bei zunehmendem Monde, holte Teichmann seine junge Frau sammt der ihr zugehörigen Ausstattung feierlich heim.

Daß Dorothea mit ihres Vaters Verheirathung nicht einverstanden war, versteht sich von selbst und sie hatte sich deshalb im Stillen längst gelobt, der Stiefmutter das Leben so sauer wie möglich zu machen, doch war sie klug genug, mit ihren Ränken nicht sogleich hervorzutreten, sondern erst die Flitterwochen vorübergehen zu lassen und den alten Einfluß auf den Vater wieder zu gewinnen, welcher in der letzten Zeit durch dessen Sorgen um seine Verheirathung etwas in den Hintergrund getreten war.

Die junge Frau richtete sich bald in die neuen Ver-

hältnisse ein, mußte aber auch eben so bald schmerzlich empfinden, welche schlimme Zugabe ihr in der ränkesüchtigen Stieftochter geworden war, deren besondre Eigenschaften, durch Thatsachen belegt, ihr überdieß mitzutheilen geschäftige Nachbarinnen nicht ermangelten. Susanne war in der That mit ihrem liebebedürftigen Herzen schlimm daran: ihres Ehemannes verschlossene Gemüthsart und zuweilen rauhes Wesen bot ihr für ihr tieferes Gemüth keine Befriedigung dar, ihre Mutter wohnte fünf Stunden von ihr entfernt und wurde immer stumpfer, ihre Stieftochter, obgleich fast noch ein Kind, stand ihr sogar feindlich gegenüber; darum erkannte sie es als eine besondre Gnadenerweisung Gottes, daß sie im Sommer 1792 Mutter eines Knaben wurde. Sie hatte doch nun ein Wesen, dem sie ihre ganze Liebesfülle widmen konnte und das ihre Liebe ihr erwiederte, und fürwahr, der kleine Friedrich verdiente auch solche Liebe, denn er war ein freundliches, stilles und gutmüthiges Kind, dessen gute Eigenschaften die Unliebenswürdigkeit der Stiefschwester nur noch mehr in's Licht setzten.

Dorothee haßte darum den armen Knaben eben so, wo nicht mehr als dessen Mutter und wußte durch ihre Tücken des Vaters Herz dem Kinde nicht nur zu entfremden, sondern auch zur Eifersucht auf dasselbe zu erwecken. Er warf demnach seiner Frau unausgesetzt vor, daß sie den Jungen verhätschele, hatte immer etwas an ihm zu tadeln, strafte die ihm von Dorotheen jederzeit treulich und im vergrößerten Maaßstabe hinterbrachten kindlichen Fehltritte desselben auf's Härteste, ja faßte zuletzt gegen denselben einen förmlichen Widerwillen, so daß der Knabe seinem Vater so viel wie möglich auszuweichen suchte, ängstlich und scheu in dessen Gegenwart war, dafür aber um so inniger sich an seine Mut-

ter anschloß, welche ihm diese ungerechte Behandlung durch Trosteswort und Zusprache, durch Liebkosungen und Gewährung seiner kleinen Wünsche zu ersetzen suchte.

„Ach Mutter", seufzte einst der Knabe, als nach harter, unverdienter Züchtigung diese unter Thränen ihn zu beruhigen suchte, „warum ist der Vater nur gegen mich so strenge und kann mich nicht leiden? Wäre ich nur erst groß, dann ging ich fort in die weite Welt, nach Italien, wovon uns heute der Schulmeister erzählte. O Mutter, da mag es schön sein! da wachsen Citronen und Feigen wie bei uns die Aepfel auf den Bäumen und warm und mild ist es da, lauter blauer Himmel und Sonnenschein! Wenn du nur mit könntest, du hast mich ja allein noch lieb!" Susanna sprach ihm Trost zu, suchte den Vater gegen ihn zu entschuldigen, damit diesem nicht ganz des Kindes Herz entfremdet würde, verwies ihn auf den lieben Gott, erinnerte ihn an alle die frommen Männer aus der biblischen Geschichte, die auch eine harte Jugend gehabt hätten und denen es zuletzt wohl gegangen wäre und bat ihn, nur immer fromm und gut zu bleiben und zu warten, bis er confirmirt sei, dann möge er ein Handwerk lernen, wodurch er aus dem Hause komme, und alsdann könne er vielleicht als Geselle auf seiner Wanderschaft auch noch das schöne Land sehen, von dem der Schulmeister erzählt habe.

Der Mutter frommes Trosteswort verfehlte auch nicht seine Wirkung auf das weiche Gemüth des guten Jungen; er hielt sich von da an als Hoffnungsanker an dem Gedanken fest: Wenn du aus der Schule entlassen bist, dann lernst du ein Handwerk und wanderst fort in die weite Welt! Er verdoppelte von nun an auch in der Schule seinen Fleiß und war er schon vorher des Lehrers Liebling gewesen, so fand er an diesem nun einen eifrigen Schutz- und Lobredner gegen seinen har-

ten Vater. Seine schönsten Stunden waren die, wenn er in den Sommer- und Herbstmonaten die Kühe seines Vaters hütete. Draußen in Gottes freier, schöner Natur fühlte er sich wohl; statt der Scheltworte im väterlichen Hause hörte er hier die Loblieder, welche die Lerche in den blauen Lüften ihrem Schöpfer sang und die Glokken seiner Kühe tönten ihm wie Friedensgeläute. In des Waldes Einsamkeit oder auf einen Feldrain hingestreckt, träumte er von all' seinen Wanderungen durch die Welt und sah im Geiste schon fremde Länder mit himmelhohen Bergen und breiten Strömen. Desto mehr fürchtete er sich vor der Winterzeit, die ihn in des Hauses engen Räumen festgebannt hielt und in öftere und nähere Berührung mit dem strengen Vater und der gehässigen Stiefschwester brachte, welche Letztere mit jedem Jahre übler gelaunt ward, da sie immer weiter in die Zwanziger Jahre hinausrückte, ohne daß ein ersehnter Freier kam, um sie zum Traualtar zu führen.

Rückt für jedes ungeduldige Kind, welches je eher, je lieber zu den Erwachsenen gehören möchte, die Zeit überhaupt nur langsam vorwärts, so schien sie dem armen Friedrich, der nach der Erlösung seufzte, noch langsamer dahin zu schleichen; indessen die Zeit rückt doch vorwärts, und so verflossen auch ihm die Jahre, so daß endlich das ersehnte Osterfest 1806 erschien. Als am Palmsonntage die Confirmanden an den Altar traten, eröffnete Friedrich den Zug der Knaben. Unter den mannigfachen Gefühlen, welche sein tiefgerührtes Herz durchzogen, war das des heißesten Dankes gegen Gott, daß mit der heiligen Bundesstunde auch seine irdische Erlösungsstunde geschlagen habe, das vorherrschende; seine Mutter aber vergoß während der frommen Rede des Geistlichen manche heiße Thräne und die Zeit ihres

sechszehnjährigen Ehestandes ging vor ihren geistigen Blicken vorüber.

Mit den ausgezeichnetsten Zeugnissen seines Lehrers der Schule entlassen, eilte der Knabe froh nach Hause, übergab sie seinem Vater und als dieser zufrieden hierüber mit dem Kopfe nickte, — ach, ein seltener Sonnenblick der väterlichen Gunst im Leben des Knaben! — da faßte er sich ein Herz und trug ihm seine Bitte vor, ihn zu einem Tischler in die Lehre zu thun. Doch sein gutes Wort fand keine gute Statt; der Vater machte ein finstres Gesicht und sprach: „Junge, was fällt dir ein? Ich glaube gar, du willst ein Brethobler werden! Dir ist wohl ein Bauer zu schlecht? Danke du Gott, daß du der einzige Sohn von einem Vater bist, der dir einmal ein schuldenfreies Bauergut hinterläßt! Tausende wären froh, wenn sie von ihren Aeltern so warm eingesetzt würden. Schlag dir die Raupe aus dem Kopfe, wenn's an's Hafersäen geht, sollst du zum erstenmale die Pferde in die Hände kriegen!" Damit stand er auf und ging zur Thüre hinaus, Friedrich aber war wie vom Donner gerührt. Einem armen Manne, dem der Blitz sein eben mühselig aufgebautes Häuschen in wenigen Minuten in Schutt und Asche verwandelt, kann nicht weher zu Muthe sein, als dem armen Knaben, der sich endlich am heißersehnten Ziele glaubte und alle schöne Träume und Pläne mit einemmale vernichtet sah mit der traurigen Aussicht des weitern Fortlebens unter diesen ihn zu Boden beugenden Verhältnissen, und bei des Vaters unbeugsamen Sinne war auf eine Aenderung seines Bescheides auch nicht im Geringsten zu hoffen.

Lange stand Friedrich wie angebannt noch an derselben Stelle, wo er des Vaters Urtheilsspruch über seine Zukunft erhalten hatte, stumm und unbeweglich; endlich löste sich sein Schmerz in Thränen auf, sie rollten strom-

weise über seine Wangen, aber er sprach kein Wort; langsam ging er zur Stube, zum Hause, zum Hofe hinaus und suchte sich ein stilles Plätzchen in einem kleinen Gebüsche unweit des Gutes, wo er schon so manchmal seinen Schmerz ausgeweint hatte und welches von seiner Schwester Dorothee ihm zum Hohne deßhalb „der Thränenwinkel" genannt wurde. Doch nach kaum einer halben Stunde kam er wieder herein, ruhig und gefaßt; es war mit ihm in seinem Innern eine gewaltige Veränderung vorgegangen; jener Augenblick war entscheidend für sein Leben geworden, er hatte den schüchternen Knaben zum entschlossenen Manne umgewandelt, so daß selbst seine Mutter sich wunderte, als er ihr mit ziemlicher Ruhe des Vaters Bescheid auf seine Bitte mittheilte und diese ihn zu trösten und zu erheben suchte.

„Ach, ich wußte das längst", redete sie ihm zu, „denn ich habe schon früher beim Vater deswegen angeklopft; ich wollte es dir aber nicht sagen, um dich nicht niederzuschlagen und dir alle deine Hoffnungen mit einemmale zu nehmen; aber sieh', der Vater meint es gut, er will dir einmal das Gut übergeben und dann bist du ein gemachter Mann. Du wirst mit jedem Jahre nun älter und er wird dich auch nicht mehr wie ein Kind behandeln; vielleicht heirathet die Dorothee bald, dann ist der Störenfried aus dem Hause und der Vater wird alsdann auch schon freundlicher werden. Drum ergib dich drein, mein Friedrich, und sei verständig. Gottes Wege sind nicht unsere Wege!" Du siehst ja, Mutter, entgegnete ihr Friedrich, daß ich ganz ruhig bin, es kommt ja auf eine Probe an. Aber eben nur der Entschluß, eine Probezeit noch zu wagen, war das Ergebniß dieser mütterlichen Worte in des Knaben Seele gewesen; sie rückten die Ausführung seines gefaßten Entschlusses nur auf einige Zeit hinaus. Die Probezeit

aber ward schon nach einem Vierteljahre, welches übrigens ganz in der frühern Weise verfloß, durch einen besondern Vorfall beendet.

Die hintern Felder des Teichmann'schen Gutes durchschnitt eine Straße, welche, da sie die Hauptstadt und die erste Fabrikstadt des Landes mit einander verbindet, zwar jetzt eine Chausee ist, damals aber, ohngeachtet des lebhaftesten täglichen Verkehres, wie das meistens in unserm deutschen Vaterlande der Fall war, in dem bösesten Zustande sich befand, so daß Frachtfuhrleute in einem Tage oft nur wenige Stunden zurücklegen konnten. Es war um die Zeit der Heuärndte, als Friedrich eines Vormittags auf einem jener Felder unmittelbar an der Straße mit den Pferden angespannt war. Verschiedene Gewittergüsse und ein mehrere Tage anhaltender Regen hatte die Straße in einen wahren Morast verwandelt, so daß ein vorüberfahrender vierspänniger Frachtwagen in einem der vielen tiefen Löcher mit den Vorderräden sitzen blieb und ohngeachtet aller Anstrengungen des Fuhrmanns und der nichts weniger als kraftlosen Pferde nicht herauszubringen war. Ueber eine Viertelstunde schon hatten Mann und Pferde vergeblich sich gemüht, da konnte es Friedrich nicht länger mit ansehen; er ging hinüber zum Fuhrmann und erbot sich, seine Pferde ihm vorzuspannen und den immer tiefer versinkenden Wagen aus dem Loche herausbringen zu helfen. Natürlich nahm dieser diese freundliche Hilfeleistung höchst dankbar an und es gelang nun den vereinten Kräften, den Wagen von seiner Haft zu befreien und da die Pferde einmal vorgelegt waren, so half Friedrich dem Fuhrmann noch ein Stück weiter durch die schlimmste Strecke der Straße und als er seine Pferde wieder abspannte, drang ihm der dankbare Mann trotz alles Weigerns von Seiten Friedrichs ein

sächsisches Zweigroschenstück auf. Von fern aber, durch ein Gebüsch gedeckt, wo Dorothee mit einigen Mägden auf einer Wiese das vom Regen durchnäßte Heu wendete, hatte diese Alles mit angesehen und kaum zu Hause angekommen, sofort dem Vater Alles und noch dazu möglichst entstellt, erzählt. Eine halbe Stunde darauf kehrte auch Friedrich mit den Pferden heim. Teichmann empfing ihn mit finsterm Gesichte, wartete jedoch bis nach dem Mittagsessen, ob ihm der Sohn das Vorgefallene erzählen würde. Da aber Friedrich, ohnedem meist schweigsam, nichts erwähnte, so brach das Ungewitter des väterlichen Zornes in der vollsten Stärke über ihn los. Der Vater warf ihm vor, daß er statt zu arbeiten, was ihm befohlen sei, sich in Sachen mische, die ihm nichts angingen, die Pferde über ihre Kräfte anstrenge, sich unrechtmäßig Geld damit verdiene, solches auch noch verheimliche und ihn betrüge, das Geld jedenfalls aber zu schlechten Dingen verwende. Alle Entschuldigungen Friedrichs waren vergeblich, sie brachten den Mann nur noch mehr in die Hitze und die Sache endigte mit einer grausamen Züchtigung und der Versicherung, daß Friedrich nie wieder die Pferde allein sollte überlassen bekommen. Teichmann zog deßhalb auch Nachmittags selbst mit dem Geschirre auf's Feld, Friedrich mußte zu Hause Reißigbündel hacken und bekam von der Mutter, welche dieser neue Auftritt auf's Tiefste gebeugt hatte, gegen vier Uhr den Auftrag, den Heumähern das Vesperbrod in einem Körbchen hinaus auf die Wiese zu tragen.

Doch Friedrichs Entschluß, den er bereits nach jener verhängnißvollen Stunde, als ihm der Vater die Erlaubniß zur Erlernung eines Handwerks für immer verweigerte, gefaßt und nur durch der Mutter frommes Bibelwort, daß Gottes Wege nicht unsere Wege seien,

verschoben hatte, war nun zur Reife gelangt. Ehe er sich auf den Weg hinaus auf die Wiese machte, zog er noch seine festesten Stiefeln an, steckte seine kleinen Ersparnisse an Geld, die er sorgfältig gesammelt hatte, zu sich und gab beim Weggehen der Mutter noch einmal die Hand. Er kehrte nimmer wieder. Der Abend kam, aber Friedrich nicht; die Heumacher kehrten heim, sagten auf Befragen aus, daß er ihnen das Körbchen mit dem Vesperbrode gebracht habe und dann wieder heimwärts dem Dorfe zu gegangen sei; er selbst aber war verschwunden. Man brachte eine sorgenvolle Nacht zu; in die Augen von Friedrichs Mutter kam kein Schlaf, ihr Herz ahnete die Wahrheit. Am andern Morgen stellte man überall die sorgfältigsten Nachforschungen an, schickte nach allen Seiten Boten aus; Teichmann selbst war auf's Höchste beunruhigt und es zeigte sich, daß trotz seines harten Verfahrens gegen den Sohn, dieser ihm doch an's Herz gewachsen war; alles war vergeblich, nur das leere Körbchen fand man in einem Gebüsche, nicht zu fern von der Wiese, wo die Leute im Heu beschäftigt gewesen waren.

Teichmann ging nun in's Amt, zeigte den Vorfall an und bat auf's Dringendste um die genauesten Nachforschungen. Doch auch das war vergebens, sein Auge sah ihn nie wieder. Es wäre vergeblich zu schildern, welchen Schmerz das Mutterherz empfand, welche das einzige Kind, den Faden, an welchem noch ihr Lebensglück und ihre Hoffnung hing, verloren hatte; nur Dorothee war wenig gerührt, der Stiefbruder war ihr immer ein Dorn im Auge gewesen. Nicht weniger als die Mutter war aber Teichmann zu beklagen; diesem hatte des Sohnes Entweichen die Eisrinde des Herzens geschmolzen, er war wie verwandelt. Ein Jahr lang hoffte er noch, daß Friedrich werde wiedergefunden

werden oder freiwillig zurückkehren; als aber diese Zeit vorüber war, da verzweifelte er nicht nur an dem Wiederkommen seines Sohnes, sondern auch an sich selbst. Er machte sich fortwährend die heftigsten Vorwürfe, schlief wenig, vermied jede Gesellschaft und bei seiner verschlossenen Gemüthsart und da ihm die Elasticität der Seele seiner Frau fehlte, welche das Gottvertrauen aufrecht erhielt, so erlag sein Körper bald diesen zerstörenden Gemüthsbewegungen. Er verfiel sichtlich, wurde immer schwermüthiger, gab keinen Tröstungen und Hoffnungsgedanken Raum und im zweiten Sommer nach Friedrichs Entfernung erlag er seinem Gram und Kummer.

Als er seinen Tod nahen fühlte, ließ er das Gericht kommen und machte sein Testament, wornach das Gut an seine Wittwe kommen sollte, jedoch mit der Bedingung, daß diese es an seinen Sohn, wenn derselbe einmal wiederkommen würde, abtreten solle; nur dann, wenn dieser sich nie wieder einstellen und seine Wittwe gestorben sein würde, solle das Gut an seine Tochter kommen; bis dahin aber wurde Dorothee mit einer Geldsumme, die ihren Pflichttheil noch überschritt, abgefunden. Am Sonntage nach Michaelis 1808 wurde er unter großer Theilnahme des ganzen Dorfes und der Nachbarschaft begraben, weil sein tiefer Gram, seine aufrichtige Reue, sein so bald erfolgter Tod die früher ihm so wenig geneigten Gemüther versöhnt hatten. Der Geistliche aber wählte ihm zum Leichentexte Baruch 4, 23: „Ich habe dich ziehen lassen mit Trauern und Weinen, Gott aber wird dich mir wiedergeben mit Wonne und Freude ewiglich!“ und als er des durch die väterliche Strenge in die Welt hinaus Getriebenen und der tiefen Reue des gebrochenen Vaterherzes gedachte, zerfloß die ganze zahlreiche Trauerversammlung in Thränen, die

arme Wittwe Teichmann aber war in Schmerz aufgelöst.

Es trat nun im Hause ein ganz anderes Verhältniß ein. Dorothee erhielt ihre Strafe durch die allgemeine Verachtung, die ihr zu Theil wurde, denn Jedermann erkannte in ihr die Ursache, welche den Bruder hinaus in die Welt getrieben und den Vater in das zeitige Grab gebracht hatte; ihre Herrschaft hatte schon in den letzten Jahren des Tiefsinns und Grams ihres Vaters bedeutend abgenommen und jetzt hing sie ganz von ihrer Stiefmutter ab. Das konnte sie auch nicht lange ertragen, darum zog sie ein halbes Jahr nach des Vaters Tode zu einem Bruder ihrer verstorbenen Mutter, einige Stunden von Thrandorf entfernt, hoffend, daß vielleicht dort sich eine Verheirathung eher bewerkstelligen würde.

Nach ihrem Wegzuge aus dem väterlichen Gute waltete nun dort ein stiller, friedlicher Geist. Die Wittwe verwaltete ihre Wirthschaft mit einer Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit, welche alle Anerkennung fand. Sie hielt sich nur für eine Vormünderin ihres Sohnes, von dem sie die feste Hoffnung hatte, er werde sich noch einmal wiederfinden, so daß dieser Gedanke bei ihr zuletzt zur fixen Idee wurde, sie bei allen Handlungen leitete, bei allen Gelegenheiten von ihr ausgesprochen wurde und das mit einer Zuversichtlichkeit, als ob ihr Sohn nur verreist sei, zugleich aber auch ihren Schmerz mäßigte und sie in ihrem Kummer nicht versinken ließ. Es war wahrhaft rührend, wenn man sie bei jedem Rathe, den sie sich in Bezug auf ihre Wirthschaftsangelegenheiten von erfahrnen Nachbarn erbat, jedesmal die Frage hinzufügen hörte: „Es wird doch aber auch dem Friedrich recht sein?" Wenn sie eine Kuh kaufte, wählte sie jedesmal die Farbe, welche Friedrich am liebsten ge-

habt hatte; wenn sie irgend eine Verbesserung bewerkstelligt hatte, dachte sie: Wie wird sich Friedrich darüber freuen, wenn er wiederkommt! Sie sprach mit ihm, träumte von ihm, lebte mit ihm.

Doch es waren bereits acht Jahre seit Friedrichs Entfernung vorüber und der Mutter Hoffen war noch nicht erfüllt, und es waren schwere Jahre gewesen: Jahre des Kriegs mit Einquartirung, Lieferungen, Sorgen und Schrecken für die arme Wittwe. Dorothee war zuweilen herüber zur Mutter zum Besuche gekommen und hatte ihr früheres Betragen gegen sie gänzlich geändert; es machte ihr wenig Kummer, daß der Bruder sich nicht wieder eingestellt hatte und ihr stiller Wunsch und Hoffen war, daß er auch nie wiederkehren und dadurch das Gut nach der Stiefmutter Tode ihr Eigenthum werden würde. Sie mußte also diese im Guten erhalten und suchte auch alles Mögliche auf, sich bei derselben in Gunst zu setzen. Die gute Frau hatte ihr alles Herzeleid, auch das schwerste, die Vertreibung des geliebten einzigen Sohnes, vergeben und war freundlich und freigebig gegen sie; nur wenn Dorothee Anspielungen auf den künftigen Besitz des Gutes machte, wurde sie unwillig und zuletzt schweigsam.

So geschah es, daß an einem schönen Frühlingsmorgen des Jahres 1814 sich wiederum Dorothee zum Besuche bei ihrer Stiefmutter einstellte, jedoch dießmal nicht allein, sondern in Begleitung eines Mannes in städtischer Kleidung, den sie der Mutter als ihren Bräutigam vorstellte; es war ein Lohgerbermeister, Namens Lieser aus einem benachbarten Städtchen. Der Mann war offenbar jünger als seine Braut, die nun bereits 34 Jahre zählte, und jedenfalls hatte Dorothee's Mitgift einen nicht unbedeutenden Einfluß auf des Mannes Wahl gehabt. Die Mutter nahm Dorothee mit

ihrem Bräutigam freundlich auf, denn die Kunde von dieser Verheirathung ihrer Stieftochter, die sie längst um dieser selbst willen gewünscht hatte, war ihr erfreulich; nach den ersten Begrüßungen und Mittheilungen aber rückte der künftige Schwiegersohn mit dem Antrage heraus, daß es nun wohl nöthig wäre, den verschollenen Sohn, der nun bereits seit acht Jahren nichts habe von sich hören lassen, durch öffentliche Edictalien zur Rückkehr aufzufordern. Obgleich nun Lieser dabei die Absicht hatte, dadurch in den Besitz des Gutes zu kommen, so wußte er doch seinem Vorschlage den Anschein zu geben, als ob dieß noch ein Mittel wäre, der Mutter den heißersehnten Sohn wieder in die Arme zu führen, darum ging diese endlich auch hierauf ein und nach einigen Monaten schon waren vom Gerichte die Aufforderungen an Friedrich zur Rückkehr in den öffentlichen Blättern eingerückt; Dorothee aber feierte unterdessen ihre Hochzeit.

Um diese Zeit, es war im Mai 1814, rückte in dem Dorfe Leuba, eine Stunde von Thrandorf entfernt, eine Compagnie östreichischer Soldaten vom Regimente Fürst Aloys Lichtenstein ein und blieben dort mehrere Wochen einquartirt. Einer der Soldaten, ein junger Mensch von 22 Jahren, lag bei einem Bauer im Quartier und wußte durch sein bescheidnes und gefälliges Betragen sich die besondere Gunst seines Wirthes und dessen Familie zu erwerben, so daß ihn dieser eines Abends mit in die Schenke nahm und dort bewirthete. Die Unterhaltung der übrigen Gäste aber schien dem Soldaten wenig zu behagen und so ergriff er das auf dem Tische liegende neueste Stück des Provinzialblattes. Nachdem er die Kriegsberichte und Tagesbegebenheiten gelesen hatte, kam er auch an die öffentlichen Bekanntmachungen und zufällig bekam er auch die grade

in diesem Blatte befindliche gerichtliche Aufforderung, den verschollenen Friedrich Teichmann aus Thrandorf betreffend, zu Gesichte. Dieß schien ihn zu interessiren, da er wußte, daß jenes Dorf ganz in der Nähe lag und er fragte deßhalb die Anwesenden nach den nähern Umständen dieser Entweichung. Da nun ohnedieß durch die Edictalien diese Geschichte in der Nachbarschaft wieder in Erinnerung gebracht worden war und man allgemeinen Antheil daran nahm, so drehte sich auch das Gespräch bald nur um diese Begebenheit, man erzählte alle Einzelnheiten des Vorfalls und Jeder wollte mehr davon wissen als der Andere.

Aufmerksam hörte der Soldat, welcher den Namen Koch führte, zu; er wurde lebhaft davon ergriffen und zuletzt schweigsam. Seinem Quartiergeber war dieß nicht entgangen, er sah sich seinen militairischen Gast aufmerksamer und wiederholt an, stellte Vergleichungen an und bald fiel es wie Schuppen von seinen Augen, daß das der Friedrich Teichmann selbst sei. Er theilte diese Entdeckung seiner Ehehälfte geheimnißvoll mit und diese stimmte erst erstaunt, aber bald vollständig überzeugt, damit überein, sich wundernd, daß sie nicht längst schon darauf gekommen wäre, da der Soldat in der Nachbarschaft so bekannt zu sein scheine, worüber sie ihn auch schon befragt, aber von ihm die Antwort erhalten habe, er sei schon früher einmal durch diese Gegend marschirt. Als nun Koch am andern Tage beim Mittagsessen wieder das Gespräch auf den Verschollenen brachte und sich namentlich auf das Genaueste nach der alten Mutter erkundigte, da blieb dem gutmüthigen Bauer kein Zweifel mehr; er konnte sich aber auch nicht länger halten, sondern nahm sogleich nach beendigtem Essen seinen Soldaten mit hinauf in die Oberstube und redete ihn ohne Weiteres als den vor acht Jahren verschwun-

denen Teichmann an: „Gestehe es nur, du bist der Friedrich Teichmann, es ist mir gleich die Aehnlichkeit mit deinem seligen Vater, den ich genau gekannt habe, aufgefallen." Koch wollte nichts davon wissen, doch sein Wirth drang immer mehr in ihn und gab ihm so viele Merkmale an, daß er kein Anderer als der Verschwundene sei, daß dieser ihm es endlich gestand: Ja, es sei so, er habe sich nicht getäuscht, doch bitte er ihn, davon gegen Jedermann zu schweigen, denn er wolle sich nicht zu erkennen geben, sondern habe sich vorgenommen, seine einmal ergriffene Laufbahn als Soldat weiter zu verfolgen. „Närrscher Kerl", entgegnete ihm Jener, „sei nicht albern, was hast du denn Besonderes unter dem Kriegsvolke? Deine Mutter härmt sich bald um dich zu Tode, dein Vater ist gestorben und du bekommst das schöne Bauergut, das sonst deiner Stiefschwester zufällt und der gönne ich's wahrlich nicht, sie hat's auch nicht um dich verdient!"

Friedrich, den wir nun wieder mit seinem Taufnamen bezeichnen wollen, wurde durch das Zureden seines Wirthes schwankend und gab endlich nur zu, seine Mutter noch einmal sehen zu wollen, die ihn allerdings unendlich dauere. Das war dem in seinen Soldaten ganz vernarrten Bauer genug und gleich am andern Morgen in aller Frühe machte er sich selbst nach Thrandorf zur verwittweten Teichmann auf den Weg. Die alte Frau hieß den ihr wohlbekannten Bauersmann willkommen und dieser zögerte auch nicht lange, mit seiner Freudenpost herauszuplatzen. „Nun Mutter", sprach er gutmüthig und ganz glücklich über sein Geheimniß, das er nun endlich los werden und an die rechte Stelle bringen konnte, „nun Mutter, rathet einmal, was ich bei euch will?" und als jene ihm versicherte, daß sie das nicht wissen könne, fuhr es ihm heraus: „Ich bringe

euch Nachricht, ja sogar einen Gruß von eurem Sohne!" Die alte Frau wurde leichenblaß; es wurde ihr schwindlich, sie mußte sich auf eine Bank setzen. Von meinem Friedrich? fragte sie halb ungläubig, halb freudig erschrocken mit zitternder Stimme. „Ja, ja, von eurem Friedrich und von keinem Andern! Denkt euch, er ist östereichischer Soldat und liegt bei mir im Quartier. Meine Frau und ich merkten es gleich und nun wissen wir es gewiß; es kostete aber Mühe genug, ehe ers uns Wort hatte, doch nun hat er es mir selbst eingestanden, aber er will sich durchaus Niemandem weiter zu erkennen geben, nur euch möchte er gern noch einmal sehen und von euch Abschied nehmen. Er darf aber nicht aus dem Dorfe, denn die Soldaten wissen keine Stunde, wann sie fortmarschiren müssen, also haltet euch nicht auf, sondern kommt gleich mit herüber nach Leuba, vielleicht kriegen wir ihn noch rum, daß er wieder zu euch kommt!" Ach Gott, seufzte die alte Frau und faltete dankbar ihre Hände zu Gott, mein Friedrich! so soll ich ihn doch noch sehen, ehe ich in die Grube fahre! Habe ich's nicht hundertmal gesagt: er würde noch wiederkommen? Ja, ja, ich gehe gleich mit, aber du lieber Gott, mir zittern alle Glieder und das Herz bebt mir vor Freude, ich glaube kaum, daß mich meine Füße so weit tragen. Wären nur die Pferde zu Hause, die sind aber schon am frühen Morgen mit Hafer in die Stadt, sonst führen wir zusammen hinüber. „Nichts, nichts, Mutter," antwortete der Freudenbote, „das würde dem Friedrich auch gar nicht recht sein, denn er will durchaus kein Aufsehen haben. Kommt nur mit, die Freude wird euch schon Beine machen, und wenn's nicht geht, da führe ich euch." Während der Bauer sich durch ein sofort herbeigebrachtes Frühstück nebst einem tüchtigen Schnapse stärkte, zog sich die alte

Teichmann an, konnte aber in der Bewegung ihres Herzens immer das Rechte nicht finden; sie war wie im Traume, ihr Friedrich verrückte ihr alle Gedanken.

Endlich begaben sich die Beiden auf den Weg und obgleich der Begleiter durch Mittheilungen über den Sohn, den er nicht genug loben konnte, ihn zu verkürzen suchte und sie der Fragen Hunderte hatte, kam er der alten Frau doch ungewöhnlich lang vor. Jetzt waren sie nahe am Ziele und das Mutterherz klopfte hörbar; sie wußte kaum, wie ihr zu Muthe war. Ehe sie in's Gut eintraten, mußte sie noch ein Weilchen warten; sie fühlte sich zu erschöpft. Nachdem sie sich etwas erholt und gefaßt hatte, ging der Bauer voran, er fand Friedrich in der Stube, sein Riemenzeug putzend. „Deine Mutter kommt selbst!" rief er ihm zu; Friedrich erblaßte und in diesem Augenblicke trat auch die alte Frau zur Thüre herein.

Als sie ihren Sohn erblickte, blieb sie unbeweglich stehen, richtete ihre Augen prüfend auf ihn und vermochte kein Wort zu sprechen, als aber Friedrich ihr entgegen ging, sie bei der Hand nahm und mit bebender Stimme sagte: „Guten Tag, liebe Mutter!" da löste sich ihre Erstarrung, sie fing an zu schluchzen, endlich brachen Thränenströme aus ihren Augen, sie sank ihrem Sohn um den Hals und rief: „Mein Friedrich! mein Sohn!" Nach einer Weile ließ sie ihn los, trat einige Schritte zurück, sah ihn von oben bis unten an und fragte: „Bist du's aber auch wirklich?" Friedrich nahm sie zum zweiten Male bei der Hand, blickte ihr tief in's mütterliche Auge und fragte traurig: „Mutter, kennt ihr mich denn nicht mehr?" „Ja, ja, du bist's, mein guter Junge! das ist meines Friedrichs Stimme, aber du bist so groß und schmuck geworden und ich kann an mein Glück noch gar nicht glauben!" „Mutter, faßt

euch," sprach Friedrich, „und vergebt mir, daß ich euch so viel Kummer gemacht habe!" und führte sie zu einer Bank, wo sie sich setzten, jetzt aber auch gewahrten, daß der Bauer und seine Frau und das ganze Hausgesinde, — denn Friedrichs Wirthin mochte wohl nicht ganz reinen Mund gehalten haben, — um sie versammelt waren und alles vor Rührung weinte. Nach und nach wurden Mutter und Sohn ruhiger, die Zuschauer verliefen sich und man kam auf die Vergangenheit und Friedrichs Geschichte seit seiner Entweichung. O mein Sohn, sagte die glückliche Mutter mit zärtlichen Vorwürfen, ich muß zu dir sprechen wie Maria: „Mein Sohn, warum hast du uns das gethan? Dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen gesucht!" Die Reue und der Gram haben ihn in's Grab gelegt, aber sein Testament beweist, daß er dir vergeben hat. Er ruhe in Frieden! aber erzähle nur, wie ist dir's gegangen?

Friedrich erfüllte nun ihren Wunsch und theilte Folgendes mit: „Mutter, das Alte wollen wir vergessen, der Vater ruht nun im Grabe, aber meines Bleibens war nicht länger mehr im Hause und was ich mir vorgenommen hatte, beschloß ich nun auszuführen. Als ich an jenem mir unvergeßlichen Tage, der über mein Schicksal entschied, dem Fuhrmann aus seiner Noth geholfen hatte, sagte mir dieser, daß er bei dem bodenlosen Wege bis zum Abende höchstens zur nächsten Stadt kommen würde. Darauf baute ich meinen Plan. Nachdem ich den Heumachern ihr Vesperbrod gebracht hatte, kehrte ich scheinbar nach dem Dorfe zurück, im nächsten Busche aber warf ich den Korb hin und marschirte nun in Einem Zuge bis in die Stadt, wo der Fuhrmann übernachten wollte. Wie mir unterwegs zu Muthe war, will ich euch nicht beschreiben; es war Abends um neun Uhr, als ich dort ankam und in einem Gasthofe den

Fuhrmann richtig antraf. Er war nicht wenig verwundert, mich zu sehen; ich erzählte ihm aber, wie ich von meinem Herrn, — denn daß es mein Vater war, verschwieg ich, — wegen der ihm geleisteten Hilfe viel Schläge bekommen hätte und von ihm fortgeschickt worden sei. Weil ich mich aber nicht zu meinen Aeltern, die arme Tagelöhnersleute seien, nach Hause getraue und außer der Zeit nicht gleich einen andern Dienst bekommen würde, so wolle ich ihn fragen, ob er mich nicht gebrauchen könne und mitnehmen wolle.

Der Mann besann sich erst eine Weile, endlich sagte er: Weil dir's meinetwegen so schlecht gegangen ist und du ein gutmüthiger Junge zu sein scheinst, so will ich dich mitnehmen, aber ich bin draußen im Reiche bei Nürnberg zu Hause; wenn du so weit mitwillst, da magst du meinethalben mitkommen. Wer war froher als ich! Im Stalle neben den Pferden bekam ich auf dem Stroh mein Nachtlager; den andern Morgen, noch ehe die Sonne aufging, brachen wir auf; nach acht Tagen waren wir in des Fuhrmanns Heimath, einem Dorfe bei Nürnberg. Ich suchte mich so nützlich als möglich zu machen, begleitete meinen Dienstherrn auf seinen Reisen und bekam dabei manche schöne Stadt zu sehen; bald fuhren wir Güter nach Augsburg, bald nach Regensburg, bald nach München, bald nach Salzburg; ja selbst nach Lindau, das an einem großen See liegt, kam ich; nur wenn mein Herr nach Sachsen fuhr, ließ er mich auf meine Bitten zu Hause, zumal er wußte, daß ich indessen alle seine Angelegenheiten auf's Beste versorgte.

Fünf Jahre waren so verflossen, ich war nun herangewachsen und groß und stark geworden; mein Herr und ich waren wohl mit einander zufrieden und er schenkte mir viel Vertrauen, so daß er mir zuweilen die Fuhren

allein übergab, obgleich es der Kriegsunruhen wegen oft gefährlich genug war. Vor drei Jahren war es, als ich den Auftrag bekam, ein dreispänniges Fuder mit Waaren aus Nürnberg nach Prag zu fahren. Es war zwar ein weit Stück Weg und ich noch nie dort gewesen, indessen mein Dienstherr litt durch den Schlag eines Pferdes an einem bösen Beine und da er sich auf mich verlassen konnte, so schickte er mich getrost allein. Mit allem Nöthigen versehen, machte ich mich mit meinem Fuhrwerk auf den Weg; die Reise ging auch glücklich von statten und ich kam wohlbehalten in Prag an. Das war eine herrliche Stadt voller Kirchen und Thürme, aber für mich wurde sie eine Unglücksstadt, denn dort verlor ich Wagen, Pferde und meine Freiheit. Ich war noch nie nach Böhmen gefahren und kannte die Mauthgesetze nicht, kurz ich mußte was versehen haben und zum Unglück waren in zwei Kisten andre Waaren, als der Kaufmann auf seinem Frachtbriefe angegeben hatte und die in Oestreich verboten waren, und trotz aller Betheurungen meiner Unschuld und Bitten nahmen die Mauthbeamten Pferde, Wagen und Güter in Beschlag und ich wurde ohne Weiteres unter die Soldaten gesteckt. Ich war trostlos und schrieb an meinen Herrn einen Brief, doch habe ich nie Antwort darauf bekommen, denn am dritten Tage, nachdem ich die Uniform anhatte, mußte ich von Prag abmarschiren und ich habe auch seitdem nichts wieder von meinem guten Dienstherrn erfahren, der mich vielleicht heute noch für einen schlechten Menschen hält.

Der Mensch gewöhnt sich an Alles; so richtete ich mich auch endlich in's Soldatenleben ein und bin nun schon drei Jahre dabei, habe manches Land, auch das schöne Italien, das Ziel meiner Knabenwünsche, gesehen, bin in Schlachten und Scharmützeln gewesen und im-

mer glücklich bis auf einen Streifschuß am linken Arme davongekommen. Wohl manchmal habe ich nach Hause an meine gute Mutter gedacht, und als ich vor einigen Wochen in die Nähe meiner Heimath kam, hat mir das Herz gewaltig gepocht; ich erkundigte mich nach euch und hörte, daß der Vater gestorben sei, doch getraute ich mir nicht, euch Nachricht von mir zu geben; ich hatte euch ja zu viel Schmerz gemacht und glaubte nicht, daß ihr mir vergeben würdet, darum wollte ich unerkannt weiterziehn und von Gott erwarten, wie er mich weiter führen werde; indessen als ich den Aufruf in den Zeitungen las, fiel mir doch bald das Herz vor die Füße und ich war unvorsichtig genug, mich so weit zu verrathen, daß mein Wirth hier mich erkannte und mir keine Ruhe ließ, mich euch zu entdecken. Ach, vergebt mir nun alles Weh, das ich euch zugefügt habe, denn ich muß wie der verlorne Sohn im Evangelio sprechen: Ich habe gesündigt im Himmel und vor dir und bin nicht werth, daß ich dein Sohn heiße!"

Dabei ergriff er der Mutter Hand, welche während dieser Erzählung still vor sich hin geweint hatte. „Ach, mein Friedrich," schluchzte sie, „ich habe dir Alles schon längst vergeben, habe ich dich doch wieder, nun bleibst du aber bei mir und wir wollen nun glücklich und zufrieden mit einander leben." Doch damit war der Sohn weniger einverstanden; er meinte, er sei nun einmal aus den alten Verhältnissen herausgerissen und den Seinigen entfremdet, namentlich aber habe er gegen seine Stiefschwester, die ihn aus dem Hause und von der Mutter fortgetrieben habe, einen Widerwillen, den er nicht überwinden könne; übrigens sei er jetzt durch seine Militärpflicht gebunden und werde schwerlich von den Soldaten loskommen können; wollte sie ihm aber einen Liebesbeweis geben, so bäte er sie um ein kleines

Geldgeschenk, da es mit der Löhnung gar zu knapp hergehe, und um ihren Segen, damit es ihm in der Welt weiter wohl gehe. Die alte Frau war hierüber außer sich und versicherte, daß er von den Soldaten loskommen müsse, es koste, was es wolle; daß sie ihn nicht wieder würde in die weite Welt hinaus ziehen lassen, nachdem sie ihn erst gefunden habe; nur dadurch könne er ihr alle Schmerzen, die sie um seinetwillen gelitten, vergüten, daß er sie nun in ihren alten Tagen unterstütze; auch sei er jetzt grade zur rechten Zeit wie von Gott gesendet gekommen, weil er sonst von der Obrigkeit für verschollen erklärt und aller Ansprüche auf sein väterliches Gut verlustig gegangen wäre, das dann nach ihrem Tode seine Stiefschwester bekäme; dieses neue Herzeleid solle er ihr nicht anthun und sie nicht wieder verlassen. Dabei hielt sie ihn an der Hand fest, als wolle er ihr entfliehen.

Der Bauer unterstützte die Zureden der Mutter auf's Kräftigste und so ließ sich Friedrich endlich bewegen, einzuwilligen und zu versuchen, ob er könne von den Soldaten loskommen und wenn dieß geschehe, wieder in das alte Verhältniß einzutreten; doch machte er es sich zur ausdrücklichen Bedingung, daß seine Stiefschwester vor der Hand nichts davon erfahre und er sie nach seiner Heimkehr wenigstens das erste Vierteljahr nicht zu sehen brauche. Gern ging die Mutter auf diese Bedingungen ein und nachdem sie sich noch einige Zeit mit einander ausgeplaudert hatten, mußte Friedrich zu seinem Hauptmann gehen und sich erkundigen, ob es möglich sei, den Abschied zu erhalten und was deßhalb zu thun sei. Er brachte die Nachricht zurück, daß er sich allerdings loskaufen könne, doch ginge dieß nicht sogleich, sondern müßte erst an das Kriegsministerium gebracht werden, so daß unter einem Vierteljahre

keine bestimmte Nachricht zu erwarten sei. Kam nun diese Frist der alten Mutter allerdings viel zu lange vor, so tröstete sie doch schon die Möglichkeit, ihren Friedrich wieder bekommen zu können. Gegen Abend kehrte sie nach Thrandorf zurück, ihr Sohn begleitete sie ein ziemliches Stück Weges und beim Abschied herzte sie ihn noch einmal mit aller Zärtlichkeit der Mutterliebe. Doch schon am andern Tage kam die Ordre zum Weitermarschiren und es wurde deßhalb sogleich ein Eilbote an Friedrichs Mutter gesendet. Diese kam noch einmal herüber, nahm zärtlichen Abschied von ihrem Sohne, händigte ihm ein hübsches Reisesümmchen ein und erhielt dagegen von ihm das Versprechen, das Nöthige wegen Erlangung seines Abschiedes aus dem Kriegsdienste thun und fleißig schreiben zu wollen.

Noch in derselben Woche aber ging sie zum Justizamtmanne, erzählte ihm das glückliche Wiederfinden ihres Sohnes und bat um Rücknahme der Edictalien. Der Beamte, welcher sich für die alte gute Frau lebhaft interessirte und ihr wohlwollte, freute sich sehr über diese Nachricht und das Glück der Mutter, welche dadurch wahrhaft verjüngt schien, machte sie aber als ein Mann, welcher die Sache ruhiger und besonnener ansah als das vielfach bewegte und aufgeregte Mutterherz, darauf aufmerksam, ob sie sich auch untrüglich davon überzeugt habe, daß jener östreichische Soldat wirklich ihr Sohn sei. Die gute Frau nahm diese Zweifel beinahe übel, versicherte ihm, daß es in Wahrheit ihr Friedrich sei, denn er habe ja Alles aus der Vergangenheit genau gewußt, sehe ihrem Sohne ganz ähnlich und trage im Nacken eine Warze, die ihr Friedrich schon bei seiner Geburt mit auf die Welt gebracht habe. Weniger erfreut über den Wiedergefundenen war freilich Frau Dorothee Lieser, denn es kam die Kunde von des

Bruders Wiedererscheinen natürlich auch ihr bald zu Ohren; es wurden ja damit alle ihre Hoffnungen auf den Besitz des väterlichen Gutes für immer zu Wasser. Sie besuchte alsobald ihre Mutter, wünschte ihr mit saurem Gesichte Glück, rühmte sich durch ihr Dringen auf Erlaß der Edictalien die gewünschte Entdeckung herbeigeführt zu haben, konnte aber doch nicht unterlassen, der Mutter Freude durch hingeworfene Zweifel, ob es auch wirklich der Friedrich und nicht etwa ein Betrüger sei, zu trüben. Doch diese, eingedenk der Worte Friedrichs in Bezug auf seine Stiefschwester, wurde in dem Heiligthume ihres Herzens angegriffen gegen ihre Gewohnheit fast heftig, versicherte ihr, daß sie darüber ganz ruhig sein könne, das Mutterauge sei ein scharfes und das Mutterherz der beste Bürge und bat sie, den Wiedergefundenen, der großmüthig auf sein Besitzthum habe verzichten wollen, und nur mit großer Mühe überredet worden sei, in sein altes Recht einzutreten, nicht etwa, wenn er wieder käme, wie früher mit Feindschaft und Haß zu verfolgen, weil es ihr dann lieber sein würde, daß sie gar nicht nach Thrandorf käme. — Dorothee schwieg betroffen über diese ihr ungewohnte Sprachweise der Mutter, aber ihr Herz war voll Groll und Gift und sie wünschte den so zur Unzeit wiedergefundenen Bruder heimlich in's Pfefferland.

Friedrich schrieb der Mutter von Zeit zu Zeit, aber jeder Brief kam aus weiterer Entfernung, bis er ihr endlich von Brescia aus meldete, daß auf sein Abschiedsgesuch nun Resolution eingegangen sei, wornach er aus dem Kriegsdienste entlassen werden solle, wenn er hundert Gulden Münze zahlen würde. Er bat sie, weil ihm nun, nachdem er die Mutter gesehen habe und sich versöhnt wisse, der Soldatenstand fast zuwider werde, um baldige Zusendung der Summe an das Kriegs-

zahlamt, dessen Adresse er beilegte. Niemand war glücklicher als die alte Teichmann und durch die Vermittelung des Justizbeamten wurde denn auch sofort das Geld abgesendet. Nach vier Wochen, — es war um die Zeit der Kornärndte, — trat eines Abends Friedrich in Begleitung seines frühern Wirths bei seiner Mutter ein. Die Freude der alten Frau war übergroß und helle Thränen des Glücks entströmten ihren Augen, denn die ganze Vergangenheit stand wieder vor ihren Blicken und eine frohe Zukunft breitete sich vor ihr aus. — Am andern Tage führte ihn die Mutter durch alle Gebäude, Fluren und Waldungen des Gutes, zeigte ihm, was anders, aber, wie sie glaube, verbessert worden sei, fragte ihn, wie er mit dem Allen zufrieden sei und war höchst glücklich, als Friedrich ihr sein großes Wohlgefallen an Allem erklärte und ihr dankbar die Hand drückte.

Rüstig und thätig nahm er sich nun der Wirthschaftsführung an, hielt sich jedoch sehr zurückgezogen, besuchte weder die Schenke noch seine Jugendbekannten, weil, wie er gegen seine Mutter äußerte, er sich noch seiner Entweichung aus dem älterlichen Hause schäme, machte jedoch mit seiner Mutter dem Justizbeamten einen Besuch, der ihn mannigfach befragte, dem aber der junge Mann recht wohlgefiel. Seinen alten wohlwollenden Lehrer und den Pfarrer konnte er nicht begrüßen, denn der Erstere war indessen in die ewige Heimath, der Letztere auf eine andere Stelle versetzt worden. Dorothee wurde wegen zu erwartender Mutterfreuden verhindert, den angekommenen Bruder zu besuchen und dieser trug eben kein großes Verlangen, sie in ihrem jetzigen Wohnorte aufzusuchen; doch konnte sein Schwager der Neugierde nicht widerstehen, die Bekanntschaft des so ungelegen gekommenen Eindringlings

zu machen und kam nach einiger Zeit nach Thrandorf zum Besuch.

Friedrich war bereits über ein Vierteljahr wieder zu Hause; ihm war von der Mutter mit Beobachtung aller gerichtlichen Formen das Gut übergeben worden, als die Geschwister sich endlich zum erstenmale wiedersahen. Dorothee war etwas überrascht, statt des schwächlichen Knaben nun einen kräftigen und stattlichen jungen Mann mit militairischem Anstande vor sich zu sehen, indessen in ihrer Gesinnung gegen ihn war keine Veränderung vorgegangen; im Gegentheile sie haßte ihn wo möglich noch mehr, darum war auch der Empfang von beiden Seiten ziemlich kühl und die Herzen blieben sich entfremdet. Desto glücklicher lebten Mutter und Sohn mit einander, sie waren Ein Herz und Eine Seele, der dankbare Sohn trug seine Mutter auf den Händen und vergalt ihr alle treue Mutterliebe und alle um ihn getragenen Sorgen und Schmerzen aufs Reichlichste und diese wiederum sah ihm Alles an den Augen ab und sorgte für ihn auf's Zärtlichste. So war in Wahrheit dieses Gut, welches früher der Schauplatz so vielfachen Haders und Streites gewesen war, jetzt eine Wohnstätte des Friedens und des Glücks geworden; nur eine gute Schwiegertochter fehlte noch der alten Mutter zur Vervollständigung ihrer Zufriedenheit und sie lag deßhalb ihrem Sohne fleißig an, sich zu verheirathen und deßhalb unter den Töchtern des Landes umzusehen. Friedrich schien grade keine große Lust hierzu zu haben, denn er versicherte der Mutter öfters, daß sie ja jetzt auch ohnedem glücklich mit einander lebten und wirthschafteten, indessen gab er endlich dem Wunsche der Mutter nach, und da er nach und nach auch die alten Bekanntschaften wieder angeknüpft hatte und zuweilen Besuche in der Nachbarschaft machte, so

fand er endlich durch Vermittelung seines frühern Wirthes, der ihm sein ganz besonderes Wohlwollen treu bewahrte, auch in der Tochter eines wohlhabenden Müllers in der Nähe von Thrandorf eine für ihn ganz passende Braut. Es war ein gutmüthiges, hübsches Mädchen und im Frühjahr 1815 wurde die Hochzeit vollzogen.

Die junge Frau richtete sich bald und gut ein und die alte Mutter konnte des Rühmens ihres Glückes nicht satt werden. So vergingen in ungestörtem Frieden und Wohlsein sieben glückliche Jahre; drei kleine Mädchen waren indessen eingerückt und die alte Teichmann hatte mit der Pflege und Wartung ihrer Enkelinnen, die sie zärtlich liebte, alle Hände voll zu thun. Indessen welches Menschenglück auf Erden wäre wohl ungetrübt! und so fehlte es auch hier nicht zuweilen an trüben Stunden. Sie gingen von derselben Seite aus, von welcher seit langen Jahren schon so viel Weh über Mutter und Sohn ergangen war: Dorothee blieb auch jetzt noch der böse Genius der Familie; sie konnte den Verlust des schönen Gutes nicht verschmerzen und suchte darum in den zuletzt ganz offen von ihr ausgesprochenen Zweifeln an der Aechtheit des Bruders ihrem Hasse Luft zu machen. Sie ergriff alle Kleinigkeiten, um ihren Verdacht zu begründen; bald hatte Friedrich nicht gewußt, wo der Wassertrog früher gestanden habe, bald sollte er einen alten Birnbaum, der während seiner Entfernung umgemacht worden war, nicht vermißt, bald den oder jenen alten Bekannten nicht wieder erkannt haben, und es verging beinahe kein Besuch ihrerseits, wo sie den Bruder nicht in eine Art von Verhör genommen hätte, so daß dieser ihr zuletzt gar nicht mehr antwortete und schließlich ihr von der Mutter und dem Bruder jeder weitere Besuch untersagt wurde. Doch

ihr Verdacht wurde dadurch nur um so begründeter, ihr Haß um so grimmiger; sie behelligte von nun an das Justizamt unaufhörlich mit Anzeigen und neuen Entdeckungen, welche sie in Bezug auf die Unächtheit des Friedrich Teichmann gemacht haben wollte, so daß, nachdem der Friedrichen wohlgesinnte Justizbeamte lange Zeit alle diese Anfechtungen nicht beachtet hatte, derselbe sich endlich veranlaßt fand, um der Sache mit einemmale ein Ende zu machen, eine Untersuchung einzuleiten und Friedrich Teichmann davon in Kenntniß setzte, ihm versichernd, daß es ihm nur lieb sein könne, indem er dadurch endlich für immer von den Quälereien seiner Stiefschwester befreit würde.

Teichmann war scheinbar damit einverstanden, die alte Mutter aber darüber außer sich; doch wie groß war ihr und ihrer Schwiegertochter Schrecken, als Friedrich, welcher am 20 März 1822 in die nächste Stadt gegangen war, von dort nicht wiederkehrte, sondern zum zweitenmale spurlos verschwunden war. Dieses Ereigniß nahm die Theilnahme der ganzen Umgegend auf's Lebhafteste in Anspruch und man war allgemein auf den Ausgang gespannt, Dorothee aber triumphirte. Ohngefähr vierzehn Tage nach Teichmanns Entweichen erhielten seine Mutter und Frau aus Markt Stämmern im öftreichischen Schlesien einen Brief von ihm, dessen Inhalt Beide in die größte Bestürzung und tiefste Traurigkeit versetzte. Er lautete ohngefähr so:

Nicht länger könne er es sich vergeben, durch einen jahrelangen schändlichen Betrug, zu dem er beinahe genöthigt worden sei, die Menschen, welche ihm die Liebsten auf Erden seien und welche er so unglücklich gemacht habe, zu hintergehen. Er müsse es ihnen gestehen, er sei allerdings nicht der, für den er sich ausgegeben und für den man ihn gehalten habe und hoffe

nur durch ein offnes Geständniß und durch Mittheilung aller Umstände, wie es so gekommen sei, für seine große Schuld einigermaßen Entschuldigung und wenn nicht Vergebung, doch Bedauern bei ihnen zu finden. Er hieße eigentlich Johann Stroch und sei aus Markt Stammern bei Troppau gebürtig. Ganz jung habe man ihn zum Soldaten ausgehoben, doch hätte er sich nie als solcher wohlgefühlt. Da sei in Prag ein junger Mensch zu seiner Compagnie gekommen, den man wegen Mauthvergehen unter die Soldaten gesteckt hätte. Mit diesem habe er einen innigen Freundschaftsbund geschlossen, zumal sie Beide sich auch sehr ähnlich gesehen hätten und dieses sei eben Friedrich Teichmann aus Thrandorf gewesen, der ihm seine Jugendgeschichte und seinen Lebenslauf oft ausführlich erzählt habe. Da auch dieser das Soldatenleben satt gehabt habe, so hätten sie sich mit einander verabredet zu desertiren und das auch glücklich bewerkstelligt. Darauf hätten sie sich unter großen Gefahren durch Böhmen und Mähren hindurchgeschlichen, indessen sein Freund wäre bei seinem schwächlichen Körper den Strapatzen bald unterlegen und in einem Walde, nicht weit von der ungarischen Grenze, gestorben. Noch sterbend habe ihm Friedrich aufgetragen, wenn er je einmal nach Sachsen käme, seine Aeltern aufzusuchen, sie zu grüßen und zu bitten, ihm zu vergeben. Er habe ihm darauf die Augen zugedrückt und ihn unter einer Buche begraben. Durch den Verlust seines Freundes ganz niedergeschlagen und der steten Angst und Furcht vor Entdeckung müde, habe er sich freiwillig wieder als Soldat beim nächsten Regimente anwerben lassen. Da sei er denn auch nach Leuba gekommen und bei Lesung der Edictalien an sein Versprechen erinnert und auf's Tiefste ergriffen worden. Sein Wirth aber habe das anders gedeutet und ihn,

ohngeachtet seines Widerspruches, gleichsam genöthigt, zuzugestehen, daß er der Verschollene selbst sei. Er habe endlich nachgegeben, daß die Mutter seines Freundes geholt würde, denn er habe beabsichtigt, ihr die Wahrheit zu gestehen und sich seines Auftrags zu entledigen; als sie aber gekommen sei, ihn anerkannt habe, so glücklich darüber gewesen sei und trotz seiner Weigerung, von den Soldaten abzugehen, in ihn gedrungen habe, bei ihr zu bleiben, da habe ihn die alte Frau gedauert und er geglaubt, er thue keine Sünde, wenn er sich der Mutter seines verstorbenen Freundes annehme und dessen Sohnespflichten übernehme und das sei ihm auch um so leichter geworden, da diese so gütig und liebevoll gegen ihn gewesen sei. Er liebe sie auch heute noch als seine Mutter und die Trennung von ihr, seiner Frau und Kindern sei schlimmer als der Tod; doch da die Untersuchung Alles würde an's Licht und ihn in's Gefängniß gebracht haben, so habe er ihnen wenigstens das Letztre anzusehen ersparen wollen und darum sei er mit blutendem Herzen entflohen. Sie möchten ihm vergeben und ihn vergessen, er aber werde ihnen stets dankbar und liebend angehören.

Welchen Eindruck dieser Brief auf die alte Mutter und des angeblichen Friedrichs Frau machte, läßt sich kaum beschreiben. Der alten Teichmann wurde es schwer zu begreifen, daß dieser Mann, der sich als der beste Sohn gegen sie gezeigt hatte, ein Betrüger sein solle; „und wenn er auch nicht mein leiblicher Sohn gewesen ist", wiederholte sie unzähligemal, „er hat wie ein solcher an mir gehandelt, mein Friedrich hätte nicht besser gegen mich sein können, und es ist ja sein Freund gewesen, er hat ihm die Augen zugedrückt, darum soll er auch mein Sohn sein und bleiben, wenn er nur wieder käme; was mein ist, soll sein sein." Auch seine Frau

vergab ihm von Herzen und wünschte nichts sehnlicher, als daß er zurückkehren möge; ginge nun auch das Gut nach der Mutter Tode für sie verloren, sie würden schon mit einander sich durch die Welt helfen. Sie ließen ihm also ihre volle Verzeihung zusichern und flehentlich bitten, zu ihnen zurückzukommen.

Doch es war ein neuer Donnerschlag für die armen Frauen, als auf Requisition des Justizamtes von der östreichischen Behörde die Mittheilung zurückkam, daß Johann Stroch als Deserteur erkannt und vom Iglauer Appellationsobergericht zu zwei Jahren schwerem Kerker verurtheilt worden sei, die er auch bereits im Strafhause zu Brünn abbüße. Dieser Schlag war für die alte Mutter zu hart; sie verfiel in unendliche Traurigkeit, floh alle Menschen und fand ihren einzigen Trost in ihren Enkelinnen. Ein Jahr dauerte es, ehe das tiefgebeugte Mutterherz brach. Als sie ihren Tod nahen fühlte, machte sie noch ihr Testament, worin sie all' ihr Eigenthum ihrem vorgeblichen Sohne, und wenn dieser nicht wiederkehren sollte, dessen Kindern vermachte. Sie starb mit Segenswünschen für den, welcher ihr den Sohn so treu ersetzt hatte und mit Freudenversicherungen, nun zu ihrem Friedrich in den Himmel zu kommen.

Die Schwiegertochter drückte ihr die müden Augen zu, übergab das Gut der feindseligen Dorothee Lieser und harrte geduldig, daß ihr gefangener Gatte nach vollendeter Strafzeit zu ihr zurückkehren würde. Doch die Segenswünsche der sterbenden Mutter drangen nicht in die Kerkermauern zu Brünn. Der Gefangene unterlag seinem Grame; krank wurde er nach verbüßter Strafzeit dem Gefängnisse entlassen; ein Vierteljahr darauf starb er. Der Wittwe wurde der Todtenschein zugeschickt und sie betrauerte ihn tief. Doch der Groß-

mutter Segen kam den Enkelinnen zu Gute; sie verheiratheten sich sämmtlich gut und voriges Jahr haben sie auch ihre Mutter zur letzten Ruhestatt der Mühseligen und Beladenen begleitet. Ob der Dorothee Lieser der endlich mit dem Frieden einer glücklichen Familie errungene Besitz des Gutes die gehoffte Befriedigung gewährt hat, bezweifle ich; auch sie gehört jetzt zu denen, welche vor dem ewigen Richter stehen.

II.

Die Eidesvermahnung,

oder:

Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne, und nähme doch Schaden an seiner Seele?

Es ist wahrhaft beklagenswerth, mit welcher Geringschätzung von so vielen Hütern des Gesetzes das einzige Mittel grade, was ihnen zur Sichrung der Wahrheit bei der menschlichen Kurzsichtigkeit zu Gebote steht, ich meine: der Eid, betrachtet und behandelt wird. Gewissenlose Advocaten, welche selbst schon längst am Glauben Schiffbruch gelitten haben, suchen ihren Clienten, wenn diesen noch eine Eidesscheu beiwohnen sollte, dieselbe möglichst zu benehmen und einen zu schwörenden Eid als eine zu einem Prozesse unumgänglich nothwendige Sache, wobei man nicht zu ängstlich sein dürfe, darzustellen; denn ob die Seele Jener auch verloren ginge,

sie haben doch dadurch ihren Prozeß gewonnen. Höhere und niedere Gerichtsbeamte, die dem religiösen Leben durch den Actenstaub und das Formenwesen, oft aber schon früher mehr oder weniger durch andre Ursachen entfremdet waren, tragen kein Bedenken, wahrhaft verschwenderisch mit dem Eide umzugehen und auf denselben eben so leichtsinnig zu erkennen als ihn leichtfertig abzunehmen, da sie ihn für nichts mehr als für eine juristische Form zu betrachten gewohnt sind. Endlich ist die Art und Weise, wie an so vielen, namentlich an größern, mit Geschäften überhäuften Gerichtsstellen diese folgenschwere Handlung der Eidesleistung vollzogen wird, ganz dazu geeignet, im Volke die Achtung vor dem Eide und den Werth desselben immer mehr zu schwächen. Ist doch selbst unsre neuere Gesetzgebung geschäftig genug, die uralte, christliche Eidesformel: „So wahr mir Gott helfe und sein heiliges Wort, Jesus Christus!" durch Weglassung des letzten Satzes ihres christlichen Characters zu berauben und dadurch den Eid für Juden und allerlei Volk, das unter dem Himmel wohnt, bequem und zurecht zu machen. Die Verhandlungen in den deutschen Ständeversammlungen hierüber sind wahrhaft betrübend und die Folgen davon werden sich grade hier um so eher in schreckenerregender Weise offenbaren, als die Gewissen so unendlich Vieler, selbst unter den Landleuten, in dieser Beziehung immer weiter werden. Ein Beispiel hiervon stellte mir mein amtliches Leben in der letzten Zeit vor die Augen und die Mittheilung desselben möge als Beitrag zur Sittengeschichte unsrer Tage dienen.

Auch in unsrer Gegend hatte die Güterausschlächterei Eingang gefunden und wurde, da ein gutes Geschäft dabei zu machen war, eifrig betrieben. Leute, die kaum einige Hundert Thaler in den Händen haben, kaufen größere Bauergüter, zerschlagen sie in mehrere

Parzellen und verkaufen diese dann an kleinere Grundstücksbesitzer: Häusler und Gärtner oder auch an solche, welche sich auf einem so abgetrennten Stücke erst ein neues Haus bauen wollen. Unsre Dörfer werden dadurch reicher an Brandstellen und Einwohnern, aber ärmer an wohlhabenden Leuten und großen Grundbesitzern, und es werden solche abgetrennte Parzellen um so mehr gesucht und darum um so theurer bezahlt, je mehr die Bevölkerung wächst und je seltener bei zahlreicher Familie ein Bauer einem seiner Kinder später das Gut lassen kann. So stehen denn oft die weitläuftigen Gebäude eines solchen früher bedeutenden Gutes da, dem neuen Besitzer des um die Hälfte und oft noch mehr geschmälerten Stammgutes eine Last; denn die großen Scheunen werden nur halb voll, in den weiten Ställen stehen nur einige wenige Kühe und doch muß alles in baulichem Stande erhalten und namentlich die weitläuftige Bedachung immer regen- und schneefest versorgt werden, so daß entweder auch die solidesten Gebäude nach kurzer Zeit verfallen und bald als den Einbruch drohende Ruinen dastehen, oder der kleine Bauer nach kurzer Freude des Besitzes sein Eigenthum wieder veräußern muß. Der Schaden, welchen solche Ausschlächterei für den Wohlstand eines Dorfes, ja des ganzen Landes für die Gegenwart bringt und noch mehr für die Zukunft herbeiführen wird, kümmert aber jene Leute wenig; haben sie ihr Geschäft vollendet und einige Hundert Thaler dabei verdient, so nehmen sie ihr Sündengeld, ziehen weiter und treiben ihr ruchloses Geschäft an einem andern Orte.

Ein solches trauriges Loos hatte auch eins der schönsten Güter in meinem eingepfarrten Dorfe Grasdorf betroffen. Es stand auf einer Anhöhe und die stattlichen Gebäude mit ihren blauen Schieferdächern

schauten wie eine Citadelle herein in das Dorf mit seinen dem Thale entlang liegenden Häusern und Gärten. Der bisherige Besitzer, ein thätiger Mann noch in den besten Jahren, war plötzlich vom Tode überrascht worden, denn rasch tritt dieser oft den Menschen an: ein Nervenfieber legte den kräftigen Mann innerhalb acht Tagen auf die Todtenbahre und trostlos folgte seine Wittwe mit ihren sieben noch unerzogenen Kindern dem Sarge des Vaters und Ernährers. Es haftete noch eine ziemliche Schuld auf dem Gute und so mußte es an den Meistbietenden versteigert werden.

Wo ein Aas ist, da sammeln sich die Adler oder vielmehr die Geyer, und so fehlte es denn auch am Tage der gerichtlichen Versteigerung — ach! für die arme Wittwe war es ein Tag ungezählter Thränen und maaßlosen Herzeleids! — an Kauflustigen nicht. Unter ihnen befand sich auch ein Mann, der ursprünglich seines Zeichens ein Fleischer und in einer entfernten kleinen Stadt ansässig war, es aber bequemer und lohnender fand, statt Rinder und Schweine, Güter auszuschlachten und bei diesem Geschäfte bereits zum wohlhabenden Manne geworden war. Er hatte von der nothwendigen Versteigerung des schönen Gutes Kundschaft erhalten, dasselbe besichtigt und sogleich erkannt, daß hier ein Gewinn zu machen sei; er that das höchste Gebot und so wurde ihm auch das Gut zugeschlagen. Die Felder und Wiesen, welche er abtrennte und einzeln verkaufte, brachten ihm allein die Kaufsumme, die er für das ganze Gut bezahlt hatte, ein, so daß er das geschmälerte Stammgut mit dessen schönen Gebäuden als reinen Gewinn übrig behielt. Indessen so rasch und günstig der Verkauf der einzelnen Trennstücke vor sich gegangen war, so schwer hielt es, zu dem verstümmelten und seiner schönsten Grundstücke beraubten Gute

selbst einen Käufer zu finden: es stieß sich ein Jeder an die vielen, nun nutzlosen Gebäude und an den hohen Preiß, den der Verkäufer dafür forderte, so daß endlich der Speculant genöthigt war, dasselbe zu behalten und einstweilen zu verpachten, bis ein dummer Gimpel sich finden würde, welcher in das ausgestellte Netz einginge.

Solcher Vogelsteller aber gibt es grade in unsrer Gegend gar viele: es sind Leute, welche selten zu Hause, von Schenke zu Schenke, von Dorf zu Dorf ziehn und es sich zum Gewerbe machen, Schuldnern, welche von ihren Gläubigern gedrängt werden, Capitalien, — Wittwern, welche eine reiche Parthie machen wollen, eine Frau, — Advocaten, welche wenig Kundschaft haben, Clienten, — Leuten, welche ihre Grundstücke verkaufen wollen, Käufer, — solchen, welche sich ankaufen wollen, Häuser und Güter zu verschaffen und zuzuweisen; nebenbei vertreiben sie auch Lotterieloose, ertheilen guten Rath bei Prozessen, Ehescheidungen und Erbschaften; man nennt sie Mäkler und Unterhändler, im Munde des Volkes heißen sie Stöckeladvocaten, sie selbst aber beehren sich mit dem Titel: Agenten. In der Wahl ihrer Mittel sind sie eben nicht zu gewissenhaft, ihre Bemühungen lassen sie sich gehörig bezahlen, ihre Beredsamkeit ist ziemlich gewaltthätig, ihre Aussprüche sind sehr zuversichtlich und durch Zudringlichkeit und Schlauheit haben sie schon manchen Unerfahrnen, der ihre Worte und Versicherungen für baare Münze annahm, gewaltig hinter's Licht geführt. Seitdem ein ehrlicher Schneider aus meiner Gemeinde, der sich durch unermüdete Thätigkeit einige Hundert Thaler erspart hatte, nun aber sich gelüsten ließ, ein Schenkwirth werden zu wollen, durch zwei solcher Leute durch einen betrügerischen Hauskauf um sein sauerverdientes Vermögen und da der Mann nicht Kraft genug hatte, den Verlust des irdi-

schen Gutes mit Ergebung zu ertragen, auch um seinen Verstand gebracht wurde, seitdem erfüllt mich ein gewiß gerechter Unwille, so oft ich von Geschäftsleuten dieser Gattung höre oder durch die oft wunderbaren Beziehungen im Seelsorgeramte gar mit ihnen in Berührung komme.

In einer drei Stunden von Grasdorf entfernten Stadt trieb nun ein solcher Mäkler, Namens Jahn, sein Wesen und diesem gab jener Güterspeculant den Auftrag, ihm einen Käufer zu dem ausgeschlachteten und einstweilen verpachteten Gute zu verschaffen und wenn er einen solchen gefunden habe, solches zu schreiben, da sein Wohnort viele Meilen von Grasdorf entfernt war. Allein ohngeachtet vieler Mühe konnte der Mäkler keine kauflustige Seele ausfindig machen; es war als ruhe ein Fluch auf dem Gute, denn auch mit dem Pachter desselben wollte es nicht vorwärts gehen.

So waren mehrere Jahre vergangen, als an einem heißen Augusttage ein müder Wandersmann in der Schenke zu Griesheim einsprach, um seinen Durst mit einem Glase Bier zu kühlen. Als der neugierige Wirth dem Manne das verlangte Getränk mit der ihm zur Gewohnheit gewordenen Frage: „Wo ist denn der gute Freund her?“ auf den Tisch gesetzt hatte, erzählte der Gast, er stamme eigentlich aus dem Altenburgischen und heiße Grünert; da seine Aeltern arme Häuslersleute gewesen seien, so habe er in seiner Jugend als Knecht dienen müssen, dann aber, weil er mit seiner Frau einige Hundert Thaler erheirathet habe, Güter gepachtet und sich nun so an die dreißig Jahre mit fremden Grundstücken herumgeplagt. Da er sich aber etwas dabei verdient habe und jetzt eben pachtlos sei, so wolle er sich nun lieber endlich ein Gut selbst kaufen; vor der Hand habe er sich in einem Dorfe, drei Stunden von hier,

wo er zuletzt gepachtet gehabt habe, eingemiethet und suche nun in der Gegend umher nach einem Gute, drum wolle er den Wirth zugleich gefragt haben, ob nicht etwa hier in Griesheim ein Gut feil stände? Dieser verneinte Grünerts Frage, sagte ihm aber, daß in der nächsten Stadt ein Mann, Namens Jahn, wohne, welcher sich damit abgebe, Güter zu kaufen und zu verkaufen; derselbe sei erst vor kurzem hier gewesen und habe ihm erzählt, daß er drei Güter zu verkaufen hätte; zu dem möge er doch gehen, zumal es bis hinein in die Stadt nur eine kleine Strecke sei.

Grünerten war diese Auskunft so willkommen, daß er sich nicht nur sofort entschloß, den bezeichneten Mann in der Stadt aufzusuchen, sondern auch den Wirth, weil dieser ein guter Bekannter des Unterhändlers zu sein versicherte, zu bewegen suchte, ihn zu begleiten, und als dieser grade keine große Lust bezeigte, um des fremden Mannes willen einen so weiten Weg in der drückenden Sonnenhitze zu machen, versprach ihm Grünert, er solle nicht umsonst mit ihm gehen, sondern er wolle ihm einen halben Scheffel Weizen geben, wenn er dadurch zu einem hübschen Gute käme. Dieses Versprechen ließ sich der Schenkwirth eher gefallen und so gingen denn die beiden Männer in die Stadt, wo sie auch glücklicherweise den Mäkler Jahn zu Hause antrafen. Der Gastwirth machte den Sprecher und trug das Anliegen seines Begleiters dem Mäkler vor. Dieser machte nach der Gewohnheit solcher Leute erst einige Schwierigkeiten und wollte eben kein Gut zu verkaufen im Auftrage haben; als er aber die Kauflust Grünerts sah und dieser dadurch nur um so dringlicher wurde, glaubte er in demselben endlich einen Käufer zu dem bis jetzt vergeblich ausgebotenen Grasdorfer Gute gefunden zu haben. Darum fiel ihm endlich noch

ein Gut ein und noch dazu ein stattliches Gut, auch nicht weit von einer größern Stadt, aber es sei drei Stunden von hier, jetzt verpachtet und der Besitzer, der ihm allerdings Auftrag gegeben habe, bei passender Gelegenheit dasselbe zu verkaufen, wohne sehr weit von hier; drum müsse er erst an denselben schreiben, ob es noch sein Wille sei, das Gut zu verkaufen und wie hoch er es halte, denn es dränge denselben nichts zum Verkaufe; Grünert möge deßhalb grade in acht Tagen, aber schon Vormittags, wieder in die Schenke nach Griesheim kommen, wo er ihm Antwort sagen und vielleicht, wenn der betreffende Mann noch Lust zum Verkaufe seines Gutes habe, diesen gleich mit dorthin bringen wolle.

So kehrte denn Grünert mit seinem Begleiter nach Griesheim zurück und indem er sein Versprechen wegen des halben Scheffels Weizen, wenn aus dem Kaufe noch etwas werde, dem Schenkwirthe wiederholte, setzte er seinen Heimweg fort, herzlich froh, daß er endlich zum Ziele seiner Wünsche komme. Weniger zufrieden schien mit dem Ergebnisse seiner heutigen Wanderung seine Ehefrau zu sein, als er dieser bei seiner Zurückkunft das Erlebte mittheilte; denn diese Frau, welche dem Sparsysteme mit großem Eifer oblag, berechnete sofort, daß die Benutzung eines Unterhändlers mit Zuziehung auch noch eines Dritten, des Schenkwirths, nicht ohne Ansprüche auf ihren Geldbeutel abgehen werde; indessen ließ sie doch von ihrem Manne, der von der Klugheit und Sprachfertigkeit seines Weibes eine hohe Meinung hatte, sich bewegen, mit ihm am festgesetzten Tage nach Griesheim zu gehen, wo sie jedoch des weiten Weges wegen erst gegen Mittag eintrafen.

Unterdessen hatte der Unterhändler an den Besitzer des Grasdorfer Gutes geschrieben und ihm die Verkauf-

gelegenheit gemeldet, die sich ihm jetzt darbot und ermahnt, ja an dem bestimmten Tage zu ihm zu kommen, wo sich bei der Kauflust, welche Grünert bezeige, gewiß ein guter Handel werde machen lassen. Diesem war die Nachricht sehr erwünscht, denn das so weit von ihm entfernt liegende, durch den Pachter aber auch nicht in bessern Stand kommende Gut war ihm längst zur Last geworden und so traf er bereits den Tag zuvor bei Jahn ein und Beide gingen schon zur frühen Morgenzeit nach Griesheim, um in der Schenke Grünerten zu erwarten. Doch es verging eine Stunde um die andere, der Erwartete kam nicht; je ungeduldiger aber der Verkäufer war, desto länger wurde ihm die Zeit, so daß er endlich die Geduld verlor, an Grünerts Kommen gänzlich verzweifelte und dem Mäkler Auftrag gab, den Mann, falls er ja noch kommen würde, zu erwarten, in diesem Falle aber denselben nach Grasdorf zu bringen, wohin er immer vorausgehen wolle, um bei dieser Gelegenheit einmal sein Gut zu besichtigen, damit er wenigstens die weite Reise nicht ganz umsonst gemacht habe. Kaum war er aber zur Thüre hinaus, so drückte sich auch der Mäkler, der das Warten ebenfalls satt hatte, gab jedoch dem Schenkwirthe die Weisung, im Falle der Ersehnte ja noch eintreffen würde, diesem zu sagen, wo das zu verkaufende Gut befindlich sei und ihn anzuweisen, wenn er noch Lust habe es zu kaufen, dorthin zu gehen, wo er den Besitzer selbst antreffen werde; er selbst wolle jetzt noch ein andres Geschäft in der Nähe abmachen und dann auch nach Grasdorf gehen, um wo möglich den Handel in Richtigkeit zu bringen.

Kurze Zeit darauf erschien das Grünert'sche Ehepaar in der Griesheimer Schenke, wurde von dem Wirthe wegen seines langen Ausbleibens tüchtig gescholten, dann aber dem empfangenen Auftrage gemäß nach Grasdorf

selbst gewiesen, wobei er jedoch nicht verfehlte, den Leuten das betreffende Gut noch bestens herauszustreichen. Nach eingenommenem Brod und Käse, womit die sparsame Ehehälfte Grünerts sich versehen hatte, und wozu der Schenkwirth nur ein Glas Bier liefern durfte, wanderte raschen Schrittes das Ehepaar dem bezeichneten Dorfe zu, traf den indessen dort eingetroffenen Besitzer und besah sich nun das Gut von allen Seiten und Enden; da man jedoch über den Kaufpreiß nicht einig werden konnte, auch der Abend inzwischen hereingebrochen war, der Verkäufer aber doch die Leute, welche demohngeachtet große Lust zum Handel zeigten, nicht gern wieder aus dem Garne lassen wollte, so lud er sie ein, bei ihm zu übernachten und am morgenden Tage die Besichtigung und die Kaufsverhandlungen fortzusetzen. Grünerts ließen sich das gefallen; über Nacht kam guter Rath und so wurden die Partheien wirklich auch am nächsten Vormittage schon handelseins; der Mäkler Jahn aber war weder gestern noch heute nachgekommen und so schloß man ohne denselben den Handel zu gegenseitiger Zufriedenheit ab; am zufriedensten aber über des Unterhändlers Außenbleiben war die Ehefrau Grünerts, welche sich nun auch jedes Anspruchs auf ein Mäklerlohn an Jahn entledigt glaubte. Die gerichtliche Bestätigung des Kaufes erfolgte bald; der Pachter mußte das Gut räumen und unmittelbar darauf zogen Grünerts in ihr neues Besitzthum ein und wurden dadurch meine Parochianen.

Auf seiner Rückreise war der Verkäufer bei dem Mäkler Jahn eingekehrt, hatte ihm das Gelingen des Gutsverkaufs mitgetheilt, jedoch auch wegen seines Ausbleibens ihn befragt, worauf dieser eine leere Entschuldigung vorbrachte, demohngeachtet aber für seine Bemühungen nicht weniger als funfzig Thaler forderte.

Nach mehrfachem Hin- und Herhandeln gab ihm endlich der Verkäufer, froh, daß er das Gut nun los war, fünf und zwanzig Thaler, die jener quittirend in Empfang nahm. Was aber dem Mäkler hier an seiner Rechnung verloren ging, gedachte er von Grünerten, als Käufer des Gutes, sich zu ersetzen, darum machte er sich an einem schönen Morgen nach Grasdorf auf den Weg und zwar in Begleitung des Griesheimer Schenkwirths, der sich dabei zugleich seinen versprochenen halben Scheffel Weizen zu holen gedachte.

Eben saß Grünert beim Mittagsessen, — zum Glück oder Unglück war gerade seine Ehefrau in der Stadt zu Markte, — als die beiden Männer bei ihm eintraten. Vor Schrecken fiel ihm der Löffel aus der Hand, denn er ahnete die Absicht ihres Kommens. Diese hielten auch nicht lange mit ihrem Anliegen hinter dem Berge, sondern nach kurzem Befragen, ob er sich auf dem neuen Gute eingerichtet habe und wie er damit zufrieden sei, rückte der Mäkler mit der Frage heraus: was ihm nun Grünert dafür geben werde, daß er ihm das schöne Gut so billig verschafft habe? und auch der Schenkwirth erkundigte sich: wie es mit seinem halben Scheffel Weizen stehe. Dem Grünert schien der Schreck auf die Sprache gefallen zu sein, denn er blieb vors Erste dem Einen wie dem Andern die Antwort schuldig, verstand sich aber endlich, der Beredsamkeit des Mäklers unterliegend, dazu, diesem fünf und zwanzig Thaler und dem Schenkwirthe einen halben Scheffel Korn zu geben, bemerkte jedoch, daß es ihm jetzt unmöglich sei, das Geld wie das Getreide sogleich zu geben, denn er habe noch die Gerichtskosten für den Gutskauf zu bezahlen und das eben erst geärndtete Korn noch nicht ausgedroschen. Der geschäftserfahrene Unterhändler indessen wußte sich zu helfen, ließ sich Papier, Feder und Tinte

geben und fertigte sofort eine Schrift, worin ihm Grünert versprach, zu Michaelis die fraglichen fünf und zwanzig Thaler zu bezahlen, was auch alsdann von Grünerten mit seinem Namen unterschrieben wurde.

Nachdem die beiden Männer sich wieder auf den Weg gemacht hatten, kehrte Grünerts Frau, ohnedieß durch die gefallenen Butterpreiße verstimmt, vom Markte zurück und es brach, als sie erfuhr, was sich unterdessen daheim ereignet hatte, ein nicht geringes Unwetter über den von seinem Schrecken sich noch nicht ganz erholthabenden Mann los und das Ende vom Liede war, daß sie wiederholte: die beiden Kerle könnten, sollten und würden nichts bekommen! In Ermangelung höherer Genehmigung, auch wohl in Ermangelung des Geldes, fand sich demgemäß Grünert auch nicht veranlaßt, als der Zahlungstermin erschienen war, seinem Versprechen gegen den Mäkler und den Schenkwirth gerecht zu werden. So harrte denn der Erstere von Tag zu Tag des Geldmannes vergeblich und beauftragte endlich einen bekannten Mann, den er öfters in seinen Angelegenheiten als Boten benutzte, nach Grasdorf zu gehen und die Schuld einzufordern; er gab ihm deßhalb einen Brief an Grünert, so wie zur Vorsicht auch dessen Schuldverschreibung über die fünf und zwanzig Thaler mit, welche er diesem, im Falle er das Geld erhielte, zurückgeben sollte.

Es war schon ziemlich spät, als der Mann in Grasdorf ankam, wurde aber, auch nachdem er sein Anliegen angebracht und den Brief des Mäklers übergeben hatte, von den Grünert'schen Eheleuten gut aufgenommen, bekam zu essen und zu trinken und erhielt sogar von der Ehefrau Grünerts die Einladung, die Nacht da zu bleiben, wozu sich dieser auch nicht viel nöthigen ließ. Weniger glücklich war er in Vollziehung seines Auftra=

ges, denn als er Grünerten die Schuldverschreibung vorhielt und zu deren Berichtigung aufforderte, versicherte ihm dieser, daß er zwar dem Mäkler die schuldidigen fünf und zwanzig Thaler bezahlen wolle, doch komme es ihm jetzt zu schnell über den Hals, denn es fehle ihm noch an dem nöthigen Gelde; deßhalb steckte denn auch der Mann das Papier wieder in die Seitentasche seines Rockes, hing diesen an die Wand und schlief die Nacht über auf dem in der untern Wohnstube befindlichen Kanapé. Mit Tagesanbruch erwachte er und da außer der Magd, die bereits das Vieh beschickte, noch Niemand auf war, benutzte er die Zeit, sich das Gut, von dem er schon so viel hatte erzählen hören, anzusehen und ging, da es ein schöner Morgen war, ohne seinen an der Wand hängenden Rock anzuziehen, in bloßen Hemdeärmeln in den Garten. Als er von seiner Umschau, die wohl eine halbe Stunde gedauert hatte, wieder herein in die Stube trat, traf er bereits die Grünert'sche Ehefrau darin mit dem Kochen des Kaffees beschäftigt und später kam auch Grünert selbst hinzu. Nachdem man unter mancherlei Gesprächen den Kaffee getrunken hatte, verabschiedete sich der Mann, erhielt auch noch fünf Groschen Botenlohn, obgleich im Briefe gestanden hatte, der Bote sei bezahlt, und so begab sich derselbe nun schleunigst auf den Rückweg und kam, ohne irgendwo unterwegs einzukehren, in der Stadt, wo Jahn wohnte, an; wie groß aber war sein und des Mäklers Jahn Schrecken, als Beide, nachdem der Bote Bericht über seine Sendung erstattet und die Schuldverschreibung zurückgegeben hatte, bemerkten, daß von der Letztern der unterschriebene Name Grünerts abgerissen war, was natürlich nirgends als in Grünerts Gute geschehen sein konnte und zwar während der Zeit, als am Morgen der Mann sich das

Gut besehen hatte, sein Rock aber mit dem in der Seitentasche befindlichen Papiere an der Wand der Wohnstube aufgehängt gewesen war. Darum machte sich nun der Mäkler Jahn sofort selbst auf den Weg nach Grasdorf, hielt Grünerten das verstümmelte Papier vor, fragte, wer die Unterschrift weggerissen habe, und als dieser etwas verlegen antwortete: das wisse er nicht, es ginge ihm auch nichts an, so forderte er ihn auf, das Papier noch einmal zu unterschreiben. Indessen ließ sich Grünert dießmal nicht bewegen, diesen Wunsch zu erfüllen, dabei treulich von dem Mundwerke seiner Frau unterstützt, welche überdieß dem Mäkler so zusetzte, daß der sonst ziemlich sprachgeübte Mann endlich dem Weibe das Feld räumte, jedoch mit der Betheurung, sofort zu einem Advocaten gehen zu wollen, durch den er Grünert verklagen werde.

Mit nicht geringem Ingrimme kehrte nun Jahn in seine Stadt zurück, mit jedem Schritte wuchs sein Zorn und ohne erst sein Haus zu betreten, ging er sofort zu dem berühmtesten Advocaten der Stadt, trug ihm sein Anliegen vor und dieser leitete nun, nach empfangner Vollmacht einen doppelten Prozeß gegen Grünert ein: einen Criminalprozeß wegen Fälschung in Bezug auf die abgerissene Unterschrift und einen Civilprozeß wegen versprochenen und später verweigerten Mäklerlohnes. In den deßhalb angestellten Verhören leugnete Grünert beharrlich alles und jedes, gestand zwar zu, mit dem Schenkwirth zu Griesheim wegen eines Gutes bei dem Mäkler Jahn gewesen zu sein, doch habe ihm dieser damals nicht einmal den Ort genannt, wo das zu verkaufende Gut sei, wäre auch später gar nicht bei dem Handel zugegen gewesen, den er vielmehr mit dem Verkäufer selbst allein abgeschlossen hätte; er habe deßhalb auch dem Mäkler nichts für dessen Bemühungen ver-

sprochen, obwohl dieser einmal deßhalb mit dem Griesheimer Schenkwirth zu ihm gekommen wäre, noch weniger habe er damals eine Obligation über fünf und zwanzig Thaler unterschrieben, denn er könne seinen Namen gar nicht schreiben, am allerwenigsten aber habe er von einem Papiere, welches jener Mann, den später Jahn an ihn geschickt habe und welchen er aus Mitleid die Nacht bei sich behalten hätte, weil derselbe so spät Abends erst zu ihm gekommen sei, bei sich gehabt haben wolle, etwas abgerissen. Ganz dasselbe versicherte auch Grünerts Ehefrau bei ihrer Abhörung vor Gericht. Da nun aber jene beiden Zeugen, der Schenkwirth von Griesheim uud der zur Einsendung der Schuld abgesendete Bote, die Aussagen Grünerts Lügen straften, dagegen ihre Mittheilungen über den Hergang der Sache beschworen, überdieß Grünerten nachgewiesen wurde, daß er allerdings seinen Namen schreiben könne, auf der andern Seite aber doch nicht bestimmt bewiesen werden konnte, daß das Abreißen der Unterschrift grade von ihm selbst vollzogen worden sei, die Verstümmlung des Papiers vom Vertheidiger Grünerts sogar Mäusen zugeschrieben wurde, die in jener Nacht vielleicht besondern Appetit nach Papier gehabt haben könnten, so wurde Grünert von der richterlichen Spruchbehörde zwar in Mangel mehrern Verdachts freigesprochen, jedoch zu den Kosten verurtheilt, und diese betrugen gegen fünfzig Thaler, wogegen auch eine Appellation an eine höhere Behörde nichts half, die vielmehr das erste Urtheil bestätigte.

Somit war zwar der Criminalprozeß wegen der Fälschung beendigt, keineswegs aber der Civilprozeß wegen des gegebenen und später nicht gehaltenen Versprechens. Hier nun lautete der richterliche Spruch: daß, wenn Grünert seine Behauptung, dem Mäkler Jahn

nichts für seine Bemühungen beim Gutskauf versprochen zu haben, eidlich erhärten würde, was er selbst wiederholt versichert habe, thun zu können, er zwar von der Verbindlichkeit, an Jahn fünf und zwanzig Thaler Mäklerlohn zu zahlen, entbunden werden, jedoch, weil allerdings mehreres zu Gunsten seines Klägers spreche, die Prozeßkosten zur Hälfte zu tragen verbunden sein solle; überdieß erscheine es angemessen, wegen der gegen diesen Eid vorliegenden Bedenken, im Schwörungstermine einen Geistlichen zuzuziehen. Der Eid selbst aber, den Grünert leisten müsse, solle folgender sein:

„Ich, Christoph Grünert, schwöre hiermit zu Gott, dem Allwissenden und Gerechten, diesen heiligen, theuern Eid, daß der zwischen mir und Karl Müller am 15 August 1847 über mein dermaliges Grundstück in Grasdorf abgeschlossene Kaufvertrag keineswegs durch des Mäklers Jahn Vermittlung zu Stande gekommen ist, ich auch demselben am 6 September 1847 oder zu einer andern Zeit ein Mäklerlohn von fünf und zwanzig Thaler, mehr oder weniger, keineswegs versprochen habe. So wahr mir Gott helfe und sein heiliges Wort, Jesus Christus, mein Erlöser! Amen!

Gegen Aller Erwarten erklärte sich Grünert bereit, diesen Eid zu leisten, und so wurde nun mir, als dem Beichtvater und Seelsorger desselben, vom Gerichte der Auftrag ertheilt, an dem zum Schwörungstermine bestimmten Tage an Gerichtsstelle zu erscheinen, um vor der Eidesleistung dem Grünert unter Hinweisung auf die schweren Strafen des Meineides den Ernst der Religion noch besonders einzuschärfen, zugleich aber erhielt ich auch die über beide Processe geführten Actenstücke zugesendet, um mir von der ganzen Sachlage genauere Kenntniß verschaffen zu können.

Da das Grünert'sche Ehepaar erst seit zwei Jahren zu meiner Kirchfarth gehörte, so war mir bei der bedeutenden Anzahl meiner Kirchkinder bis jetzt noch wenig Gelegenheit geboten worden, diese Leute genauer kennen zu lernen; doch hatte ich gehört, daß sie mit einem verhältnißmäßig geringen Vermögen sich an den Kauf eines Gutes von mehrern tausend Thalern Werth gewagt hätten, daß sie auch deshalb schon in mehrere Processe verwickelt seien, daß die Frau eine bedeutende Fertigkeit im Sparen, Sprechen und Regieren besitze und der Mann, der mir mehr stillen und verschlossenen Gemüthes geschienen hatte, bei den politischen Bewegungen in der jüngsten Vergangenheit sich so lebhaft betheiligt habe, daß er als eine Hauptperson bei den letzten traurigen Vorgängen in Untersuchung befindlich sei; übrigens erinnerte ich mich, sie zuweilen im Gotteshause gesehen zu haben, so wie, daß sie jährlich einmal das heilige Abendmahl feierten.

Der ertheilte Auftrag bewegte meine Seele auf das Lebhafteste, lenkte meine besondere Aufmerksamkeit auf diese Leute und veranlaßte mich, ihre genauere Bekanntschaft zu suchen, um wo möglich noch ehe der entscheidende Tag erscheine, den Mann zu bewegen, von jenem Eide abzustehen, den er nach der Ueberzeugung, die ich nach genauer Kenntnißnahme der ganzen Sache durch die Acten gewonnen hatte, unmöglich mit gutem Gewissen leisten konnte. Indessen alle meine Bemühungen deshalb waren vergeblich, der Mann wich mir sichtlich aus, wenn ich mich ihm nahen wollte und eben so wenig war der Frau beizukommen; doch meldeten sich Beide einige Wochen vor dem zur Eidesleistung bestimmten Termine zur Feier des heiligen Abendmahls an und ich benutzte diese Gelegenheit, so viel es sich in einer allgemeinen Beichtrede, welche auch noch für mehr als hun-

dert andere Theilnehmer bestimmt war, thun ließ, um Beiden das Herz zu bewegen und sie zur Erkenntniß ihres Seelenzustandes und dessen, was allein vor Gott wohlgefällig und in Zeit und Ewigkeit selig machen kann, hinzuweisen. Den Eindruck meiner Worte konnte ich nicht wahrnehmen, da Grünerts mir zu ferne standen, doch blickte ich Beiden, namentlich dem Manne, scharf in's Auge, als ich ihm das geweihte Brod und den gesegneten Kelch darreichte. Am Abende desselben Tages noch ging ich zu ihnen, fand aber Beide nicht zu Hause. In wahrer Seelenangst vergingen mir die Tage bis zum festgesetzten Termine und ich betete so manchesmal in stiller Nacht auf meinem Lager, Gott wolle des Mannes Seele vor der großen Gefahr, in der sie stehe, behüten, und ich glaube kaum, daß sein Herz auf dem Gange zum Gerichte erschütterter gewesen sei als das meinige.

Es war ein wunderschöner Morgen, als ich an dem zur Eidesleistung bestimmten Tage nach dem von mir anderthalbe Stunde entfernten Gerichtsorte wanderte; die Sonne leuchtete freundlich über die gesegneten Fluren, aber mein Herz war betrübt; die Vögel sangen in dem Walde, durch welchen mich mein Weg führte, ihrem Schöpfer Loblieder, aber im Innern meiner Seele klang es wie Klagelieder; meine einzige Hoffnung war noch: Grünert möchte vielleicht aus Gewissensangst nicht erscheinen oder wenn er erscheine, freiwillig vom Eide abstehen. Als ich in den Hof des Gerichtshauses eintrat, fand ich mehrere Leute dort versammelt, denn das Gerücht von dem, was heute stattfinden sollte, hatte sich alsbald verbreitet; sie standen in einzelnen Gruppen bei einander und führten, wie es schien, ernste Gespräche. Grüßend ging ich hindurch, doch folgten mir Einige, die mich näher kannten, nach und richteten die Bitte an

mich, die Eidesvermahnung mit anhören zu dürfen. Die Erlaubniß hierzu hing nicht von mir ab, ich wies sie an den Director des Gerichtes, dieser konnte ihnen jedoch nur gestatten, im Vorsaale des Gerichtszimmers geräuschlos verweilen zu dürfen.

Schon war eine Stunde im bangen Harren verflossen und schon wuchs meine Hoffnung, daß Grünert den Termin absichtlich versäumen werde, als ich gebeten ward, mich in das Gerichtszimmer zu verfügen, Grünert sei soeben erschienen, die Handlung solle beginnen. Mein Herz erbebte, in der Stille sandte ich noch für meinen Beichtsohn einen Seufzer zu Gott empor und begab mich im priesterlichen Ornate in das zur feierlichen Handlung bestimmte Zimmer. Als ich eintrat, war das gesammte Gerichtspersonale versammelt, auch der Sachwalter des Mäklers Jahn war erschienen, Grünert aber saß unweit der Thüre auf einem Stuhle. Stumm grüßte ich die Anwesenden, Grünerten aber bot ich laut und bedeutungsvoll einen guten Morgen. Ohne Verlegenheit dankte er mir. Ich stellte mich ihm gegenüber und es begann die Verhandlung.

Zuvörderst entwickelte der Vorstand des Gerichts in klarer, anschaulicher Weise noch einmal den Gang des ganzen Processes und führte dem Beklagten ernstlich und eindringlich zu Gemüthe, aus welchen Rechtsgründen die Eidesleistung überaus bedenklich erscheine, ermahnte ihn, das Heil seiner Seele wohl zu erwägen und fragte ihn zuletzt mit bewegter Stimme: Ob er wirklich den Eid zu leisten noch entschlossen sei? Wir alle waren schon tief bewegt, denn es lag zu klar am Tage, daß Grünert den Eid mit unverletztem Gewissen nicht schwören könne und wahrhaft brüderlich und ächt christlich waren des erfahrnen Richters Mahnungen, aus denen das Verlangen, den Mann vom Verbrechen des Meineids abzu-

halten, fühlbar hindurch wehte. Um so größer war das Erstaunen, als Grünert mit Bestimmtheit erklärte: Ja, er werde schwören, denn er könne es mit gutem Gewissen. „Wohlan," entgegnete hierauf der Vorstand des Gerichtes, „so verwalten Sie, Herr Pastor, als Beichtvater des Mannes Ihr Amt an ihm, wie die höhere richterliche Behörde verordnet hat, möge es Ihnen gelingen, sein Herz zu bewegen und ihn von dem Schritte abzuhalten, den er jetzt thun will." Noch einen Seufzer sendete ich zu Dem hinauf, der der Menschen Herzen lenken kann wie Wasserbäche, dann trat ich vor Grünert hin, sah ihm scharf in's Auge und sprach:

„Von der bürgerlichen Obrigkeit bin ich aufgefordert, das heilige Amt des Seelsorgers und Beichtvaters jetzt an Ihnen, Christoph Grünert, in einer Angelegenheit, an einem Orte und auf eine Weise zu üben, welche alle hier Anwesende auf's Tiefste erschüttert, wobei aber Ihnen, Grünert, und mir, Ihrem Seelsorger, Mark und Bein erzittern müssen: Ihnen, denn Sie wollen etwas thun, wovon Ihre Seligkeit oder Verdammniß in Zeit und Ewigkeit abhängt, wodurch, geschähe es von Ihnen mit List, Unrecht oder heimlichem Vorbehalt, Ihre Seele unrettbar verloren ginge, Ihre Seele, über welche zu wachen und sie dem Herrn Jesu Christo, der sie durch sein Blut erkauft hat, rein zu erhalten, mein heiliges Amt, meine Pflicht, meine Sorge, mein Gebet ist, Ihre Seele, über die ich einst am Tage des jüngsten Gerichtes Rechenschaft geben soll.

O möchte mir doch mein Herr und Ihr einstiger ewiger Richter jetzt die rechten Worte in den Mund legen, daß sie Ihr Herz durchdrängen wie Spieße und Nägel, denn es gilt hierbei Ihr ewiges Seelenheil und auch diese Worte, welche ich jetzt an Sie richte, werden einst am jüngsten Tage in die Wagschale gelegt werden

zwischen mir und Ihnen: zwischen mir, ob ich mein Amt an Ihnen ohne Furcht und Scheu, mit Gebet und Flehen verrichtet habe; zwischen Ihnen, ob Sie der Stimme Gottes, die er jetzt durch meinen Mund noch einmal warnend an Ihre Seele ergehen läßt, Folge geleistet oder vor derselben Ihr Herz verschlossen und verstockt haben.

Ob Sie, Grünert, den heiligen und theuern Eid, der Ihnen vorgelegt ist, mit gutem Gewissen schwören können oder nicht, das weiß ich nicht und das weiß auch das Gericht nicht, an dessen Stelle wir jetzt stehen, es wäre sonst nicht der Urtheilsspruch in Ihr eignes Gewissen gelegt worden, aber Sie wissen es und noch Einer weiß es, Der, welcher auch die innersten Gedanken Ihres Herzens kennt, welcher alle Ihre Worte und Versprechungen gehört, welcher alle, auch Ihre geheimsten Thaten gesehen hat, Der, welchen Sie jetzt als Ihren Zeugen, aber auch als Ihren ewigen und heiligen Richter anrufen, der mächtige, große, heilige und gerechte Gott im Himmel, in dessen Hand Sie stehen, von dem Sie selbst verlangen und ihn auffordern, er solle Sie strafen, verdammen und verwerfen, wenn Sie mit Anrufung seines heiligen Namens unwahr oder falsch schwören und er wird es, hier und in Ewigkeit, denn seine Gerichte treffen den Meineidigen auf Erden schon wunderbar und entsetzlich zugleich.

Darum ist es etwas Schweres und Herzerschütterndes, was jetzt von Ihnen geschehen soll. Erwägen Sie darum wohl den Gegenstand, um dessen willen Sie schwören wollen: es ist eine Summe elenden Geldes, eine geringe Summe von fünf und zwanzig Thalern, und dafür setzen Sie Ihre zeitliche und ewige Wohlfarth und Seligkeit ein. Sind das Dinge, die einen Vergleich mit einander aushalten? — Und ob es so viele Tausende wären, ich müßte Ihnen das Wort Ihres

Heilandes vorhalten: Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele! — Um dreißig Silberlinge verkaufte einst jener unglückliche Jünger des Herrn Jesu durch Verrath an Christum seine Seligkeit und Sie wollten um eine noch geringere Summe willen dieselbe aufs Spiel setzen? Als die Reue den Unglücklichen zu spät erfaßte, als er zu seinen Seelenverführern eilte und das Sündengeld ihnen hinwarf, da ließen ihn die Schändlichen im Stiche und sprachen höhnisch: Da siehe du zu! Da ergriff ihn Verzweiflung, er legte sich den Strick um den Hals, wurde ein Selbstmörder und kam in die ewige Verdammniß.

Das war der Fluch, der auf dem ungerechten Gute ruhte: der Unglückliche hatte nicht einmal den gehofften zeitlichen Gewinn davon, und auf jedem Sündengelde ruht der Fluch: es verschwindet unter der Hand und nimmt auch noch das mit, was wir redlicherweise besitzen, aber Gewissensangst, Seelenpein, Todesfurcht läßt es zurück. Können und wollen Sie darum um ein so geringes Gut, um das es sich hier handelt, um ein so unbedeutendes Mehr oder Minder der irdischen Habe Gottes Segen, des Herzens Frieden, der Seele Seligkeit zum Pfande setzen? Ich wenigstens möchte um solcher Sache willen nicht schwören und wenn ich dadurch bettelarm würde, denn um der Gewissenhaftigkeit, um der Gottesfurcht, um der Eidesscheu willen würde Gott durch seinen Segen den Verlust im Irdischen tausendfach ersetzen, und wenn auch das nicht wäre, die unsterbliche Seele wäre doch gerettet, der Friede des Herzens wäre doch erhalten, das Gewissen wäre doch vor Gott und Menschen rein!

Gilt es endlich bei dem Eide, den Sie leisten wollen, nicht nur ein irdisches Gut, sondern auch ein Ver-

sprechen, ein ehrliches und redliches Halten des gegebenen Wortes, wie es dem braven Manne, geschweige dem Christen geziemt, so dürfen Sie auch bei dem, was jetzt von Ihnen geschehen soll, nicht allein an sich, Sie müssen dabei auch an Andre denken, an die, welche Ihnen auf Erden die Liebsten sind: an Weib und Kinder! Wer falsch schwört, zieht auch diese mit in sein zeitliches Unglück, in sein leibliches Verderben hinein. Bedenken Sie das! Denken Sie auch an jene Stunde, wo Sie vor Kurzem erst noch das heilige Abendmahl feierten und am Altare Gottes Ihrem Erlöser neue Treue gelobten und um seine Gnade baten; denken Sie endlich auch noch an eine andre Stunde, die für Sie noch kommen wird und der Sie täglich näher rücken: an Ihre Todesstunde! Es könnte sein, wir ständen uns da auch so gegenüber wie jetzt, wie wird dann Ihr Seelenzustand sein? was könnten Sie mir dann zu sagen haben? mit welchen Gefühlen werden Sie dann dieser Eidesleistung gedenken? Und sie werden dann derselben gedenken! Glauben Sie mir; in jedem Falle, Sie mögen den Eid leisten mit gutem oder verletztem Gewissen, das ist Eins, diese gegenwärtige Stunde, diese Handlung wird Ihrem Gedächtnisse nie entschwinden! Je älter Sie werden, desto mehr wird sich die Erinnerung daran an ihre Seele drängen, in der Sterbestunde wird sie in ihrer ganzen Gewalt vor Ihnen stehen.

So wahr mir Gott helfe! Das ist das letzte Siegel, das Sie auf Ihren Eid drücken. O zentnerschweres Wort! Wäre der Eid, den Sie leisten würden, kein vor Gottes Augen bestehender, wäre auch nur in Einem Ihrer Worte eine Unwahrheit, eine Lüge, ein Vorbehalt, eine Hinterlist Ihrerseits gewesen, so wäre es dann auch mit Gottes Hilfe bei Ihnen für immer vorbei; Gott kann Ihnen dann nicht mehr helfen in Ihrem Berufe,

nicht mehr helfen in allem Unglücke, — und wissen Sie, was noch Alles Sie treffen kann? — nicht mehr helfen in Ihrer Todesstunde, nicht mehr helfen im letzten Gerichte, Sie sind dann zeitlich und ewiglich verloren!

Und dafür, lieber Grünert, dafür behüte Sie Gott! Christus ist auch für Sie am Kreuze gestorben, Er ist auch jetzt mitten unter uns, Gottes Geist klopft auch an Ihr Herz, Gott will auch Sie in seinen Himmel haben. Von dieser Stunde, von dieser Handlung hängt Ihr ewiges Heil ab und Sie haben später weder vor Menschen noch vor Gott irgend eine Entschuldigung, denn Gott hat Sie jetzt noch einmal durch mich, seinen Diener, gewarnt, hat Ihnen noch einmal zugerufen: Eile und rette deine Seele!

Mein Amt habe ich nun verwaltet, an Ihnen ist es, sich zu entscheiden, Gott aber wird einst richten zwischen mir und Ihnen auch wegen dieser Stunde. Mein Auftrag ist vollendet! Gott helfe Ihnen und rette Ihre Seele! Amen!"

Lautlose Stille herrschte im weiten Gerichtszimmer, auch draußen vor den Thüren regte sich während meiner Worte kein Laut. Grünert hörte sie aufmerksam an, aber keine seiner Mienen zeigte von einer innern Bewegung. Als ich geendet hatte, entstand eine Pause; es flog, wie man zu sagen pflegt, ein Engel durch das Gemach, doch Grünerts Seele schienen seine Fittiche nicht berührt zu haben. Endlich unterbrach der Vorstand des Gerichts die feierliche Stille: „Sie haben also gehört, Grünert, was Sie erwartet, wenn der Eid, den Sie zu schwören haben, vor Gott nicht als wahr in jedem Worte besteht; nach dem, was Ihr Beichtvater jetzt zu Ihnen geredet hat, habe ich nichts mehr hinzuzufügen und so frage ich Sie nochmals: wollen Sie den Eid noch leisten, den ich Ihnen jetzt noch einmal

vorlesen will?“ Und nachdem dieß geschehen war, fragte er Grünerten zum drittenmale: „Können und wollen Sie diesen Eid leisten?“ Alles war in höchster Spannung, mir zitterten die Kniee, Grünert aber sprach trotzig: „Ja, ich will schwören!“

Bei diesen Worten entstand unter den Anwesenden eine merkliche Bewegung; Entsetzen und Entrüstung war auf allen Gesichtern zu lesen und selbst im Vorzimmer hörte man ein murmelndes Geräusch, ich aber glaubte vor Angst vergehen zu müssen; darum konnte ich mich denn nicht halten, ich nahm den Mann bei der Hand und bat ihn flehentlich: „Lieber Grünert, ich bitte Sie als Ihr Freund, ich bitte Sie um Ihrer Seele Seligkeit willen, ich bitte Sie um Christi willen, thun Sie es nicht! schwören Sie nicht! Gering ist der Gewinn, den es Ihnen bringen würde, unersetzlich der Verlust, der in Zeit und Ewigkeit für Sie daraus entsteht! Die Handlung dauert nur wenige Augenblicke, aber ist sie geschehen, so kann keine Reue, so kann nichts in der Welt sie wieder ungeschehen machen; Ihre Seelenruhe, die Sie jetzt zeigen, ist nur eine künstliche; so wie Sie diese Schwelle wieder überschritten haben, wird sie gebrochen sein und das Elend, das sich Ihrer alsdann, oder wäre es auch später, bemächtigen wird, kann ich mir nicht gräßlich genug denken. Grünert, ich bitte Sie nochmals, ja ich beschwöre Sie als Ihr Beichtvater, thun Sie es nicht!

Gleiche Bewegung, ja Angst des Herzens hatte sich der ganzen Versammlung bemächtigt; die Macht des Augenblicks war so groß, daß einer der Anwesenden, ein einflußreicher Mann, mit dem Grünert in vielfacher Geschäftsverbindung stand, erschüttert sich gegen ihn erhob und gleichfalls ihn wie ein Bruder bat, er möge nicht schwören und ihm versprach, dafür auf

alle Weise, wo er ihm behilflich sein könne, zu seinem Schaden verhelfen zu wollen. Auch der Sachwalter Jahns, der doch gewiß schon mancher Handlung dieser Art beigewohnt hatte, blieb nicht unbewegt, sondern erbot sich, Grünerten den Eid erlassen zu wollen, wenn er nur auf irgend eine Weise erbötig sei, auf einen Vergleich einzugehen.

Diese Theilnahme von allen Seiten, vielleicht aber mehr noch diese verschiedenen Anerbietungen machten Grünerten doch schwankend und er erklärte endlich, er wolle auf einen Vergleich eingehen, wenn man es billig mit ihm mache. Mein Herz jubelte, ich dankte meinem Gott und Allen schien ein Stein vom Herzen zu fallen. Der wackre Vorstand des Gerichtes aber benutzte den Augenblick der allgemeinen Bewegung und eröffnete die Vergleichsverhandlungen, in Folge dessen Jahns Sachwalter zuletzt auf die ganze Summe der fünf und zwanzig Thaler verzichtete und nur von Grünerten die Tragung der Prozeßkosten beanspruchte. Aber auch da noch regte sich in des verblendeten Mannes Seele die Liebe zum irdischen Gute; er berechnete, was ihm für ein Geldverlust daraus erwachsen könnte und fragte, wie hoch sich diese Kosten wohl belaufen würden. Hierauf konnte ihm zwar der Vorsitzende sofort keine ganz zuverlässige Berechnung ertheilen, machte ihm aber doch bemerklich, daß es sich ja nur um die Hälfte dieser Kosten noch handle, da er die andre Hälfte ohnedem, auch wenn er den Eid leisten würde, dem richterlichen Urtheilsspruche gemäß, zu bezahlen verbindlich sein würde; ich aber erklärte, um ihm auch meinerseits diese Kosten erleichtern zu wollen, auf jede Entschädigung für meine vom Gerichte beanspruchte Amtsthätigkeit verzichten zu wollen. So entschloß sich denn endlich Grünert, den Vergleich anzunehmen, welcher so-

fort vom Gerichte zu Protocoll genommen und hierauf von den Betheiligten durch Namensunterschrift vollzogen und bekräftigt wurde.

Mein Gebet war zwar erhört, denn die Eidesleistung war unterblieben, aber mein Herz konnte sich doch nicht zur rechten Freudigkeit erheben. Mich jammerte es, daß Grünert in sittlicher Beziehung auf so tiefer Stufe stand: vor Gott gilt ja nicht allein die vollbrachte That, vor ihm gilt die Absicht, der Wille, des Herzens Beschaffenheit, der Beweggrund unsers Handelns und an diesen Maaßstab gehalten, ließ Grünwalds beharrlicher Entschluß, den Eid zu leisten, einen traurigen Blick in seine Seele thun; nicht die Sorge um seine Seligkeit, nur die Aussicht, auf leichtere Weise aus dem bösen Handel zu kommen, hatte ihn zuletzt noch bewogen, den Eid zu unterlassen. Doch ich stellte es Dem anheim, der da recht richtet, der die geheimsten Falten des Menschenherzens kennt und nach andrer Wage wiegt, als wir kurzsichtigen, oft nur zu selbstgerechten Menschen. Diese Gedanken beschäftigten mich auf meinem Heimgange, aber auch dieser letzte Trost sollte mir noch entzogen werden.

Nur wenige Wochen waren seit jenem verhängnißvollen Tage verflossen, als eines Morgens Grünert zu mir kam und mich zu sprechen wünschte. Mit verdrießlichem Gesichte erwiederte er meinen freundlichen Gruß und auf mein Befragen nach seinem Anliegen erklärte er mir ohne alle Umstände, daß er mir nur sagen wolle, wie bitter er es bereue, damals den Eid nicht geleistet zu haben, denn er sei dadurch recht in's Malheur gekommen. Gestern habe ihm das Gericht die Kosten zugeschickt, die er zu bezahlen habe, sie betrügen gegen dreißig Thaler, die könne er nicht schaffen, denn er sei die Kosten für den ersten Prozeß, wel-

chen ihn der schändliche Kerl, der Jahn, an den Hals gehängt habe, noch schuldig. Seine Frau zu Hause sei außer sich und wolle bald närrisch werden, sie habe ihn deßhalb zu mir geschickt, weil ich doch am meisten Schuld daran sei, daß er nicht geschworen habe, damit ich ihm nun auch den Schaden tragen helfen und das Geld zu den Kosten borgen möchte.

In dieser Weise, nur noch etwas ausführlicher und derber, machte der Mann seinem Herzen Luft, aber meinem Herzen um so größres Weh. Vor Erstaunen stumm hörte ich seinen Ergießungen zu. Nicht die Zumuthung, ihm den irdischen Verlust zu ersetzen, überraschte mich, wie gern hätte ich unter andern Verhältnissen ihm nach meinen Kräften seine Sorgen erleichtern helfen wollen, sondern die Schlechtigkeit des Herzens, die niedrige, gemeine Gesinnung, die er so ohne alle Scheu offen und in ihrer ganzen Häßlichkeit vor mir kund gab, empörte mich, verwandelte sich jedoch, nachdem diese Regung des natürlichen Menschenherzens, von der ich mich hatte beschleichen lassen, überwunden war, in das tiefste Mitleid mit dem sittlich so tief stehenden Mann.

„Grünert," sprach ich, „erinnern Sie sich, daß, als wir an jenem schrecklichen Tage nach geschlossenem Vergleiche von einander schieden, Sie mir dankten für die Mühe, die ich mir mit Ihnen gegeben hätte und für meine Liebe, die Sie daraus erkannt hätten, und jetzt überhäufen Sie mich deßhalb mit Vorwürfen? So bald ist die bessere Regung in Ihnen gewichen? so bald hat die Liebe zum schnöden Gelde in Ihnen wieder die Oberhand gewonnen, daß Sie es sogar bereuen, die schreckliche That unterlassen zu haben? Ich beklage Sie deßhalb tief und versichre Ihnen: wenn Sie nicht ernstlich Buße thun und ein gutes Gewissen höher schätzen

lernen als vergängliches Gold und Silber, so ist mir bange um das Heil ihrer Seele. Was Ihr Verlangen an mich, namentlich in der Weise, wie Sie es vorgetragen haben, betrifft, so kann ich dasselbe leider nicht erfüllen, ich rufe Ihnen aber mit Petrus zu: Gold und Silber habe ich nicht, was ich aber habe, will ich dir geben: Im Namen Jesu sage ich dir, stehe auf und wandle! das heißt: was Sie von mir fordern, übersteigt meine Kräfte und Vermögen, aber ich bitte und ermahne Sie, sich von so tiefer Stufe niedrer Denkungsart und irdischen Sinnes zu erheben und zu Dem mit ganzem Herzen zu wenden und Dem nachzufolgen als sein ächter Jünger, der auch für Sie ein Leben auf dieser Erde übernahm, wo er nicht hatte, wohin er sein Haupt legen konnte, obwohl er hätte des Himmels Herrlichkeit haben können. Ich kann nur Gott für Sie bitten, daß er Ihnen ein neues Herz und einen neuen Sinn gebe, damit Sie das Eine erkennen, was allein Noth thut und nach Gütern streben, die Ihnen bleiben, auch wenn Sie einst von der Erde scheiden. Um Ihnen indessen doch meinen guten Willen zu zeigen, will ich versuchen, ob es meiner Fürsprache gelingt, Ihnen eine Ermäßigung der Kosten beim Gerichte zu erwirken."

An des Mannes hartem Herzen prallten jedoch auch diese Worte wie von einem Felsen ab; er suchte sich selbst zu rechtfertigen, schalt in roher Weise auf jenen schlechten Menschen, der ihn um so viel Geld bringe, versicherte wiederholt, daß er hätte den Eid mit gutem Gewissen schwören können, denn Jahn sei gar nicht beim Kaufe seines Gutes zugegen gewesen und er folglich auch nicht schuldig, ihm etwas zu geben, schob die Schuld, daß er den ersten Prozeß verloren habe, auf die Ungeschicklichkeit seines Advocaten und meinte schließlich,

daß es keine Kleinigkeit sei, bei den schlechten Zeiten und in seiner Lage sich so um das Seinige gebracht zu sehen. Da alle meine Versuche, ihn auch hierüber auf einen höhern Anschauungspunkt zu führen, vergeblich waren, schwieg ich endlich ganz und er verließ mich eben so verstimmt und aufgeregt, als er gekommen war.

Möge der Herr sich seiner annehmen, daß das Licht ihm noch aufgehe und er zur Erkenntniß komme, daß es Höheres gibt als Güter der Erde und seine Seele erfüllt werde von Friede und Freude im heiligen Geiste; dann sollte auch meine Seele über den Mann wieder froh werden, denn eines treuen Seelsorgers Herz wird durch solche Erfahrungen tief gebeugt und kann nur durch den Blick nach Oben erhoben und getröstet werden zum freudigen Hoffen auf die Gnadenführungen Gottes und dessen Erbarmen, wo vor menschlichen Augen unser Pflanzen und Säen vergeblich erscheint. An mir soll es nicht fehlen; vielleicht daß auch dem Grünert noch der Tag der sittlichen Erhebung anbricht! Das gebe Gott!

III.

Der Carthäusermönch,

oder:

Ein Narr treibt Muthwillen und hat es noch dazu seinen Spott; aber der Mann ist weise, der darauf merket.

In einem jener anmuthigen Thäler, woran unser Sachsenland so reich ist, liegt unfern einer lebhaften Fabrikstadt ein Rittergut von mäßiger Größe und die Geschichte des Gutes wie seines damaligen, nun aber im Herrn entschlafenen Besitzers, in dessen unmittelbarer Nähe ich das geistliche Hirtenamt verwaltete, ist gleich merkwürdig. Da, wo jetzt unmittelbar längs des jenseitigen Ufers des Flusses ein hoher Damm mit eisernen Schienen sich hinzieht, stand sonst in alterthümlicher Bauart ein Augustinerkloster mit seinem Kirchlein, umgeben von hohen Mauern, in deren Räumen der Garten sich befand, in welchem ernste Mönchsgestalten wandelten oder nach langen und heißen Gebetsstunden im Schweiße ihres Angesichts ihre Beete gruben oder zum Ersatze für die lauten Freuden der Welt, denen sie entsagt hatten, ihre Blumen pflegten, denn:

„es muß das Herz an etwas hangen
und ohne Liebe kann's nicht sein."

Anstatt der frühern klösterlichen Stille hört man jetzt das ängstliche Keuchen der Locomotiven und das weithin tönende Gerassel langer Wagenreihen, wenn die Dampfzüge pfeilschnell dahin brausen, um Reisende und Güter mit kaum denkbarer Geschwindigkeit in ferne Gegenden zu versetzen, und anstatt der einförmigen, frommen Gesänge der Hora und Sexta schrillt jetzt der

Mark durchdringende und das Ohr verletzende Ton der Pfeife weithin durch die Lüfte, womit der Locomotivenführer die nahe Ankunft auf dem nur noch ein Viertelstündchen davon entfernten Bahnhofe anzeigt.

Hier gründete bereits zu Anfange des dreizehnten Jahrhunderts Heinrich von Commichau, Generalrichter des Kaisers Friedrich des Zweiten in dem Pleißnerlande, mit Einwilligung seiner Söhne ein Mönchskloster für den Orden der Augustiner. Er hatte früher ein Gelübde gethan, nach Rom zu wallfarthen und daselbst in den Kirchen zu St. Petri und St. Pauli seine Andacht zu verrichten und war eben im Begriff gewesen, seinen Vorsatz auszuführen, zumal auch sein Kaiser dorthin zu reisen gedachte, um sich vom Papste krönen zu lassen, als der Bischoff von Naumburg, Engelbrecht, zu dessen Sprengel auch das Pleißnerland gehörte, so wie mehrere andre angesehene Herren und Ritter des Landes, bei denen Heinrich in großer Achtung stand, ihn mit Bitten und Vorstellungen bestürmten, wenigstens jetzt nicht sein Gelübde zu lösen; denn sie sahen es ungern, daß bei des Kaisers Abwesenheit von den deutschen Landen auch er, als ein Mann von bedeutendem Ansehn und Einfluß und mit so wichtigem Amte bekleidet, außerhalb des Landes sich befände. Heinrich ließ sich endlich auch bewegen, zum Besten des Vaterlandes diese Wallfarth aufzugeben und statt auf fremdem Boden seine Kniee zum Gebete zu beugen, daheim mit kräftiger Hand das Regiment zu führen. Indessen fühlte der fromme Mann sich des gebrochnen Gelübdes wegen in seinem Gewissen oft sehr beunruhigt, so daß ihm endlich Naumburgs Bischoff, der zugleich sein lieber Gevatter war, rieth, zur Sühne dafür ein Kloster zu stiften.

Er selbst wählte auf seinem weiten Besitzthume gerade diesen anmuthigen Thalwinkel zum geheiligten Orte

aus, schenkte es mit reichen Einkünften der Kirche und begann in heiligem Eifer das Kloster zu bauen. Bald erhoben sich im Schatten alter Rüstern und Linden die hohen Mauern, ein schlanker Thurm zierte das Gebäude und unter dem Klange der Glocken zogen im Jahre 1222 die ersten Mönche, an ihrer Spitze der neue Propst, Ditrich aus Altenburg, in das ernste, ehrwürdige Gebäude ein.

Zwei Jahrhunderte hindurch walteten hier die frommen Mönche, denen auch einige nahegelegene Kirchen sammt ihren Gemeinden zur geistlichen Pflege übergeben worden waren, als zu Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts der günstige Stern, der bisher über dem Kloster geleuchtet hatte, zu erbleichen begann. Einheimische Kriege hatten bald nähern, bald entferntern, aber nie günstigen Einfluß auf dasselbe geübt; jetzt aber kamen aus dem Böhmerlande unter Ziska's Anführung die Alles verheerenden Schaaren der Hussiten. Ihre zündende Fackel ward auch in dieses stille Heiligthum geschleudert und unter himmelschreienden Gräueln, an den frommen Bewohnern desselben verübt, lagen Kirche und Kloster sammt allen seinen Nebengebäuden in wenigen Stunden in Asche und Trümmern.

Durch des Krieges Verwüstung waren auch die Hilfsquellen desselben versiegt und die ausgebrannten Mauern mit den hohlen Fensteröffnungen spiegelten sich als ein trauriges Bild gefallener Herrlichkeit lange Jahre in den Wellen des vorbeieilenden Flusses. Schon hatte der bischöffliche Schutzherr die Hoffnung des Wiedererstehens der geheiligten Stätte aufgegeben, da nahte sich unerwartet eine fromme Hand, welche das Zerstörte wieder aufrichtete, so daß nun ein neues Heiligthum sich erhob, in welchem der Augustiner frommes Walten noch

durch die härteste klösterliche Strenge und Zucht überboten werden sollte.

Margarethe, die Wittwe des Churfürsten Friedrich des Sanftmüthigen und Mutter der Prinzen Ernst und Albrecht, die Stammmutter der jetzigen sächsischen Fürstenhäuser, gedachte ein Kloster zu stiften, und von Altenburg aus, wo sie damals Hof hielt, richteten sich ihre Blicke auf die verwüstete heilige Stätte hier im stillen Thale. Die eingeleiteten Unterhandlungen mit dem damaligen weltlichen Schutzherrn des Klosters, so wie mit dem Orden der Augustiner, welcher seine Ansprüche auf den Gräuel der Verwüstung noch nicht aufgegeben hatte, gediehen bald zu einem glücklichen Ende und nach wenigen Jahren schon stand das neue Kloster stattlicher da denn das frühere, und die fromme Fürstin übergab es mit Bewilligung des Pabstes Sixtus IV. dem Mönchsorden der Carthäuser, als das erste, aber auch einzige Kloster dieses Ordens, welches je in Sachsen existirt hat. An klösterlicher Strenge und Entsagung jedes rein menschlichen Bedürfnisses übertraf dieser im eilften Jahrhunderte in Frankreich entstandene Mönchsorden alle übrigen. Strenges Stillschweigen war der Carthäuser erste Regel, nur zum Gebete und zur Beichte — welche Letzre an jedem Sonnabend stattfand, — öffnete sich der schweigsame Mund, für gewöhnlich war Wasser und Brot ihre Speise, Wurzeln und Gemüse ein Leckerbissen, nur an wenigen Tagen im Jahre erlaubt, und auch diese kärgliche Nahrung nahm jeder Einzelne in seiner Zelle zu sich, wo hinein ihm dieselbe durch eine Oeffnung in der Thüre zugeschoben wurde, hätten aber trotz dieser magern Kost dennoch des Fleisches Lüste sich etwa regen mögen, so sorgte ein fünfmal im Jahre regelmäßig wiederkehrender Aderlaß für gänzliche Dämpfung derselben. Der harte Fußboden oder ein schmales Bret

war ihr Nachtlager für die wenigen Stunden, die sie dem Schlafe widmeten und wer in diese Klostermauern eingetreten war, dessen Fuß ging nie wieder über deren Schwelle hinaus.

Im Jahre 1480 wurde das neue Kloster eingeweiht und empfing den Namen: „das Haus der Verklärung Jesu Christi des Thales St. Martin" und noch im Jahre 1513 ward es vom Churfürsten Friedrich dem Weisen in allen seinen Privilegien und Freiheiten bestätigt. Und doch konnten weder alle diese fürstlichen Schutzbriefe, noch die strengste klösterliche Zucht und Abgeschlossenheit von der Welt das Kloster von dem Untergange retten, dem es mit schnellen Schritten entgegeneilte; denn während Ziska's Fackel nur die Klostergebäude hatte zerstören können, vernichtete die geistige Fackel Luthers das Mönchthum selbst im ganzen Sachsenlande und die Klostermauern alle fielen oder wurden zu andern Zwecken verwendet.

Auch in das Dämmerlicht des Klosterganges und in das Dunkel der düstern Zellen des Carthäuserklosters im Thale St. Martin drang das Licht des Evangelii ein und die Kraft des gereinigten Wortes Gottes lichtete die Reihen der Mönche. Einer nach dem andern wurde für die neue Lehre gewonnen, kehrte zurück in die Welt, der er erst entflohen war und es blieb zuletzt im Jahre 1526 nur noch ein einziger Bewohner des Klosters, Eobanus Gunzel, übrig; aber auch dieser wollte endlich von der Regel keine Ausnahme machen; die Einsamkeit in dem leeren weitläuftigen Gebäude wurde ihm zu schauerlich und so erklärte auch er sich für Luthers Werk, verließ die verödeten Mauern, verehelichte sich und trat seine Ansprüche an das Kloster für fünf und dreißig Gülden ab. Auf diese Weise fiel das Kloster mit allen seinen Besitzthümern an den Landesherrn, welcher

zuerst besondre Verwalter für dasselbe bestellte und durch diese die liegenden Gründe in Stand erhalten ließ.

Doch durch eine wunderliche Fügung sollte grade dieses einzige Carthäuserkloster Sachsens in noch nähere Beziehung zu dem Begründer der Reformation kommen; denn auf Luthers Fürbitte erhielt dessen Schwager, Hans von Bora, 1548 vom Churfürsten Johann Friedrich dieses Kloster mit dem größten Theile seiner Grundstücke und Rechte, theils als Gnadengeschenk, theils zu einem selbst für die damalige Zeit unerhört billigen Kaufpreiße, und so wurde es von da an in einen Rittersitz und Ritterlehn umgewandelt. Schon nach einigen Jahren trat der grelle Gegensatz der frühern und nunmehrigen Bestimmung, freilich das religiöse Gefühl wenig schonend, ja scharfverletzend dem Eintretenden entgegen: der Kreuzgang ward zum Stalle für gehörnte Vierfüßler, die Versammlungssäle zu Wohnstuben, die Zellen der Mönche zu Heukammern, die Kirche zur Scheune umgewandelt; das Wiehern munterer Rosse, das Brüllen des Rindviehs, das laute Lachen und die oft eben nicht züchtigen Scherzworte der Knechte und Mägde, kurz der ganze Lärmen einer größern Landwirthschaft durchhallte bald die heiligen Räume, und mit der Zeit und den von ihr geforderten veränderten Baulichkeiten verwischte sich die frühere Bestimmung der Gebäude immer mehr, bis auch der letzte Rest noch durch eine spätere Feuersbrunst vertilgt wurde, so daß es jetzt gleich jedem andern Rittergute und zwar in freundlicher Gestalt dem Beschauer sich darstellt, und nur die hohen Mauern, welche den Obstgarten und einen Theil der Gebäude umgeben, sind noch dieselben Klostermauern, welche den Mönchen den Blick in die Welt und diese den Blicken der Welt entziehen sollten.

Indessen war es eignes Geschick, welches sämmtliche

Besitzer dieses früheren Klosters traf, daß sie sich ihres Besitzes selten lange erfreuen und nur in den seltensten Fällen ihn auf ihre nächsten Nachkommen vererben konnten, und wohl nur wenige Güter mögen im Laufe der Zeit so viele verschiedene Herren aufzuzählen haben und so oft der Gegenstand verwickelter und langwieriger Prozesse gewesen sein, als grade dieses so anmuthige und fruchtbare Gut. Schon der erste weltliche Besitzer desselben, Hans von Bora, konnte es nur zwölf Jahre behaupten und mußte es bereits 1560, wenn auch mit bedeutendem Gewinne, verkaufen und es war daher erklärlich, daß eine alte Sage über dieses Gut im Munde des umherwohnenden Volkes ging: es ließen die alten Mönche die Besitzer im Neste nicht warm werden, bis der rechte Vogel käme und die geistlichen Herren zur Ruhe brächte, und eben mein alter, ehrwürdiger Freund, Christoph Finke, dessen ich im Eingange dieser Geschichte als Besitzer des Gutes erwähnte, schien bestimmt, diese Weissagung zu erfüllen und den Bann zu lösen.

Es war in den Siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, da eben wenige Jahre vorher wieder ein neuer Besitzer, ein Herr von Adel, in das Gut eingezogen war, als eines Abends im Spätherbste ein dürftig gekleideter Knabe vor der Thüre des Herrenhauses stand, sehnsüchtig seine Blicke nach den Fenstern des obern Geschosses richtend und lauschend, ob nicht das Geräusch einer oben auf und zugehenden Stubenthüre oder auf der Treppe herabkommender Fußtritte an sein Ohr dränge, denn er sehnte sich gewaltig nach einer Unterredung mit einer der Bewohnerinnen desselben und zwar der Herrin des Gutes selbst. Mit der gnädigen Frau hätte er für sein Leben gern gesprochen, denn diese edle Dame hatte bald durch ihre Leutseligkeit und herablassende Milde die Herzen aller ihrer Unterthanen,

zumal der mühseligen und beladenen gewonnen und das Herz des armen Jungen war übervoll und tief beklommen. Ihr, der gütigen Frau, wollte er sein Leid klagen, sein Herz ausschütten, in seiner Noth Hilfe suchen, welcher er so dringend bedurfte, und um diese Stunde, das wußte er, ging sie gewöhnlich aus und wäre es auch nur zu einer Rundschau durch ihre Gehöfte und Gärten. Und der kluge Knabe hatte sich nicht verrechnet, er brauchte nicht lange zu warten, da hörte er den so sehnlich begehrten Klang des Knarrens einer obern Thüre in ihren Angeln und wenige Secunden darauf auch das Rauschen eines Damenkleides die Stiegen herab. Sie war es, die heiß Ersehnte; seine dunkeln Augen funkelten vor Freude und Spannung und doch erglänzten sie sofort in hellen Thränen, als die edle Frau ihn an der Thüre gewahrend und sofort auf ihn zugehend, freundlich und theilnehmend anredete: „Bist du es, Christoph? Willst du zu mir? Doch was, du weinst? Geht's etwa mit deiner Mutter schlimmer? Sie war doch diesen Morgen besser, wie mir die Eva sagte; sprich, sprich, was fehlt dir denn?" Indessen hatte die gute, theilnehmende Dame dabei übersehen, daß sie durch ihre hastigen, rasch auf einander folgenden Fragen selbst Ursache war, daß der arme Knabe nicht zu Worte kommen konnte, der ja gar zu gern ihr mittheilen wollte, was sein Herz so schwer belastete.

Mit heißen Thränen, die zuletzt in lautes Schluchzen übergingen, erzählte er ihr, daß seine todtkranke Mutter allerdings diesen Morgen, als die gnädige Frau ihre alte Dienerin, die erwähnte Eva, zu ihnen gesendet habe, um ein Merkliches besser gewesen sei, auch von den gesendeten Erfrischungen etwas genossen habe, gegen Mittag aber nur desto kränker geworden und endlich eingeschlafen, vor einer halben Stunde aber zum Nim-

merwieder die Augen Aufschlagen entschlummert sei. Die Bitten und Anliegen, die er aber nun weiter an das Herz der Dame legen wollte, konnte er vor Schluchzen nicht hervorbringen; seine Stimme erstickte unter Thränen. Indessen er hatte es auch nicht nöthig, die barmherzige Samariterin stand schon vor ihm und goß Oel und Wein in seine brennende Herzenswunde, die ihm der Tod im Stillstand des treuen Mutterherzens geschlagen hatte, des einzigen, das noch sein auf Erden war. Denn er war der einzige Sohn einer Wittwe, welche schon als solche vor mehrern Jahren aus einer entfernten Gegend des Landes hierher gezogen war, über deren Verhältnisse und frühern Lebensgang jedoch ein geheimnißvolles Dunkel waltete. Doch waren ihr bei den damals bei weitem anders als jetzt geordneten Gemeindeverhältnissen wenig Schwierigkeiten wegen ihrer Aufnahme in den Weg gelegt worden, da sie einige Baarschaft aufzuweisen hatte, ein gutes Zeugniß ihrer letzten Ortsobrigkeit mitbrachte und eine stille, ehrbare Frau war, welche, ohngeachtet ihrer mehr städtischen Bildung, doch bald sich die Zufriedenheit ihrer Nachbarn und andern Bewohner ihres neuen Wohnortes zu erwerben wußte.

Sie hatte sich in einem Häuschen eine Stube gemiethet, lebte mit ihrem Knaben ziemlich eingezogen und suchte sich durch Nähen und Ausbessern, durch Fertigung künstlicher Blumen, durch Winden von Braut- und Todtenkränzen und durch ähnliche Kunstfertigkeiten ihren Unterhalt zu erwerben, so daß sie im kleinen Dorfe, in dessen Mitte das Rittergut liegt, nur „die Nätherin“ hieß. Schon seit einem Jahre jedoch litt sie an einem unheilbaren Siechthume: ein krankes Herz mochte sie wohl schon hierher mitgebracht, vielleicht sogar hierher getrieben haben; ihr kleiner Nothpfennig schwand zu-

sehends und nur der milden Wohlthätigkeit der edeln Gutsherrin, welche sich seit ihrer Bekanntschaft mit ihr lebhaft für sie interessirte, ohne jedoch dadurch das Siegel ihres Mundes über ihre frühern Schicksale zu lösen, dankte sie es, daß ihre letzten Lebensmonate nicht gänzlich in des Lebens Elend verkümmerten.

Man findet es nicht selten, daß hochgestellte Damen, namentlich auf dem Lande, deren Lebenselement Wohlzuthun und Mitzutheilen ist, schon als natürliche Folge des einfachen, ereignißarmen Lebens mit einer Wißbegierde um die äußern und innern Verhältnisse der von ihnen Begünstigten erfüllt sind, welche fast an die Grenze unterhalten sein wollender Neugier streift. Auch unsre edle Gutsherrin schien hiervon nicht ganz frei zu sein, doch war sie zu edelmüthig und hochgebildet, um durch Zudringlichkeiten näher zum Ziele kommen zu wollen. Nachdem auch ihr Forschen bei dem Knaben nach seiner Vergangenheit kein anderes Ergebniß geliefert hatte, als daß sein Vater ein Handwerker gewesen und schon so lange todt sei, daß er sich kaum auf ihn noch besinnen könne, seine Mutter aber auch dort, wo sie früher gewohnt hätten, sich eben so beschäftigt und mit ihrer Hände Arbeit ernährt habe, wie hier, und da dieses Alles auf nichts besonders Interessantes schließen ließ, so stellte auch die adlige Dame ihr weiteres Forschen ein. Ja sie war so edel, die Zurückhaltung der Verstorbenen über ihr früheres Leben und Geschick dadurch zu ehren, daß durch ihre Vermittelung auch von Seiten der Gemeinde, welche nun in dem Knaben eine Last für sich zu erblicken fürchtete, keine Reclamationen deshalb in die frühere Heimath seiner Mutter erfolgten, indem sie großmüthig erklärte, sich des Knaben annehmen und für seine weitere Zukunft sorgen zu wollen.

Liebevoll sorgte sie nun auch für den Verwaisten

und als die von allem Schmerze der Erde erlöste Mutter beerdigt war, was auch auf Kosten der Gutsherrin geschah, während der geringe Ertrag der verkauften Hinterlassenschaft dem Knaben als Erbtheil zinslich untergebracht wurde, so fand die Fürbitte der Gutsherrin bei ihrem Gemahle für ihren Schützling auch alsobald williges Gehör und er gestattete, daß der gutgezogene Knabe auf das Gut sich übersiedle, wo ihm bei dem alten Schäfer Wohnung, Kost und väterliche Aufsicht ausgemacht wurde. Seinen Pflegevater unterstützte Christoph den Winter über treulichst in seinen Berufsarbeiten und schon mit dem nächsten Frühjahre hütete er, wie weiland der bräunliche Knabe David, die wollige Heerde, aber gleich wie bei diesem zuletzt sich der Hirtenstab in einen Königsscepter verwandelte, so hatte Gott auch für diesen armen Hirtenknaben ein Loos bestimmt, das er sich jetzt noch nicht träumen ließ; denn außer jenen wenigen Gülden hatte ihm die verstorbene Mutter ein köstlicheres Erbtheil hinterlassen: Muttergebet und Muttersegen, und dieses trägt jedem Kinde die reichsten Zinsen, ja baut nach der uralten Verheißung Häuser, was auch hier buchstäblich und überschwenglich in Erfüllung ging.

Gleicher Gunst wie bei seinem hohen Schutzpatrone hatte sich Christoph Finke auch bei seinem Pflegevater, dem alten braven Schäfer, und dessen Ehehälfte, einem kinderlosen Ehepaare, zu erfreuen, und der Knabe war dessen auch werth. Mit pünktlichem Gehorsam erfüllte er alle ihre gegebenen Aufträge, ja seine Aufmerksamkeit war dem Verlangten oft schon zuvorgekommen; mit dankbarer Achtung war er seinen Pflegeältern ergeben, fügte sich willig in die geregelte und christliche Ordnung der kleinen Haushaltung und wurde schon nach einigen Monaten zum Vorleser aus der Bibel und der Postille er-

nannt, womit nach beendigten Berufsgeschäften in den langen Winterabenden und sonntäglichen Nachmittagsstunden das fromme Ehepaar sich beschäftigte und erbaute. Wie einst Josephs, so war auch Christophs Thätigkeit eine gesegnete und er stand in Gnade bei denen, welche seine Wohlthäter waren. Doch sollte dieses stille Glück nicht lange währen, schon nach zwei Jahren ward der alte Schäfer vom großen Erzhirten zum Empfange des Lohnes treuer Knechte einberufen und nach nicht zu langer Zeit folgte ihm auch seine greise Wittwe im Tode nach.

Zum zweitenmale fühlte Christoph den bittern Schmerz, welchen der Tod dem Herzen schlägt; zum zweitenmale fiel seine Verlassenheit in ihrer ganzen Schwere auf sein Herz und es konnte ihn selbst die für solche Leute nicht unbedeutende Erbschaft, womit seine Pflegeältern ihn bedacht hatten und wodurch seine Zukunft so ziemlich gesichert war, nicht über den Verlust der alten, trefflichen Leute trösten. Doch es lebten ja noch seine hohen Gönner, und der Besitzer des Gutes, der nebst seiner Gemahlin großes Wohlgefallen an dem auch körperlich sich vortheilhaft ausbildenden Burschen hatte, eröffnete ihm, daß er beabsichtige, ihn für die Landwirthschaft auszubilden, daß man jedoch dabei von unten anfangen müsse, weßhalb ihm auch nun ein Ochsenpaar übergeben werden solle, um dasselbe zu besorgen und mit demselben pflügen, eggen und fahren zu lernen; als Auszeichnung jedoch solle er nicht mit dem übrigen Gesinde, sondern mit dem Verwalter essen und in dessen Kammer mit wohnen und schlafen.

Auch in diesen neuen Verhältnissen wußte er des Gesindes Neid durch sein anspruchloses und bescheidnes Betragen, indem er in keiner Weise seine Bevorzugung gegen irgend Jemand gelten machte, zu versöhnen, so

wie ohnedieß sein ganzes Wesen und seine geistige Ueberlegenheit ihm eine Art von Achtung bei diesen Leuten erwarb und die besondre Gunst des Gutsherrn und dessen ihn auszeichnende Behandlung ihm schützend zur Seite stand. Darum stieg er denn, dem so zu sagen Alles anflog und was er angriff, gelang, bald von Stufe zu Stufe und er war eben mündig geworden, als nach dem Abgange des bisherigen Verwalters ihm diese Stelle von seinem Gönner übertragen wurde; denn von Christoph Finke konnte man sagen, wenn es erlaubt ist, eine Schilderung des Gottmenschen auf gewöhnliche Sterbliche überzutragen: er nahm zu an Alter, Weisheit und Gnade bei Gott und den Menschen; übrigens war er auch dem anvertrauten Posten vollkommen gewachsen, untadelig in Sitten, treu und erprobt in seinem Berufe.

Schon achtmal hatte er in dieser Stellung seines Herrn Aerndte glücklich eingebracht und es schien der Vergelter jeder edeln That um des frommen Dieners willen den Herrn zu segnen, als sich ein besondrer Vorfall auf dem Gute ereignete, bei welchem auch er betheiligt war und welcher in der Umgegend viel Stoff zu wunderbaren Reden und Folgerungen gab, für den Gutsherrn aber verhängnißvoll wurde.

Es ist bekannt, daß sich unter den meisten Klöstern unterirdische Gänge befinden, die sich meist nach Richtungen hinziehen, wo ebenfalls ein Kloster und namentlich ein Nonnenkloster steht und vorzugsweise scheint zu diesem bergmännischen Geschäfte der Augustinermönchsorden Lust und Geschick gehabt zu haben, wie denn ja auch nach der Sage vom frühern Augustinerkloster zu Grimma, selbst unter der Mulde hin, sich ein unterirdischer Gang nach dem oberhalb gelegenen Cisterzienserinnenkloster Marienthron zu Nimtschen hinerstrecken soll. Wie das frühere Kloster, welches den Schauplatz unserer

Erzählung bildet, nur ein Viertelstündchen oberhalb der Stadt im Thale St. Martin liegt, so befand sich früher etwa eine halbe Stunde unterhalb derselben, auch unmittelbar am Flusse gelegen, ein Nonnenkloster, in welchem ebenfalls Cisterzienserinnen ihr Gott geweihtes Leben in frommen Uebungen verbrachten, das aber 1530 ebenfalls aufgehoben wurde und jetzt als stattlicher und bedeutender Rittersitz mit Schloß und Park dem in Pfeilesschnelle vorübereilenden Eisenbahnreisenden sich darstellt und das Thal ziert. Bis dorthin solle sich, ging die Sage, auch ein unterirdischer Gang von St. Martin aus hinziehen, welcher seinen Eingang in einem der alten noch vom Kloster herrührenden Kellergewölbe des Gutes nahm.

Christoph kannte auch die alte eiserne Thüre genau, welche sich dort unten befand, denn es gab ja im ganzen Gute keinen Winkel, der ihm unbekannt gewesen wäre; doch hatte ihn seine sonstige Wißbegierde nie in Versuchung geführt, die geheimnißvolle und berüchtigte Thüre, worüber wunderliche Dinge gesprochen wurden, weiter zu untersuchen oder gar zu öffnen. Es überraschte ihn deßhalb einigermaßen, als eines Tages sein adliger Herr ihn fragte, ob er jene Eingangsthüre zum Mönchsgange kenne, und als er dieß bejahte, ihm die weitere Frage vorlegte, ob er wohl Muth genug in sich verspüre, mit ihm gemeinschaftlich jenen Gang zu untersuchen und zu erforschen, in welchem Zustande sich derselbe befinde und in wie weit derselbe noch gangbar sei. Obwohl ihn hierbei ein nicht ganz behagliches Gefühl beschlich, so trug doch Christoph kein Bedenken, seinem geliebten Herrn, mit dem und für den er freudig durch's Feuer und sonst wohin gegangen wäre, zu versichern, daß seines Herrn Wunsch ihm Befehl sei. Der Gutsherr nahm das sehr gnädig auf, bedeutete ihn

nur, nichts von ihrem Vorhaben zu verlautbaren, und behielt sich vor, ihm noch Tag und Stunde genauer zu bestimmen, wann die Untersuchung vorgenommen werden solle.

Schon wenige Tage darauf wurde der Beschluß ausgeführt. Mit zwei Hornlaternen und einer tüchtigen Axt versehen, begaben sich Herr und Diener eines Nachmittags, unmittelbar nach gehaltener Tafel, an welcher jetzt auch der Herr Verwalter Sitz und Stimme hatte, — zur damaligen Zeit eine seltene Gunst, — in die weitläuftigen Kellerräume unter dem Gute und standen bald vor der verhängnißvollen Thüre, welche mit einem Schlosse der urältesten Art versehen, das Eindringen in die Geheimnisse der Vorzeit verwehrte. Von allen den vielen großen Schlüsseln, womit sich der Gutsherr versehen hatte, wollte jedoch kein einziger passen, es blieb also nichts anders übrig, als hier Gewalt anzuwenden. Dies Geschäft vollzog der Diener, während der Herr mit beiden Laternen dazu leuchtete. Es war keine bedeutende Kraftanwendung dazu nöthig, die morsche Thüre wich bald dem Wuchten der tüchtigen Axt und als dieses erste Hinderniß beseitigt war, sahen Beide einen engen, dunkeln Gang vor sich, der in Manneshöhe sich weithin zu erstrecken schien.

Zögernd blickte Christoph seinen Herrn an und die Frage lag auf seinem Gesichte, ob sie dahinein dringen sollten? Der Gutsherr verstand den Blick und fragte ihn: Nun Christoph, ist dir der Muth ausgegangen? Mit nichten, erwiderte der Gefragte, ich gehe mit Ihnen bis in den Mittelpunkt der Erde hinein! Brav, Christoph, ermunterte ihn der Herr, laß uns unerschrocken vorwärts gehen! So ging Christoph voran, seine Laterne in der linken, die Axt in der rechten Hand, der Herr mit der zweiten Laterne folgte ihm; sie gingen

lange vorwärts, zuweilen über etwas Gerölle und es hatte der Gang ganz das Ansehn, wie die Stollen, welche die Bergleute zur Gewinnung des Erzes in die Erde treiben; die Decke war nicht von Holzstreben gestützt, denn die Erdschichten, durch welche er sich zog, waren steinig, ja felsenartig. Im Anfange bemerkten sie wohl, daß es immer mehr bergab ging, bis der Boden wieder in ebener Weise gleichmäßig sich fortzog. So mochten sie gegen zwölfhundert Schritte vorgedrungen sein, als der Gang sich erweiterte und zuletzt die Breite eines geräumigen Zimmers erhielt und in einem solchen schienen sie sich zu befinden, denn der Gang war zu Ende.

Da standen die beiden Männer und Christoph war heimlich froh, daß die unheimliche Wandrung ihr Ziel erreicht hatte; indessen die Forscherlust des Herrn war damit nicht befriedigt. Laß uns die Sache genau untersuchen, sprach er zu Christoph, unmöglich kann hier das Ende des Ganges sein. Demzufolge leuchteten nun Beide längs der Wand herum mit ihren Laternen, aber es durchrieselte Beide ein leiser Schauer, und wir wollen ununtersucht lassen, wessen Herz hörbarer geschlagen hat, das des Herrn oder das des Dieners, als an der rechten Seite des geräumigen Ganges in einem Winkel ein Mönch vor ihnen stand. Er trug die Kleidung des Carthäuserordens: ein langer Rock von weißem Tuche, der mit einem weißledernen Gürtel um den Hüften zusammengehalten wurde, verhüllte seine lange hagere Gestalt bis auf die nackten Füße herab, an denen sich nur hölzerne Sohlen mit weißen hänfenen Schnüren befestigt befanden; über dem weißen Gewande aber hing vorn vom Halse bis zu den Knieen ein schwarzes Stück Tuch; das Haupt war mit einer schwarzen Kappe bedeckt und aus derselben blickte ein bleiches, ehrwürdiges, aber bartloses Gesicht hervor, welches durch die düstere Beleuchtung

der Hornlaternen noch blasser und ernsthafter aussah. Stumm und regungslos schaute der Mönch mit einem wehmüthigen und doch vorwurfsvollen Blicke die beiden Männer an.

Als diese sich von ihrem ersten Schrecken erholt und die Gestalt genauer besichtigt hatten, entdeckten sie, daß sie es nicht mit einem Lebenden, auch nicht mit einem Todten, sondern nur mit einem Bilde zu thun hatten: es war ein Carthäusermönch in seiner Ordenstracht in Lebensgröße auf Holz gemalt und ohngeachtet das keineswegs eine künstlerische Hand verrathende Gemälde wohl gegen dreihundert Jahre hier der Luft und des Lichts entbehrend gestanden haben mochte, waren die Farben doch noch ziemlich frisch und das Eichenholz, auf welches das Bild gemalt war, vom Zahne der Zeit nur wenig angegriffen. Man forschte nun genau, jedoch vergebens nach einer Schrift oder Jahrzahl oder sonst einem Zeichen, welches nähere Kunde über das Bild ertheilt hätte. Weniger aus Kunstliebhaberei, als um ein Zeugniß und eine Erinnerung an ihre unterirdische Entdeckungsreise mit auf die Oberwelt zu bringen, erklärte der Gutsherr, daß sie dieses Bild von seinem Standorte entfernen und mit hinaufnehmen wollten, um beim Tageslichte weitere Untersuchungen mit demselben anzustellen und beauftragte deßhalb Christoph, Hand an's Werk zu legen und zu versuchen, ob er das Bild möglichst unversehrt von der Wand ablösen könne. Doch Christoph, dem der erste Schreck noch in den Gliedern lag, fühlte sich von einer unerklärlichen Scheu erfüllt, Hand an das Bild zu legen; es kam seiner aufgeregten Phantasie sogar vor, als drohe ihm der Mönch mit der Hand, obgleich auf dem Bilde beide Arme desselben schlaff an den Seiten herabhingen; darum zeigte er sich zum erstenmale seinem Herrn gegenüber nicht

willig, dessen Befehl auszuführen und bat ihn dringend, es bei der Forschung bewenden und das Mönchsbild an der Stelle zu lassen, wo es so viele Jahrhunderte hindurch ungestört und in Frieden gestanden habe. Doch der Gutsherr schien durch diesen ihm ungewohnten Widerstand nur noch mehr zur Ausführung seines einmal gefaßten Vorsatzes gereizt zu werden und sprach: Wunderlicher Mensch, die Bilder thun Niemandem etwas zu Leide! doch, wenn du nicht willst, so will ich es selbst thun; hier, halte meine Laterne und gieb mir die Axt! Indem er sich nun selbst an das Werk machte und Christoph ihm dazu leuchtete, ging dasselbe auch ziemlich schnell und günstig von statten: die wohlzusammengefügten Breter hielten fest an einander, dagegen wichen die schwachen, eisernen Haspen, mit denen das Bild an der Wand befestigt war, bald dem scharfen Drucke der Axt.

So war das Bild denn ohne große Mühe von seinem Standorte abgelöst und wurde indessen bei Seite gestellt, um die Mauerfläche, welche es bedeckt hatte, noch näher zu beleuchten, wo es sich bald zeigte, daß dasselbe eine zugemauerte Oeffnung, gleich einer Thüre, den Blicken hatte verbergen sollen. Inmitten dieser mit Steinen zugesetzten Stelle aber befand sich in der Höhe von zwei Ellen eine ovale größere Steinplatte mit einer darein gemeiselten Inschrift und nachdem das dieselbe zum Theil bedeckende grünliche Moos beseitigt war, las der Gutsherr die lateinischen Worte: **Huc usque ac haud longius!** So viel war ihm noch aus seiner Jugendzeit vom damals erlernten Latein übrig geblieben, um diese Worte seinem Begleiter in die Warnung: Bis hierher und nicht weiter! verdeutschen zu können, welcher deshalb auf's Neue ihn bat, nicht weiter vorzudringen, sondern der warnenden Stimme Folge zu leisten. Gegen Erwarten fand dießmal seine Bitte auch günsti-

geres Gehör, da es dem Gutsherrn doch nun fast wie Vorwitz dünken wollte, gegen einen Befehl aus so längst vergangner Zeit freventlich zu handeln, dafür zeigte sich auch Christoph willig, als sein Herr ihm erklärte, daß sie die Untersuchung zwar für heute beschließen wollten, er jedoch das Bild hinaustragen und zu Tage fördern sollte, während der Gutsherr die Laternen und die Axt zu tragen sich bereit erklärte.

Christoph faßte, wenn auch mit geheimem Zagen und einer innern Scheu das Mönchsbild an und trug es seinem vorleuchtenden Herrn nach, doch schien es ihm ohngeachtet des sonst so gewichtigen Eichenholzes federleicht. Als sie bis zur Eingangsthüre im Keller angelangt waren, setzte er seine leichte Last bei Seite und suchte die Thüre, so gut es ging, wieder zu schließen, und es fiel ihm wie ein Stein vom Herzen, als er zum Tageslicht angelangt, das Bild bis auf den Boden des Wohnhauses, wie ihm sein Herr geheißen, befördert und dort in einen Winkel gestellt hatte. Dieser aber, sei es daß ihm die geistige Erschütterung oder die unreine Luft auf der unterirdischen Wegefarth geschadet hatte, erkrankte einige Tage darauf und dieses Krankenlager ward für ihn zum Sterbebette. Nach zwölf Tagen stand Christoph weinend an seiner Leiche und drückte dem geliebten Gutsherrn als letzten Dienst die gebrochenen Augen zu, da die hierdurch zur Wittwe gewordene Gutsherrin in ihrem tiefen Schmerze dazu unfähig war.

Es war natürlich, daß man vielfach und mancherlei von diesem schnellen Todesfalle sprach und ihn mit der Untersuchung des Mönchsganges in Verbindung zu setzen geneigt war, indem diese letztre natürlich schon durch den gemachten, auf dem Oberboden befindlichen Fund nicht unbekannt geblieben war, obgleich Christoph den vielen Fragen, welche an ihn wegen der nähern Um-

stände und des dabei Erlebten und Gesehenen ergingen, ein tiefes Schweigen entgegensetzte; und da er endlich, des Fragens müde, rund heraus erklärte, daß er nichts Besondres darüber zu berichten wüßte, und daß er, selbst wenn dieses der Fall wäre, nichts davon erzählen würde, so ließ man ihn zuletzt in Ruhe, muthmaßte dagegen nun grade um so mehr und ersann sich wo möglich das Abentheuerlichste und Ungereimteste, bis endlich die Zeit andern Stoff zu Tagesgesprächen gab und die Sache zuletzt in Vergessenheit kam.

Der Tod seines gnädigen Gönners blieb indessen auf Christophs Schicksal nicht ohne Einfluß, obgleich dadurch in seinem äußern Lebensgange für jetzt keine sichtbare Aenderung herbeigeführt wurde. Noch zwei Tage vor seinem Tode hatte der Verstorbene ein Testament gemacht, und da er außer seiner Wittwe nur weitläuftige Verwandte und dieser ein ziemlich beträchtliches Vermögen hinterließ, in Uebereinstimmung mit seiner Gemahlin dem treuen Diener und dankbaren Pfleglinge ein nicht unbedeutendes Legat ausgesetzt, so daß dieser, dem nun schon ein drittes Erbtheil zufiel und der ohnedieß bei seinen geringen Bedürfnissen den größten Theil seines vieljährigen Gehaltes und der reichen Geschenke seines gütigen Herrn sich gespart hatte, schon wohlhabend genannt werden konnte. Nach einigen Monaten zog die Wittwe des Gutsherrn und nunmehrige Besitzerin des Rittergutes in die Residenz und übergab dem treuen Christoph die selbstständige Bewirthschaftung desselben, so daß er nunmehr, wie man jetzt zu sagen pflegt, Inspector war, obgleich man ihn damals nach wie vor nur „Herr Verwalter" nannte. Nach Verlauf einiger Jahre starb auch diese seine edle Gönnerin und er weinte auch ihr, wie einst seinem geliebten Herrn, heiße Thränen der Dankbarkeit nach; das Gut aber kam nun in die Hände

einer zahlreichen, dem verstorbenen adligen Ehepaare am nächsten verwandten Familie.

Während jener Zeit der mehrjährigen Administration des Gutes durch Christoph Finke, den wir als einen nun angesehenen und einflußreichen Mann nicht mehr bei seinem Taufnamen, sondern bei seinem Geschlechtsnamen nennen wollen, hatte sich wiederum eine eigne Geschichte zugetragen, welche jene frühere und beinahe vergessene Mönchsganggeschichte wieder in lebhafte Erinnerung brachte. Als Finke nämlich einst in Berufsgeschäften auf einige Tage verreist gewesen war, hatte sich an einem Abende in der Gesindestube das Gespräch auf den Mönch gerichtet, dessen Bild immer noch in einem Winkel auf dem Oberboden des Herrenhauses sich befand. Nur einige der Dienstleute, weil die wenigsten dort etwas zu schaffen hatten, konnten sich rühmen, es gesehen zu haben, und reizten dadurch die Neugierde der Andern, denen dieses Glück nicht zu Theil geworden war und so erbot sich denn ein vorwitziger Knecht, der es liebte, mit seinem Muthe zu prahlen, dasselbe herunterzuholen, da er es gesehen habe und wisse, wo es stehe und er sich vor dem Teufel nicht fürchte, geschweige vor einem Mönchsbilde. Im ausgelassenen Muthe nahm man, ohngeachtet der Einreden einiger furchtsamen Mägde das Anerbieten des Helden an und durch Neckereien in seinem Muthe entflammt, unternahm der Mensch das Allen bedenklich erscheinende Wagniß.

Während seiner Entfernung suchten die zurückbleibenden Knechte das weibliche Dienstpersonale noch möglichst in Furcht zu setzen, aber auch diese Maulhelden wie alle Anwesende verstummten plötzlich, als wirklich der Knecht mit dem Mönchsbilde in der Gesindestube erschien und es an die Wand vorne bei der Thüre hinstellte, ja es kam die ganze Gesellschaft ein solcher Schre-

cken an, daß Alles ihn bat, das Bild sofort wieder hinauf an seinen Platz zu tragen. Doch dieser, im übermüthigen Selbstgefühle der bewiesenen Heldenthat, ergötzte sich an der allgemeinen Furcht, berief sich darauf, daß er nur versprochen habe, das Bild herabzuholen, aber nicht wieder hinaufzutragen, daß er aber dieses Letztre um keinen Preiß der Welt thun werde, denn er wolle gar nicht erzählen, was er alles oben und unterwegs erlebt habe und meinte schließlich, es möge nun auch ein Andrer seinen Muth zeigen. Indessen es fand sich Niemand dazu aufgelegt, es wurden ihm vielmehr Vorwürfe wegen seiner Frevelei gemacht, er jedoch zuletzt allgemein flehend gebeten, seinen Muth auch weiter zu beweisen.

Nachdem er lange genug seinen Triumph genossen und sich an der Furcht der Gesellschaft geweidet hatte, erklärte er sich endlich zum Wegschaffen des Bildes bereit, jedoch nicht wieder hinauf auf den Boden, sondern einstweilen hinüber in den offnen Schuppen, in welchem die Rüst- und Leiterwagen vor der üblen Witterung geschützt, aufgefahren standen; jedoch müsse ihm Jemand mit der Laterne dazu leuchten, damit er sich nicht an eine Wagendeichsel stoße. Man bewilligte ihm dieß mit Freuden und der Kleinknecht mußte trotz alles Sträubens den Vorleuchter machen, wobei sich der verwegene Knecht noch unterwegs herzlich an der Furcht des armen Burschen ergötzte.

Am andern Tage, bereits Vormittags, kam Finke unerwartet und früher von seiner Reise zurück; man hatte noch nicht Zeit gehabt, das Bild wieder an seinen alten Ort zurückzubringen und wohlweislich wurde die Geschichte vom vorigen Abende dem Herrn Verwalter verschwiegen. Am selbigen Tage aber gegen Abend wurde jener muthige Knecht beauftragt, einen der im

erwähnten Schuppen befindlichen Wagen, der am andern Tage bei früher Zeit gebraucht werden sollte, zu schmieren. Bei diesem Geschäfte fiel ihm das Mönchsbild in die Augen, er betrachtete sich dasselbe, noch den Schmierpinsel in der Hand, genauer und durch das Gelingen seines gestrigen Wagestückes nur noch verwegener gemacht, meinte er, es müsse der bartlose Mönch noch viel schreckhafter aussehen, wenn sein blasses Gesicht mit einem Barte geziert sei und diesen Gedanken brachte er sofort zur Ausführung. Er nahm den noch von Wagenschmiere triefenden Pinsel und malte dem Mönche zuerst einen tüchtigen Schnurbart an. Eben wollte er noch einen tüchtigen Kinnbart hinzufügen, als er einen derartigen Schlag in's Gesicht erhielt, daß er taumelnd und bewußtlos zu Boden fiel. Nach einer Weile fand ihn einer seiner Mitknechte dort noch auf der Erde liegen; man trug den Ohnmächtigen, welcher den Pinsel noch krampfhaft fest in der rechten Hand hielt, herein, schaffte ihn in seine Kammer zu Bette und als er aus seiner Ohnmacht erwachte, lag er im heftigsten Fieber, das bald in ein Nervenfieber überging, in dessen Phantasieen der Knecht fortwährend mit dem Carthäuser sich beschäftigte.

Finke ließ den Kranken mit möglichster Sorgfalt pflegen, alle ärztliche Hilfe anwenden und endlich trug die feste Natur den Sieg über das erschütterte Nervensystem des Vorwitzigen davon; doch der Herr Verwalter, dem nun natürlich der ganze Zusammenhang mit dem Bilde und wie es in den Schuppen gekommen sei, bekannt wurde, entließ den Knecht, nachdem derselbe vollständig genesen war, gab ihm auch sein volles Jahreslohn, meinte aber, er wolle keinen so frevelhaften Menschen auf dem Gute haben, und der Knecht war auch vollkommen damit zufrieden, da er ohnedem um

keinen Preiß der Welt länger an diesem Orte geblieben wäre, wo er so entsetzliche Erfahrungen gemacht hatte. Finke aber unternahm mit eigener hoher Hand die möglichste Restaurirung des geschändeten Mönchsgesichtes, rieb zuerst das bräunliche Fett sauber mit Papier ab und wusch dann das Bild tüchtig mit Seife, demohngeachtet behielt aber das Gesicht eine bräunliche Schattirung und die Blässe des Antlitzes erhielt eine lebhaftere Färbung. Nach vollbrachter Reinigung trug er selbst das Bild wieder hinauf auf den Boden an seinen alten Ort, wie dieß schon früher einmal von ihm mit starkem Arme vollbracht worden war, hielt aber vorher dem versammelten Gesinde eine eindringliche Straf- und Warnungspredigt gegen Frevel und Vorwitz.

Der veränderte Besitzstand des Gutes hatte auch eine Aenderung in der Stellung Finke's zur Folge. Die Familie, der es von jetzt an gemeinschaftlich gehörte, beschloß es vor der Hand noch nicht zu verkaufen, sondern nur zu verpachten und als sich Finke unter die Bewerber des Pachtes stellte, so wurde ihm, als einem der Familie wohlbekannten und des besten Rufes sich allgemein erfreuenden Manne, ohne Weiteres der Vorzug gegeben. Im Vertrauen auf den frommen Segen Dessen, welcher ihn bis jetzt so gnadenreich geführt und wunderbar gesegnet hatte, begann er das Unternehmen und erwählte sich als Gehilfin seines Werkes und als Theilnehmerin seiner Freuden und Sorgen in der Tochter eines wohlhabenden benachbarten Rittergutspachters, einem lieben und unbescholtenen, wenn auch einfachen Mädchen, eine Lebensgefährtin, welche der Wirthschaft auf's Tüchtigste und Thätigste vorstand und ihrem lieben Finke eine treue Gehilfin war. Auch in diesen neuen Verhältnissen des Berufes wie des Herzenslebens begleitete ihn sichtbar Gottes Segen. Zwar konnte er von dem Schmerze

der Erde, wie kein Sterblicher, verschont bleiben, denn er mußte die beiden ersten Kinder, womit Gott seine glückliche Ehe segnete, diesem wieder zurückgeben und so manches unvermeidliche Unangenehme, was mit jeder größern Landwirthschaft verbunden ist, erfahren, indessen sein Wohlstand wuchs von Jahr zu Jahr, er hatte das Glück, mehrere reiche Aerndten zu machen, blieb vor großartigen öconomischen Unglücksfällen verschont und nach wenigen Jahren schon pfiffen zwei kleine Finken wieder lustige Lieder im Hause und auf dem Hofe und das Vaterherz freute sich seiner beiden kräftigen, hoffnungsvollen Knaben. Als jedoch seine achtjährige Pachtzeit zu Ende war, beschloß die Familie, in welcher es wegen des gemeinschaftlichen Besitzes nicht an Mißhelligkeiten und Zerwürfnissen gefehlt hatte, des Zankapfels sich zu entledigen und das Gut zu verkaufen.

Das war freilich für den armen Finke eine harte Nachricht und der Gedanke, das Gut, in welchem er gleichsam eingewachsen war, das durch seine nun fast zwanzigjährigen treuen Bemühungen und rastlosen Fleiß zu solch trefflicher Beschaffenheit sich erhoben hatte, verlassen zu müssen, beugte ihn tief; jedoch konnte der Gedanke, selbst unter die Zahl der Käufer zu treten, bei ihm nicht aufkommen, da sein Vermögen, obwohl nicht unbedeutend, doch kaum die Hälfte des Kaufwerthes betrug und mit solch einer Schuldenlast Besitzer zu werden, war ihm zu kühn und zu verwegen. Und dennoch wurde kein Andrer als unser braver Finke Besitzer des Rittergutes im Thale St. Martin.

Nicht weit von hier befand sich ein zweites Rittergut von ziemlich gleicher Größe, welches damals zwei bejahrte adlige Damen, ein Schwesterpaar von ächt adliger Gesinnung, besaßen, denen aber außerdem noch bedeutende Geldmittel zu Gebote standen. Diese Damen

machten von ihrem Reichthume den edelsten Gebrauch, so daß ihre Wohlthätigkeit, so wie ihre Bereitwilligkeit, jedem Bedrängten zu helfen, im Thale und in der Umgegend fast sprüchwörtlich geworden war. Es war natürlich, daß bei dem allgemeinen Wohlwollen und der ungetheilten Achtung, welche Finke sich von allen Seiten her zu erwerben gewußt, auch jene edlen Damen ihm ihre Gunst in besonderm Grade geschenkt hatten und wie einst durch eine adlige Gutsherrin der erste Grundstein zu seinem Glücke als Knabe gelegt worden war, so hatte Gott auch dem Manne schon gleiche Engel in diesen beiden menschenfreundlichen Damen erkoren, die ihm das Gebäude seines Glückes vollends unter Dach bringen sollten.

In der Zeit, wo die Kaufsunterhandlungen wegen des Gutes in vollem Gange waren, erhielt Finke eine Einladung zu jenen beiden Damen und als er sich eingestellt hatte, wurde in jenem stillen Gemache, welches schon für manchen Bedrängten zur Himmelspforte geworden war, dem Ueberraschten von den edeln Frauen bereitwillig ein bedeutendes Darlehn unter den billigsten Bedingungen angeboten und dem darüber zwar hoch Erfreuten, aber doch wegen der Größe des Unternehmens Zaghaften Muth und Vertrauen eingeflößt, so daß nach wenigen Wochen schon Finke, der frühere Schäferknabe, Erb-, Lehn- und Gerichtsherr desselben Gutes ward, vor dessen Thüre er einst bitterlich als armer verwaister Junge den Tod seiner Mutter beweint hatte. Finke prieß gerührt und dankerfüllt die wunderbaren und herrlichen Wege der göttlichen Vorsehung, als der Lehnsbrief des Gutes in seinen Händen lag; er glaubte noch zu träumen, so überraschend war ihm selbst seine Standeserhöhung; in der ganzen Umgegend aber glaubten die Meisten — da jene Damen beim Anerbieten des

Darlehns ihm das strengste Stillschweigen darüber zur Pflicht gemacht und ihm jene so bedeutende Summe ohne alle gerichtliche Form, nur als erste Hypothek auf seine Rechtschaffenheit übergeben hatten, — daß Finke nicht umsonst einst im Mönchsgange gewesen sein müsse, sondern dort jedenfalls mit seinem Herrn einen Schatz gefunden, zu dessen Hebung dem Letztern nür der Tod keine Zeit gelassen und zu früh den Mund darüber geschlossen habe.

Auch Finke ahnete allerdings einen Zusammenhang des wunderbaren Segens, der ihn bisher begleitet hatte, mit jener Mönchsbildgeschichte, doch nur in andrer Weise und er beschloß deßhalb, als nach den vielen Geschäften wegen der Besitznahme des Gutes und den nun veränderten Einrichtungen und Verbesserungen im landwirthschaftlichen Betriebe, denen sein unermüdeter Fleiß und zeitgemäßes Fortschreiten ein weites Feld darbot, eine ruhigere Zeit eingetreten war, das, was ihm längst auf dem Herzen gelegen hatte, auszuführen: nämlich das Bild des Carthäusers vom Oberboden wieder an seinen ursprünglichen Standort zurückzuversetzen, so wie in ihm ein wunderbarer Zug nach jenem Mönchsgange seit einiger Zeit rege wurde, ohne daß er sich selbst darüber Rechenschaft geben konnte. So erwählte er sich aus seinem Freundeskreise zwei vielfach in treuer Anhänglichkeit erprobte, ihm innig ergebene und zugleich unerschrockene Männer und machte ihnen in einer günstigen Stunde traulichen Zusammenseins den Vorschlag, ihn in den Mönchsgang zu begleiten und das Carthäuserbild wieder zur Ruhe bringen zu helfen und die beiden Freunde erklärten sich auch dazu bereit: es war ein Tuchmachermeister aus der benachbarten Stadt und ein Mühlenbesitzer im Thale St. Martin, ein lieber Nachbar von ihm.

Am verabredeten Tage begaben sich denn die drei Männer, mit Laternen und Werkzeugen wohl versehen, Finke das Mönchsbild tragend, hinab in das Kellergewölbe. Die nur leise angelehnte eiserne Thüre öffnete sich bald, sie schritten ungehindert den langen Gang entlang und befanden sich bald in der geräumigen Halle, doch als Finke das Bild bei Seite lehnte, um den frühern Standort desselben wieder aufzusuchen, sahen die Männer die früher zugemauert gewesene Thüre geöffnet, die Steine sammt der Platte mit der Inschrift hatten sich aus ihren Fugen gelöst und lagen am Boden. Verwundert sahen die Dreie sich einander an und ohne ein Wort mit einander zu wechseln, aber wie von Einem Gedanken beseelt, leuchteten sie zugleich mit ihren hellscheinenden Glaslaternen in die nun offne Eingangsthüre hinein, aber alsobald erbleichten die Gesichter der unerschrockenen Männer und nach kurzer Umschau in der nicht zu geräumigen, runden und kuppelartig gewölbten Halle, in welche die Thür führte, zogen sie sich zwar ohne Zittern, aber schweigend zurück und als Finke begann, die am Boden liegenden Steine wieder in die Oeffnung zu einer Maurung zusammenzufügen, da setzten auch die beiden Andern ihre Laternen hin und halfen dem Freunde bei diesem Geschäfte; auch die Steinplatte wurde mit hineingesetzt und wunderbarer Weise reichten die am Boden liegenden Steine vollkommen zu, die Oeffnung wieder zu schließen. Darauf stellten sie das Carthäuserbild wieder davor und befestigten es mit den dazu mitgenommenen langen, eisernen Haspen in die von ihnen aufgeführte Mauer und still und ernst, ohne jedoch ihre rückkehrenden Schritte besonders zu beschleunigen, stiegen sie wieder hinauf; es war ein eigner Geist über die Männer gekommen. Auch den ersten Eingang im Kellergewölbe vermauerte anstatt der bis-

herigen eisernen Thüre kurze Zeit darauf Finke selbst mit Hilfe seiner beiden Freunde, welche mit ihm gemeinschaftlich ohne Beihilfe Andrer die Materialien dazu an Steinen und Kalk hinunter in den Keller geschafft hatten. Was die Drei damals im letzten Kuppelgewölbe erblickt haben, hat kein Mensch erfahren, sie haben darüber geschwiegen bis an ihren Tod und das Geheimniß mit in ihr Grab genommen.

Als ich später mein erstes Pfarramt in einem Seitenthale des Thales St. Martin antrat, welches auch in der Zeit des dortigen Augustinerklosters von jenen Mönchen versehen worden war, ruhten die beiden Gefährten Finkens bei dem geheimnißvollen Gange bereits im Grabe und der brave Finke war ein ehrwürdiger Greis mit schneeweißen Haaren, aber noch rüstigen Körpers und lebendigen Geistes. Ich hatte später das Glück, mir sein Wohlwollen und besonderes Vertrauen in ziemlich hohem Grade zu erwerben und so erzählte er mir auch seine wunderbare Lebensgeschichte, fügte auch lächelnd hinzu, daß er selbst es gewesen sei, der damals jenem vorwitzigen und frevelhaften Knechte, welchen er bei seiner Malerarbeit überrascht habe, ohne daß jener in seiner Pinselei Vertiefte ihn, den von hinten her Kommenden bemerkt hatte, eine so tüchtige Ohrfeige gegeben habe, daß es ihn alsdann bei den dadurch erfolgten Wirkungen an dem Menschen ziemlich Leid und nicht wenig bange gewesen sei, jedoch theilte er mir über seine zweite Entdeckungsreise im Mönchsgange auch nicht mehr mit, als ich dem lieben Leser so eben erzählt habe und mir wollte es nicht geziemend erscheinen, unbescheiden in ihn hierüber weiter zu dringen. Was ich aber vermuthe, ja aus manchen gelegentlichen Andeutungen des Greises hierüber zu andern Zeiten mit ziemlicher Gewißheit zu schließen berechtigt mich glaube, ist Folgendes:

Die Carthäuser pflegen ihre heimgegangenen Ordensbrüder nicht in geschlossenen Särgen zu begraben, sondern mit der Ordenstracht bekleidet in stehender Stellung in ein gemeinsames Grabgewölbe neben einander aufzustellen, wie einst die alten Aegypter mit ihren einbalsamirten Leichen, — welche wohl von den Mumien zu unterscheiden sind, — in den gemeinschaftlichen großen Grabeshäusern thaten. Jene Maueröffnung, welche als den Eingang das vorgestellte Mönchsbild hüten und den Blicken verbergen sollte, war, nachdem diese äußere Schutzwehr weggenommen war, theils durch den Zutritt der Luft, theils durch die Beschädigung später auseinander gefallen und die drei Männer blickten folglich in das Grabgewölbe der Carthäuser hinein, wo an den Wänden herum die nicht verwesten, sondern eingetrockneten Mönchsleichen angelehnt standen; eine ernste Todtenversammlung! — Ist meine Vermuthung eine falsche, so mag der liebe Leser eine bessere auffinden und das Räthsel anderswie lösen, aber auf keine Weise versuchen, den wohlverwahrten Mönchsgang im Kloster des Thales St. Martin wieder zu öffnen, an dem sich auch seitdem keine Hand wieder frevelnd gewagt hat. Laßt die Todten ruhen! Wer diese Ruhe freventlich stört, wird keinen Gewinn davon haben, wer aber den Entschlafenen die Achtung zollt, welche ihnen mit Recht von den Lebenden gebührt und nicht vorwitzig das enthüllen will, was weise mit einem Schleier dem Auge der Lebendigen verborgen wird, kann nur Segen davon haben.

Und der Carthäuser Segen, deren Todtenruhe unser Finke ehrte, blieb ihm deßhalb auch bis an sein Ende, das im hohen Alter erfolgte, nachdem er schon mehrere Jahre vorher sein Gut einem seiner Söhne übergeben hatte und die treue Lebensgefährtin ihm in's Jenseit vorangegangen war. Obwohl zu so bedeutendem Besitze

gelangt und mit manchem ehrenvollen Auftrage betraut, verhehlte er nie, was er einst gewesen und wie er geworden, was er war, sondern gedachte seiner niedern Abkunft, seiner Laufbahn vom Schaafhirten an und seiner frühern Armuth nie ohne Dank gegen seinen Gott und seine menschlichen Wohlthäter. Darum begleitete ihn die Achtung, welche er von allen Seiten, auch von höher Gestellten genoß, obwohl er sich nie in seiner Bescheidenheit an dieselben drängte, wohl aber von ihnen aufgesucht wurde, in sein stilles Grab und heute noch gedenkt man seiner in der ganzen Umgegend mit Wohlwollen und Liebe, denn des Gerechten Gedächtniß bleibt im Segen!

IV.

Der Zweikampf mit dem Wildschützen,

oder:

Die Sünde, wenn sie vollendet ist, gebieret sie den Tod.

Wenn jener weise König Israels versichert: „Es geschieht nichts Neues unter der Sonne!" so muß ihm Jeder, der den Gang der Geschichte und das natürliche Menschenherz kennt, vollkommen beistimmen; möchte dieß nur mehr beachtet und beherzigt werden, es würde dann das Urtheil über die Begebenheiten der Gegenwart richtiger, die Verwunderung oder das Entsetzen über so manche Erscheinung unsrer Tage geringer, das Herz bei dem Drucke der Bewegungen der Jetztzeit und bei dem

dunkeln Blick in die Zukunft weniger verzagt sein. Zeiten, wie die gegenwärtige, Jahre der Revolution, der Nichtachtung der Gesetze und des göttlichen Wortes, politischer Unruhe und Wirren, Angst in der Gegenwart und Sorge für die Zukunft sind bereits dagewesen und es liegt kaum ein Zeitraum von sechszig Jahren dazwischen; eine Betrachtung und Vergleichung aber des Damals und Jetzt ist eben so belehrend als warnend und ermuthigend.

Das erfuhr ich auch im Frühjahre 1848, wo die Stürme aus dem Westen durch Deutschland brausten und das Beispiel der fränkischen Nachbarn vollen Beifall und rasche Nachahmung auch bei uns fand, wo die Völker gegen ihre Fürsten, die Unterthanen gegen ihre Herrschaften, die Arbeiter und Dienstboten gegen ihre Brodherrn in offnen Kampf traten und allenthalben die Ausbrüche größter Rohheit und entfesselter Leidenschaft in Zerstörungswuth, Mord und Plünderung sich kundgaben. Auch meine Gemeinde war durch einzelne unruhige Köpfe und schlechte Menschen, so wie durch Anreizungen von außen in Aufregung gerathen: es wurden Zusammenkünfte gehalten, es fielen böse Worte, es wurden schreckliche Pläne geschmiedet, es liefen angsterregende Gerüchte von Munde zu Munde, es gab einen lebhaften Verkehr mit den benachbarten Dörfern, es wurden aus den Städten von Advocaten Petitionen herausgesendet und auch unterschrieben, ohne daß die Leute eigentlich wußten und verstanden, was darinnen gefordert wurde. Der, gegen welchen namentlich alle diese Unternehmungen und Angriffe gerichtet waren, war wie an den meisten Orten der gräfliche Gerichtsherr. Die Feudallasten, welche auf den Unterthanen ruhten, waren allerdings bedeutend, durch ihre theilweise Ablösung waren unzählige Processe von Einzelnen und ganzen Gemeinden

gegen den Grafen entstanden, seit Jahren schon in vollem Gange und hatten eine gegenseitige Mißstimmung erzeugt; jetzt brach die Erbittrung, die sich bisher nur in Worten Luft gemacht hatte, in vollen Flammen aus und drohte in Gewaltthätigkeiten überzugehen.

Zum Glück war der Graf eben nicht anwesend, sondern hielt sich in der Residenz auf; es wurde deshalb an ihn ein Schreiben gesendet, worinnen er vorgeladen wurde, bis zu einem bestimmten Tage auf seinem Schlosse zu erscheinen, wo man persönlich alle Klagen, Beschwerden und Forderungen vortragen und mit ihm verhandeln wolle. Daß das Feuer von außen her geschürt wurde, unterlag keinem Zweifel, weshalb auch das Ziel solches Beginnens nicht abzusehen war. Gottes Gnade wendete den Sturm noch glücklich ab und bewahrte meine Gemeinde vor weiterm Fortschreiten auf dem betretenen Wege. Der Graf erschien zwar nicht, trat aber in schriftliche Unterhandlung. Unterdessen wurden die Gemüther ruhiger und besonnener und der ausgetretene Strom kehrte allmählig in seine natürlichen Ufer zurück, wenn auch noch ziemlich stark fluthend; was aber das Herz eines treuen Seelsorgers bei solchem Zustande seiner Gemeinde leidet, ist unbeschreiblich.

Tief betrübt, ja bis zum Tode betrübt war in jener Zeit an einem Abende meine Seele, als mir beim Suchen nach einem Actenstücke in meinem Pfarrarchive ein Buch in die Hände kam, in welches meine Vorgänger im Amte die besondern Ereignisse und Vorfälle in der Gemeinde während ihrer Zeit eingezeichnet hatten. Gott selbst, der meines Herzens Kummer angesehen hatte, führte mir zum Troste an jenem Abende die Chronik meines Dorfes in die Hand. Ich legte meine Arbeit bei Seite und las bis tief in die Nacht hinein. Die Handschriften der treuen Seelenhirten, welche die längst

entschlafenen Gemeindeglieder geweidet und an den vergangnen Geschlechtern, die hier einst lebten, das Amt, das die Versöhnung predigt, verwaltet hatten, zauberten mir ihr Bild vor die Seele; ich durchlebte die Vergangenheit mit ihnen: auch sie hatten manches Schmerzliche und Erfreuliche erfahren, waren auch durch böse und gute Tage gegangen. Ich konnte nicht aufhören zu lesen und so rückte ich der nächsten Vergangenheit immer näher.

Da begannen die Berichte meines vorletzten Vorgängers, eines der würdigsten und thätigsten Geistlichen der ganzen Gegend, einer Zierde seines Standes, dessen Andenken ich schon oft gesegnet hatte, von dem mir schon viel Treffliches von Gemeindegliedern erzählt worden war, die ihn noch gekannt, ja geistigen Segen von ihm erhalten hatten und darum seiner dankbar gedachten; der die Bäume meistens gepflanzt hatte, die mir reichliche und köstliche Früchte tragen, dessen Grab vor meinen Fenstern, überschattet von zwei schönen, hohen Birken, sich befindet, in welchem auch ich einst mit ihm vereint dem großen Tage der Auferstehung entgegenzuschlummern gedenke. Was er von den Jahren 1790 und 1807 aufgezeichnet hatte, ergriff vor Allem meine Seele tief: es war ein getreues Bild der Gegenwart. Eben das, was ich jetzt erlebte und empfand, hatte auch er erlebt und empfunden; was meine Gemeinde jetzt bewegte, erregte und in Gefahr zu bringen drohte, hatte auch damals drohend und in fiebrischen Zuckungen dieselbe in Bewegung gesetzt. Seine eignen Worte mögen dies bezeugen.

„Im Jahre 1790" — schreibt er — „fiel in vielen Monaten kein Regen. Es wuchs zwar viel Obst, aber wenig Getreide und Futter, daher das Vieh zu niedrigen Preißen verkauft wurde. Dieser Mangel und noch

mehr die Freiheitswuth, die sich aus Frankreich in viele Länder verbreitet hatte, erzeugte eine Empörung der Unterthanen gegen ihre Gerichtsherrschaften. Den 20 August hielt die Gemahlin unsers gnädigen Grafen ihren Einzug in Osterwalde, wobei verschiedene Feierlichkeiten veranstaltet wurden und Alles fröhlich zu sein schien. Den 23. darauf zogen viele Menschen nach Osterwalde, verlangten die Befreiung von Hofdiensten und Zinsen und da sie sie nicht erhalten konnten, sprachen sie sich selbst davon frei. Ich gab mir große Mühe, die Hauptpersonen zu bewegen, daß sie der Empörung Einhalt thäten, aber sie schützten ihre Ohnmacht vor. Nun wurden alle Hauswirthe mit der Drohung, die Häuser der Zurückbleibenden anzuzünden, eingeladen, den Donnerstag darauf, als den 26 August nach Osterwalde zu kommen. Eine große Anzahl der Unterthanen begab sich auf den Schloßhof, erneuerten die Forderungen, führten unanständige Reden, drohten mit Anzündung und Niederreißen und nahmen das Hofgesinde mit Gewalt weg. Traurig war es, die Heerden Schaafe zu sehen, die nicht mehr auf die Trift durften und noch schrecklicher der Anblick vieler Gesichter, die ganz verändert waren. Den Sonntag mußte ich auswärts Amt halten, hatte aber unterdessen hier durch den Schulmeister vor den Kirchthüren die Einwohner Nachmittags um 5 Uhr in das hiesige Gericht bestellen lassen und es kamen Leute fast aus allen Dörfern der Grafschaft. Ich hielt in ihrer Versammlung eine Rede von einer halben Stunde, worin ich die Unbilligkeit ihrer Forderungen und die traurigen Folgen des Aufruhrs aus der Vernunft und Geschichte lebhaft und bittend vorstellte, und da ich nichts ausrichtete, sie ermahnte, sich der Schaafe zu erbarmen, die in Gefahr wären, vor Hunger umzukommen. Sie begegneten mir zwar nicht unhöflich, weil sie fühlten,

daß die Begierde, sie und die Ihrigen vom Unglücke zu retten, aus mir sprach, aber sie verwarfen meine Vorschläge zum Frieden und ich hatte viele Mühe, die Unschuldigen, die an der Rebellion keinen Antheil genommen hatten, gegen Gewaltthätigkeiten zu schützen. Nach der Zeit erkannte ich erst, in welche Gefahr ich mich begeben und wie mächtig mich Gott gegen geheime Anschläge bewahrt habe.

Den Montag als den 30 August kam der Befehl aus der Landesregierung wider Aufruhr, der aber wenig Eindruck machte. Als aber den Dienstag Lieferungen an Heu, Stroh und Hafer, deren sie so Mangel hatten, ausgeschrieben wurden und sie sahen, daß die Soldaten nicht auf ihre Seite traten, so schmerzte sie das sehr und schlug ihren Muth darnieder. Die Mittwoche früh kamen einige Anführer zu mir auf meine Stube und ersuchten mich, aus Mitleid für ihre Weiber und Kinder bei dem Herrn Grafen eine Fürbitte für sie einzulegen, die ich aber nicht nöthig hatte, da der Herr Graf, der sich in der ganzen Sache überhaupt vortrefflich gehalten hatte, schon entschlossen war, seinen irrenden Unterthanen zu verzeihen. Den Donnerstag kam der Herr Commissionsrath Döring mit vielen Soldaten und drohte den Aufrührern bei der geringsten Widersetzung mit dem Verluste ihrer Güter und Freiheit. Den Sonntag darauf ermahnte ich in der Predigt die Rebellen zur Reue und Alle zum Danke gegen Gott, daß er größeres Unglück verhütet habe. Den Montag als den 6 September ließ mich früh um 3 Uhr ein Aufrührer und wohl eine Hauptperson zu sich rufen, weil er krank sei. Es fiel mir zwar der Gedanke ein, daß vielleicht die Krankheit erdichtet und mir eine Rache bereitet würde, aber doch ging ich allein im Vertrauen auf Gott zu ihm, fand ihn wirklich sehr krank, mit Reue erfüllt und mit der

Erklärung, daß er mich darum habe rufen lassen, daß ich, wenn er an der Kolik sterben sollte, bezeugen möchte, daß er kein Gift genommen habe. Er wurde wieder gesund und ein thätiger Beförderer vieler guten Anstalten. Ueberhaupt hatte die Rebellion den Nutzen, daß die heilsamen Veränderungen, die ich machen wollte und die sonst so viele Feinde fanden, nun ausgeführt wurden. Die Unterthanen von hier haben zwar auch um Verminderung ihrer Dienste angehalten, aber sich höflicher betragen und auch die meisten Unterthanen vom eingepfarrten Grasdorf blieben entweder zu Hause oder waren still; nur einige Wenige haben sich ungebührliche Reden erlaubt. Behalte diesen Ruhm, o Schönewalde und Grasdorf, und laß dich nicht durch falsche Grundsätze und Hoffnungen betrügen, so wird der Gott der Liebe und des Friedens über dich wachen und dich segnen!"

Des treuen Dieners Gottes Aufzeichnungen über das Jahr 1807 begannen so: „Traurig sind die Zeiten, da ich dieses schreibe, heute, den 21 Januar 1807. Jetzt liegt Handlung und Gewerbe, die Armen haben kein Verdienst und kein Geld, das Getreide zu kaufen, das im Preiße gefallen ist; auch die Wohlhabenden leiden wegen der Contribution, die das baare Geld aus dem Lande führt, ja die Religion wird an manchen Orten wenig geschätzt und geübt, obgleich auch noch fromme Leute im Lande und in diesem Orte sind. Wir feiern in kurzer Zeit, den 8 Februar, als den Sonntag Estomihi dieses Jahres, ein Dankfest, daß unser Churfürstenthum ein Königreich geworden ist; aber der Ausgang der großen Weltbegebenheiten ist noch dunkel und ungewiß. Wenn nach hundert Jahren das Jemand lesen sollte und die Zeiten und Völker sind besser, so hebe er dankbar seine Hände gen Himmel und ringe nach der

Gesellschaft der vollendeten Gerechten, die im Lichte wandeln und überwunden haben."

Ich schlug das Buch zu, denn es war weit über Mitternacht, aber ich konnte vierzig Jahre nachdem solches niedergeschrieben war, meine Hände nicht dankbar gen Himmel heben, denn die Zeiten und Völker waren seitdem noch nicht besser geworden, sondern es tobten die Stürme und brausten die Wogen noch eben so gewaltig wie damals, aber mein Herz erhob ich betend gen Himmel, daß der Herr sein Volk ansehen wolle und dem Sturme gebieten, wie dort, als er im Schiffe zur Beruhigung der verzagten Jünger das Meer bedräuete und es ward stille. Auch in meiner Seele ward es stiller, ich fühlte an meinem Herzen den Segen des Gebetes, mein Vertrauen auf den Lenker der Geschicke hatte neue Stärkung erhalten.

Solcher Stärkungen aber bedurfte man auch, ich gewiß am meisten, denn es sollten noch traurigere Tage kommen, ich sollte noch traurigere Erfahrungen machen; das Jahr 1848 war nur ein Vorspiel des nächsten Jahres gewesen. Das Vereinsrecht wurde im weitesten und ausgedehntesten Sinne geübt: in den Städten schossen politische Vereine wie Pilze aus der Erde, vor allem thätig aber war jene Parthei, welche nicht gesetzlichen, naturgemäßen Fortschritt, sondern Umsturz aller Ordnung und Ueberstürzung in staatlicher Beziehung wollte, dazu genügte ihr aber nicht allein Erregung des Bürgerthums, auch die Landbewohner mußten aufgeregt werden und alle Mittel, um auch den Landmann in die Bewegung zu ziehen und zum Werkzeug der Ausführung ihrer Pläne zu benutzen, wurden aufgeboten.

Ein wegen Fälschung von Zeugnissen abgesetzter und bestrafter Schulmeister wurde von den Führern jener democratischen Parthei aus der nächsten Stadt her=

aus auf unser Dorf gesendet, um auch hier einen politischen Verein zu bilden und die Mitglieder desselben für den beabsichtigten Zweck zu bearbeiten. Der Mann fand auch nicht unfruchtbaren Boden, es fehlte keinesweges an Hörern der neuen Lehre, welche gar Vielen wohlgefiel, denn er predigte ja das, wornach den Leuten die Ohren jückten. Er ordnete einen Ausschuß des neuen Vereines an und erschien alle Dienstage Abends im Dorfe, wo in einem Schenklocale die Vereinsversammlung abgehalten und nach Beendigung derselben jedesmal eine Collecte für den Redner gesammelt wurde. Der Tanzsaal war seine Kirche, der erhöhte Musicantenplatz seine Kanzel, seine Rednerkunst beschränkte sich aber auf nur vier Predigten, welche er der Reihe nach regelmäßig wiederholte, so daß sie bald seine Zuhörer so gut auswendig konnten, als er selbst. Das Thema der ersten Predigt handelte von den Königen und Fürsten, das der zweiten von den Ministern und Beamten, das der dritten von den Grundherren und Adligen, das der vierten von den Geistlichen und Schullehrern, und in dieser letzten Predigt eiferte er unverholen und schmähend natürlich auch gegen mich und meine beiden wackern Lehrer, da wir ihm und seinen Zwecken ein Dorn im Auge waren, doch verhielten wir uns bei dem Allen ganz ruhig und trösteten uns mit dem Zeugnisse unsers guten Gewissens, theilten wir doch die Schmach und den Haß mit den Edelsten des Volkes, ja mit unserm hochverehrten Könige selbst.

Der Zudrang zu den ersten Versammlungen dieser Art war gewaltig, die Neugierde hatte großen Theil daran; Bauern und Kühjungen, Handwerksmeister und Lehrjungen, ja Weiber und Schulbuben füllten die Räume, und erschrak man auch zuerst über die Keckheit des Redners und kamen auch mehrern Besonnenen die Aeuße-

rungen über Obrigkeit und Religion fast zu stark vor, so gewöhnte man sich doch zuletzt daran, meinte: es müsse doch erlaubt sein, da der Mann solches Alles öffentlich und ungestraft reden dürfe, zuletzt stimmte man selbst mit ein, so daß es später auch nicht an Solchen fehlte, welche bei dem offnen Ausbruche der Revolution in den Maitagen sich geneigt erklärten, mit den Waffen in der Hand nach der Residenz zu ziehen, um dort das verheißene goldne Zeitalter durch Mord und Brandstiftung herbeiführen zu helfen.

Doch ehe es noch so weit kam, zeigte sich bei einem höchst traurigen Ereignisse, wie üppig der auf solche Weise ausgestreute Saame aufging, welch schreckliche Früchte er bereits trug und wie bald auch eine sonst keineswegs schlechte Gemeinde auf diese Weise entsittlicht und alles christlichen Gefühls baar und ledig werden kann. Diese Geschichte bleibt ein schwarzes Blatt in der Chronik unsers Dorfes, mein Herz trauert heute noch tief, da ich es niederschreibe und es wird noch langer Zeit und ernster Buße bedürfen, ehe die blutigen Züge erbleichen, mit denen sie in dem Buche der Erinnerung verzeichnet steht.

An einem der ersten Tage des Februar 1849 kehrte ich Abends von einem benachbarten Dorfe zurück, wo wir Geistliche der Umgegend unsre gewöhnliche monatliche Versammlung gehalten hatten, deren Zweck wissenschaftliche Förderung und amtsbrüderliche Mittheilung war. Wir hatten dort in gemeinsamer Klage über die Zeitverhältnisse und ihre traurigen Folgen und Einwirkungen auf unsre geistliche Wirksamkeit unsre Herzen vor einander ausgeschüttet und ein Jeder hatte da so viel Stoff der Mittheilung, daß die Sonne sich längst geneigt hatte, als wir von einander schieden. Das Herz davon noch voll und traurig wanderte ich heimwärts.

Der Mond schien hell und klar und die von den Sonnenstrahlen des Tages aufgethaute Erde begann bereits wieder zu gefrieren, da hörte ich, eben als ich durch den zum Pfarrlehn gehörigen Wald ging, in einiger Entfernung von mir zwei ziemlich rasch auf einander folgende Schüsse. Es fiel mir das nicht auf, denn es war an diesem Tage eine große Jagd von den herrschaftlichen Forstbeamten abgehalten worden und jedenfalls hatte ein heimkehrender Jäger so eben noch einem versprengten Reh oder einem glücklich entkommenen Häschen das Lebenslicht ausgeblasen, — ach, es hatte durch den zweiten jener Schüsse ein Menschenleben, ein frisches, junges Leben geendet!

Ich hatte bald mein friedliches Pfarrhaus erreicht; im Kreise der Meinigen, welche sich fröhlich um den heimgekehrten Vater schaarten, vergaß ich die Stürme des Lebens, und die trübe Stimmung machte den wohlthuenden Gefühlen eines glücklichen Familienlebens Platz. Nach genossenem einfachen aber heiterm Mahle und gemeinschaftlichem Abendgebete begaben sich Alle zur Ruhe; ich aber setzte mich noch in meine Studirstube an den Arbeitstisch, um eine der Dorfgeschichten zu vollenden, welche im ersten Bändchen dieser Erzählungen dem freundlichen Leser dargeboten worden sind. Die Zeit verfliegt schnell, wenn man erzählt oder uns erzählt wird, und so schlug es eben vom nahen Kirchthurme eilf: darum legte ich die Feder hin, denn was ich mir vorgenommen hatte, war vollbracht und ich gedachte nun dem müden Körper und Geiste sein Recht zu gewähren, als ich mehrere eilige Männerschritte über den Kirchhof nahen hörte; unter meinen Fenstern machte man Halt und rief meinen Namen.

Das war mir nichts Ungewöhnliches; schon oft war ich auf gleiche Weise um Mitternacht zu einer Noth-

taufe oder zu einem Sterbenden gerufen worden, welcher des Herrn Nachtmahl noch als letzte Wegzehrung begehrte, darum öffnete ich rasch das Fenster und fragte nach dem Begehr der Rufenden. Ich erkannte im Mondenscheine, (denn es war hell wie am Tage,) meinen Kirchenschullehrer und einen meiner Nachbarn. „Herr Pastor," rief der Lehrer mit bewegter Stimme, „kommen Sie schnell herunter, man hat den herrschaftlichen Jäger erschossen, er liegt draußen todt auf Naumanns Wiese und soll eben hereingeschafft werden!" Vor Schrecken gerann mir bei dieser Hiobspost fast das Blut in den Adern, in wenigen Augenblicken war ich unten und wir begaben uns an den Ort, wo die schauderhafte That vollbracht worden war.

Unser Weg führte bei dem Wirthshause vorbei, wo eben an diesem Abende, — denn es war ein Dienstag, — der Freiheitsapostel aus der Stadt Vereinsversammlung gehalten und weil gerade an diesem Tage das Thema von den Grundherrn und Adligen an der Reihe gewesen war, so wie vielleicht durch die an demselben Tage stattgefundene Jagd veranlaßt, in seiner Rede gewaltige Donnerworte über das Jagdrecht der großen Herren auf fremdem Eigenthume und über die Nothwendigkeit, dieser himmelschreienden Ungerechtigkeit endlich ein Ziel zu setzen, da die Regierung den Frankfurter Grundrechten keine Rechnung trage, eingeflochten hatte. In der untern Gaststube war es noch ziemlich hell, es saßen noch die erhitztesten und eifrigsten der Vereinsmitglieder beisammen nebst einigen lüderlichen Trunkenbolden, die von jeher allezeit die letzten im Schenkhause zu sein pflegten.

Es gab mir einen Stich durch's Herz, als ich die Gesellschaft drinnen sitzen sah, denn ich konnte von außen Alle wohl erkennen; es waren Leute dabei, von denen ich früher eine bessere Meinung gehabt hatte, indessen

jene Zeit mit ihren Ereignissen machte manches Herzens Gedanken offenbar und lockte an's Licht, was bisher nur im Innersten der Seele geschlummert hatte.

Unterwegs schon erzählte man mir, daß Eichler, so hieß der verunglückte junge Mann, auf der Rückkehr von der Jagd Wildschützen unterwegs angetroffen und diese verfolgt habe, auch jedenfalls von einem derselben erschossen worden sei. Da mir wohlbekannt war, daß seit einigen Wochen bereits, als eine natürliche Frucht jener zu offenbaren Gewaltthätigkeiten aufreizenden Reden im politischen Vereine, mehrere Gutsbesitzer aus meiner Gemeinde eigenmächtig die Frankfurter Grundrechte in Bezug auf die Jagd in Ausführung gebracht hatten, von Eichlern dabei betroffen und bei der Obrigkeit angezeigt worden waren, so lag mir die Vermuthung ziemlich nahe, daß das Verbrechen wohl von einem meiner eigenen Kirchkinder könnte vollbracht worden sein und der Gedanke an diese Möglichkeit erhöhte noch meinen tiefen Schmerz über das entsetzliche Ereigniß.

Nach einer viertelstündigen Wandrung kamen wir am Platze der Schauderthat an. Er war kaum 500 Schritte vom Pfarrwalde entfernt, durch den ich wenige Stunden vorher gegangen war. Einige Männer hielten bei dem Leichnam Wache. Da lag auf dem Rücken, lang ausgestreckt, der junge Weidmann, die gebrochenen Augen noch halb geöffnet, sein Gewehr in der einen Hand festhaltend; die kalte gefrorne Erde war sein Sterbebette gewesen, ohne Todeskampf war er verschieden, denn seine Züge waren friedlich und ruhig; der Schuß, der ihm durch den Unterleib gegangen war, mußte ihn augenblicklich getödtet haben. Der im Dorfe wohnende Arzt, welcher bereits hinausgeeilt war, besichtigte den Leichnam ganz genau: nur ein kleines rundes Loch auf der linken Seite des Unterleibes war bemerkbar, die Wunde mußte sich

augenblicklich geschlossen haben, denn es waren nur wenige Tropfen Blut herausgedrungen und auch diese bereits auf den enganschließenden Kleidern eingetrocknet. Und ruhig und mild leuchtete der volle Mond herab auf die Schreckensstätte, hell war es auf dem Gefilde, aber dunkel in meinem Herzen. Nicht lange währte es, so hörten wir das Rollen des Wagens, auf welchem der Verunglückte in seine Wohnung gebracht werden sollte. Wir hoben die erstarrte Leiche darauf, ich drückte ihm zuvor noch die gebrochenen Augen zu, und als wir beim Kirchhofe vorbeifuhren, — ein trauriger Leichenzug! — schlug es zwölf Uhr; uns Alle durchrieselte ein leiser Schauer. In des Jägers Wohnung angelangt, legten wir ihn auf sein Sopha, schlossen die Thüre zu und sendeten sofort zwei Eilboten ab, den einen an das anderthalbe Stunde entfernte Gericht, den andern an die drei Stunden von hier wohnenden Aeltern des jungen Mannes, wackre Jägersleute auf einem gräflichen Gute.

Während die Boten mit ihrer Schreckenskunde an die bezeichneten Orte eilen, wolle sich der geneigte Leser unterdessen den Lebens- und Todesgang des unglücklichen jungen Jägers erzählen lassen. In den letzten Monaten des Jahres 1848 erhielt der bisherige herrschaftliche Jäger eine einträglichere Stelle im Gebirge. Wir Alle gönnten es dem Manne von ganzem Herzen, denn er war brav, hatte eine zahlreiche Familie und sein Gehalt reichte nicht hin, dieselbe zu ernähren. Um die erledigte Stelle hatten sich mehrere junge Männer beworben; sie erhielt auf besondere vortheilhafte Empfehlung der gräflichen Herrschaft, bei welcher sein Vater schon über dreißig Jahre als Förster in Diensten stand, Julius Eichler, ein Jüngling von drei und zwanzig Jahren, auf der vaterländischen Forstacademie gebildet, in seinem Fache tüchtig, gesund an Körper und Geist, von treff-

lichem Herzen und dem seinen Standesgenossen mehr oder minder eigenthümlichen rauhen Character ganz entgegen, stillen, fast jungfräulichen Wesens, geliebt und geschätzt von allen seinen nähern Bekannten.

Die Freude der Aeltern war groß, als der Sohn, welcher namentlich ein Liebling seiner Mutter war, das Ziel seiner Wünsche erreichte und noch dazu in ihrer Nähe eine feste Anstellung erhielt, die ihm auch mit der Zeit eine weitere Beförderung in Aussicht stellte. So war er denn seit acht Wochen erst mein Parochian und ich freute mich, als er mich besuchte und sich mir zugleich als Aufseher der geistlichen Waldung vorstellte, in ihm einen jungen gebildeten und achtungswerthen Mann kennen zu lernen. Es war das erste und letzte Mal, daß er meine Schwelle betreten hatte. Wer hätte es gedacht, daß der blühende Jüngling so bald und auf so schreckliche Weise sein Leben enden und ich ihm den letzten Liebesdienst, die gebrochenen Augen zuzudrücken, erweisen würde! Er trat sein Amt allerdings in einer namentlich für die Stellung jedes Forstbeamten höchst mißlichen Zeit an: es war in den untern Volksschichten eine so allgemeine Begriffsverwirrung in Bezug auf Eigenthumsrecht herrschend, daß namentlich die Waldungen für Gemeingut angesehen wurden und durch die Kälte des Winters die Forstfrevel beinahe ohne alle Scheu und im großartigsten Maßstabe begangen wurden. Es hatten die Aufseher der Wälder damit einen bösen Stand; andrerseits eröffneten viele bäuerliche Grundstücksbesitzer bereits einen vollständigen Krieg gegen alles Wild, das auf ihren Fluren sich zeigte und auch Leute, die nur Häuser, ja selbst Solche, die keinen Fuß breit Land besaßen, zogen mit Flinte und Jagdtasche aus und erlegten Hasen und Rehe, wo sie nur derselben ansichtig wurden.

So war damals das Leben der Forstbeamten ein steter Kampf gegen Holz- und Wilddiebe und darum nicht nur dieses in fortwährender Gefahr, sondern sie selbst auch ein Gegenstand des allgemeinen Hasses und der Verachtung. Dieses Schicksal traf denn auch den jungen Jägersmann hier. Kaum daß er sein Amt angetreten hatte und dasselbe auch als treuer Diener seines Herrn verwaltete, indem er pflichtgetreu den Forst- und Jagdfreveln zu steuern suchte, so machte er sich auch dadurch Alle die, welche er deshalb der Obrigkeit zur Bestrafung anzeigte, zu bittern Feinden und brachte eben darum, weil er als ein gewissenhafter Diener seines Herrn handelte, allgemeine Mißstimmung gegen sich hervor.

Um nun das noch vorhandene Wild nicht eine Beute der Wilddiebe werden zu lassen und weil die Aufhebung des Jagdrechtes auf fremden Fluren über lang oder kurz doch in Aussicht gestellt worden war, wurden in jener Zeit von den Jagdberechtigten selbst die Reviere fast gänzlich von allem Wilde geräumt. So war denn auch an jenem Unglückstage eine große Jagd auf dem herrschaftlichen Reviere veranstaltet worden und da dieselbe in einem Walde beginnen sollte, welcher nicht fern von dem Wohnorte seiner Aeltern lag, so hatte sich Eichler bereits am Abende zuvor zu denselben begeben und war auch die Nacht bei ihnen geblieben, um von da aus gleich am andern Morgen in der Nähe des zum Anfange der Jagd bezeichneten Ortes zu sein. Vergnügt, den geliebten Sohn wieder einmal wie in der frühern Zeit des Zusammenlebens bei sich zu haben, hatten die Alten gemüthlich den Abend mit ihm verlebt und die Mutter entließ ihn am frühen Morgen mit besonders gerührtem Herzen und den besten Segenswünschen für seine weitere Zukunft, gleichsam als ahnete es ihr, daß sie für lange Zeit sich von ihm trennen würde.

Glücklich und mit günstigem Erfolge ging die Jagd von statten und als man dieselbe gegen Abend beschloß, kehrte Eichler in Begleitung eines Mannes von hier, welcher schon seit längrer Zeit die herrschaftlichen Jäger im Forstschutze unterstützt hatte und Theilnehmer an der eben beendigten Jagd gewesen war, nach unserm Dorfe zurück. Da sahen Beide, ohngefähr noch eine halbe Stunde von ihrem Ziele entfernt, an einer Waldecke zwei Männer mit Flinten bewaffnet über die Aecker ihnen entgegenkommen, welche sich aber, sobald sie die beiden Jäger erblickten, sofort eiligst in den Wald begaben. Bei ihrem Anblicke begann das Blut des jungen Weidmanns rascher durch die Adern zu fließen. „Das sind Wilddiebe!" rief er seinem Gefährten zu und wollte in den Wald, sie zu verfolgen, doch dieser, dem nicht gleicher Muth und Eifer beseelte, hielt ihn mit der Bemerkung zurück, daß es zwei Männer seien und mit Gewehren bewaffnet und solchen Kerls sei nicht zu trauen. So ließ es Eichler bei bloßen Drohworten bewenden, welche er in den Wald mit donnernder Stimme hineinrief. Jene, dadurch ermuthigt, antworteten ihn höhnend zurück: Kommt herein, ihr Lumpe, wenn ihr Herz habt! Da entbrannte der Eifer des jungen Forstmanns in vollen Flammen, er war nun nicht länger zu halten, sondern stürzte muthig in den Wald, die Wilddiebe aufzusuchen, diese aber zogen sich immer mehr in's Dickicht zurück, so daß er endlich nach längerm vergeblichem Suchen zu seinem Gefährten, der indessen gewartet hatte, zurückkehrte und Beide ihren Heimweg weiter fortsetzten. Da, an des Waldes Ausgange angelangt, gewahrte Eichler den einen der Wilddiebe flüchtig über die Aecker eilen und noch erhitzten Blutes und aufgeregten Herzens eilte er ihm sogleich mit solcher Schnelligkeit nach, daß ihn sein Gefährte bald aus den Augen verlor, zumal

es bereits stark dämmerte und der Mond noch nicht vollständig aufgegangen war. Ohngefähr zehn Minuten darauf hörte er zwei Schüsse ziemlich rasch nach einander fallen, dieselben, welche auch ich bei meiner Heimkehr im Pfarrwalde gehört hatte; er glaubte jedoch, der Jäger habe vielleicht, um den Verfolgten zu schrecken, geschossen oder noch ein Wild angetroffen und sei dann sogleich auf dem kürzesten Wege in seine Wohnung zurückgekehrt; da ihm selbst aber das Herz etwas ängstlich schlug, er überdieß auch noch nichts von dem Zweiten der Wilddiebe bemerkt hatte, so machte er einen großen Umweg, um in's Dorf und in sein Haus zu gelangen.

Hier angekommen, ließ es ihm doch keine rechte Ruhe und so schickte er seinen Knaben in des Jägers Wohnung, um dort anzufragen, ob dieser zu Hause angekommen sei? Da das nicht der Fall war, so zog sich der Mann wieder an, ging selbst noch einmal in die Wohnung des jungen Mannes und da derselbe immer noch nicht zurückgekehrt war, so ahnete er wohl, daß demselben ein Unglück zugestoßen sein möchte. Er begab sich deshalb sogleich zum Pachter des herrschaftlichen Rittergutes, erzählte ihm den Vorgang und es wurden nun sofort mehrere Knechte und Tagelöhner aufgeboten, den Vermißten zu suchen. Der Mond war indessen in vollem Glanze aufgegangen und unterstützte das traurige Geschäft, welches auf die entsetzlichste Weise endigte. Einer der Suchenden fand den Vermißten auf einer kleinen, mit Gebüsch umgebenen Wiese in der bereits geschilderten Stellung erschossen am Boden liegen. Sein Ruf zog sogleich die andern Männer herbei, alles war bei dem Anblicke voller Entsetzen, einige blieben bei der Leiche, die andern eilten mit der Schreckenskunde herein und auf diese Weise wurde auch ich Augenzeuge des traurigen Sterbebettes des so schmälig um sein junges

Leben gebrachten Jägers. Wie aber Alles gekommen sei, konnte sich noch Niemand enträthseln, denn nur der eine Lauf seiner Doppelflinte war abgeschossen, der andere noch geladen.

Der Morgen graute kaum, als das Gerichtspersonal erschien, zuerst den Getödteten besichtigte und sodann an den Ort sich begab, wo derselbe gefunden worden war. Man fand zwar auf den weichen und durch den Frost der Nacht erstarrten Aeckern noch die Fußtapfen des Jägers von des Waldes Saume an bis zum verhängnißvollen Orte eingedrückt, aber von den Thätern war auch nicht die geringste Spur zu entdecken. Schon war man auf dem Wege in's Dorf zurück, als ein Bote mit der Meldung ankam: es liege in einem Hause des benachbarten Grasdorf ein fremder Mann, welcher in den Rücken geschossen sei, kläglich jammre und nach Heimsdorf geschafft sein wolle, wo er zu Hause sei; der Ortsrichter aber habe das Fortschaffen desselben verboten und bitte um Sendung eines Arztes und weitere Verhaltungsmaßregeln. Daß dieser der muthmaßliche Thäter sei, ward uns Allen sogleich klar; mir fiel es wie ein Stein vom Herzen, daß wenigstens die Hände keines meiner Kirchkinder mit diesem Blute befleckt seien; der Untersuchungsrichter aber war herzlich froh, daß nun wenigstens eine Spur zur Enthüllung der schrecklichen Begebenheit gefunden sei und ordnete sogleich das Nöthige zur Verhaftung und ärztlichen Untersuchung des Verwundeten an; ich aber ward gebeten, der Section des Ermordeten, welche nun erfolgen sollte, als Zeuge beizuwohnen und im Falle die Aeltern desselben indessen einträfen, das Amt des Trösters an diesen zu verwalten.

Ach, es war ein schweres Amt, und ließ auch in seiner Vollziehung nicht lange auf sich warten, denn eben sollte in der Wohnung des Verunglückten die Oeff-

nung der Leiche beginnen, als ein Wagen angefahren kam: es waren die unglücklichen Aeltern. Man hielt deshalb noch mit Beginn der Section an und ich ging den jammernden Leuten entgegen. Die Mutter war in Schmerz und Thränen aufgelöst, gefaßter war der alte Vater, und nachdem die ersten Jammerergüsse und gespendeten Trosteserweisungen vorüber waren, begehrten die Gebeugten vor Allem ihren Sohn zu sehen. Ich begleitete die Armen hinauf in das Zimmer, wo der Todte schon halb entkleidet, jedoch noch auf dem Sopha gebettet lag; der Auftritt aber, der nun erfolgte, war herzzerreißend. Mit lauten Jammertönen stürzte sich die Mutter auf des Sohnes erkaltete Leiche. „Ach! mein Julius, muß ich dich so wiedersehen!“ das war Alles, was sie hervorbringen konnte. Der greise Jägersmann stand die Hände gefaltet am Fuße des Lagers, kein Laut entschlüpfte seinem Munde, aber heiße Thränen perlten herab in seinen weißen Bart; wir Alle standen stumm umher und kein Auge blieb trocken.

Wir ließen dem tiefen Aelternschmerz sein Recht gewähren und die Zerschlagenen an der geliebten Leiche sich ausweinen, doch nachdem der erste Schmerz sich etwas gelegt hatte, und die Begebenheit, so weit sie uns bis hierher bekannt war, ihnen mitgetheilt worden war, bat ich die Weinenden, sich auf einige Stunden, bis die Section vollendet sein würde, in das untere Zimmer zu begeben, wohin ich ihnen folgte und den Trost des göttlichen Wortes, den lindernden Balsam für jede Wunde, auch in ihre verwundeten und blutenden Herzen zu träufeln versuchte. Das waren jammervolle und doch auch erhebende Stunden, denn die Kraft des Gotteswortes und die Macht des Glaubens bewährte sich auch hier durch mitfolgende Zeichen.

Als die erste Gewalt des Schmerzes in dem Mutterherzen etwas gebrochen war, erleichterte sich dasselbe

durch vielfache Mittheilungen aus dem Jugendleben des Sohnes als Zeugnisse für seine Charactergüte, durch ausführliche Erzählung aller Einzelheiten bei seinem letzten Besuche im älterlichen Hause vor erst vier und zwanzig Stunden. Wenn der Schmerz sich erst ausweinen und aussprechen kann, dann wird er auch milder und nach und nach macht man sich mit dem Gedanken des schweren Verlustes vertrauter. Zuweilen begab ich mich mit dem sich auch hier als den stärkern Mann bezeigenden Vater hinauf, um den Lauf der Section zu verfolgen. Die Aerzte bewunderten den kräftigen und regelmäßigen Körperbau des Getödteten, welcher ihm ein langes Leben in Aussicht gestellt hätte, ein einziges kleines Loch wie von einer Kugel fand sich an der linken Seite des Unterleibes, doch ergab es sich bald, daß nur eine Schrotladung, die aber in unmittelbarer Nähe vor ihm losgeschossen und durch alle innre edle Theile gedrungen war, bis sie im Rückgrathe sitzen geblieben, ihn getödtet hatte, daß aber sein Tod durch die innre Verblutung augenblicklich und ohne die geringste Empfindung eines Schmerzes erfolgt sein mußte.

Nachdem dieses traurige Geschäft vollendet war, übergab das Gericht den Leichnam den Aeltern zur weitern Besorgung der Beerdigung; dagegen traf der Bericht über den Befund des in Grasdorf verwundet Liegenden ein. Der Unglückliche war ein Mann aus dem zwei Stunden entfernten Heimsdorf, Namens Stein, schon in den höhern fünfziger Jahren stehend, ein übel berüchtigtes Subject, der schon mehreremal Zuchthausstrafe erlitten hatte und über dessen erster Frau Todesart, die man eines Morgens im Brunnen vor dem Hause ertrunken gefunden hatte, damals schon die verschiedenartigsten Gerüchte gegangen waren. Er habe gehört, erzählte er in den später mit ihm angestellten Verhören,

daß hier das Jagdrecht aufgehoben sei und Jeder nach Belieben schießen könne; da habe er sich mit seinem 24-jährigen Sohne aufgemacht, sich auch einen Hasen zu holen; es habe sie aber der Jäger mit noch einem Manne betroffen und später als sie sich nach verschiedenen Seiten geflüchtet hätten, habe ihn der Erstere über die Aecker verfolgt und ihm zugerufen, stehen zu bleiben, sonst werde er schießen. Da er aber nicht geglaubt habe, daß dieser Ernst machen würde und er darum sein Heil weiter in der Flucht versucht habe, so hätte der Jäger wirklich geschossen und ihn in den Rücken getroffen, so daß er augenblicklich zusammengesunken wäre, darauf sei dieser auf ihn zugesprungen und habe ihm die Flinte nehmen wollen, er habe sie jedoch festgehalten und so sei sein Gewehr während des Ringens um dasselbe losgegangen und der Schuß dem Jäger durch den Leib gedrungen, worauf dieser sogleich ohne einen Laut niedergestürzt sei, sich auch nicht weiter geregt habe. Uebrigens litt der Mann furchtbare Schmerzen, denn die ganze Ladung Schrot saß ihm theils im Rückgrathe, theils weiter unten. Er wurde auf einem Wagen in's Gefängniß gebracht und den Tag darauf auch sein Sohn verhaftet.

Durch die nun über den eigentlichen Hergang des Ereignisses mit großer Genauigkeit geführte Untersuchung ergab sich Folgendes: Nachdem sich die beiden Wildschützen in den Wald zurückgezogen hatten, weil der Jäger durch ihre Hohn- und Drohreden, von ihrer Aufsuchung sich nicht hatte abschrecken lassen, suchten sie wieder in das Dorf zu gelangen, wobei der Sohn sich etwas auf die linke, der Vater mehr auf die rechte Seite wendete, so daß beim Ausgange des Waldes der Jäger nur den einen Wilddieb und zwar den Vater flüchtig erblickte und darauf über die Aecker verfolgte. Auf jener Wiese hatte er ihn ziemlich erreicht und rief ihm zu,

stehen zu bleiben, sonst werde er schießen. Als nun der alte Wildschütze die Unmöglichkeit des Entkommens sah, drehte er sich um und legte, um den Jäger zu schrecken, auf diesen das Gewehr an, kehrte sich aber eben so schnell auch wieder um, um weiter zu entfliehen. Da schoß der Jäger nach ihm und sprang in vollem Laufe auf ihn zu, in demselben Augenblicke aber drückte auch der Wilddieb seine Flinte auf den unmittelbar vor ihm stehenden jungen Manne ab, so daß dieser augenblicklich lautlos rücklings zur Erde niederstürzte, aber auch er selbst konnte sich nun nicht mehr aufrecht erhalten, sondern sank zusammen.

Ohngefähr nach zehn Minuten kam nun der andre Wildschütze, sein Sohn, der in einiger Entfernung hinter einem Strauche sich versteckt gehalten hatte, herbei, half seinem vor Schmerz laut klagenden Vater auf und wollte mit ihm nun weiter entfliehen, doch dieser war nicht im Stande, auch nur einen Schritt zu gehen. So lud er denn den verwundeten Vater sammt ihren beiden Flinten auf den Rücken und trug ihn wohl eine Viertelstunde weit in der Richtung nach Grasdorf zu, wo sie einen Verwandten hatten, der dort ein Haus besaß und bei dem sie sich zu verbergen gedachten. Doch die Kräfte des Sohnes waren bald erschöpft; so ruhte er eine halbe Stunde aus, versteckte, um die Last sich zu erleichtern, die beiden Gewehre in ein Gebüsch und trug nun seinen Vater noch in mehrern Absätzen bis zum Grasdorfer Vetter, wo sie um Mitternacht ankamen und dieser nicht wenig über den nächtlichen Besuch erstaunt war. Sie erzählten ihm wohl, daß der Alte beim Wildern vom Jäger geschossen worden sei, nicht aber, daß er dagegen den Jäger getödtet habe. Nach einem kurzen Aufenthalte entfernte sich der Sohn mit dem Versprechen, in der nächsten Nacht den Vater vollends nach

Hause schaffen zu wollen, holte aber erst die beiden versteckten Flinten und begab sich von da in seine Heimath. Als am andern Morgen der Grasdorfer Hausbesitzer von der Ermordung des Jägers hörte und der Verwundete versicherte, die Schmerzen nicht länger aushalten zu können, eilte der Erstere zum Richter des Dorfes und zeigte ihm den nächtlichen Besuch an, den er erhalten habe. Später wurde der Sohn, als am Morde nicht betheiligt, nach sechs wöchentlicher Haft entlassen, der Mörder aber bekam außer der Untersuchungshaft ein halbes Jahr Arbeitshausstrafe zuerkannt, da der Umstand, daß er zuerst vom Jäger geschossen worden war, von seinem Vertheidiger zu seinem Gunsten benutzt und seine That als Nothwehr und zufällig in ihren Folgen dargestellt wurde; die schwerste Strafe aber waren die fürchterlichen Schmerzen, die er während seiner ganzen Gefangenschaft an seinen Wunden erduldete, so daß ihm das Liegen wie das Sitzen ohne die größte Pein nicht möglich war und nur das Stehen ihm einige Erleichtrung gewährte, er überdieß auch Zeitlebens lahm bleibt.

Doch auch mein Leidenskelch war noch nicht völlig geleert; das Bitterste sollte ich noch erfahren. Der beste Friedensstifter, sagt ein Dichter unsers Volks, ist der Tod, er hat eine versöhnende Kraft, aber auch das so traurige Ende des jungen Jägers hatte die Erbitterung derer, die durch ihn früher der Holz- und Wilddiebereien wegen bei der Obrigkeit angezeigt worden waren, sowie den Haß der Mehrzahl der Gemeinde nicht ausgelöscht, die Feindschaft gegen ihn und die Verstimmung gegen seinen gräflichen Dienstherrn verfolgte den Unglücklichen auch noch im Tode und versagte ihm selbst eine ruhige Schlummerstätte im Schooße der Erde, sonst die letzte, ungestörte Zufluchtsstätte der Verfolgten und Mühseligen.

Der Tag, an welchem der junge Weidmann in der ersten Nachmittagsstunde zur Erde bestattet werden sollte, war erschienen; sein Jagdgefährte und Begleiter auf seinem letzten Lebensgange hatte ihm die Ruhestätte selbst bereitet und das Grab mit frischen grünen Tannenzweigen ausgeschmückt; acht junge Bursche wollten seinen Sarg tragen und die Theilnahme hatte manches Blumenopfer zur Schmückung des Todten gesendet; ich aber bewegte in meinem Herzen an demselben Vormittage eben die Worte, welche zum Troste der Betrübten und zur Mahnung der erregten Gemüther am offenen Grabe verkündet werden sollten, als der Vorstand der Gemeinde mich zu sprechen verlangte. Verlegen betrat er meine Stube, verlegen erwiderte er meine Begrüßung. Auf mein Befragen nach seinem Begehr, eröffnete er mir, daß er in nicht geringer Bestürzung sei, indem Mehrere aus der Gemeinde diesen Morgen zu ihm gekommen seien und ihn für die Erlaubniß des Gebrauches des Leichentuches und der Bahre zum Begräbnisse des Jägers verantwortlich gemacht hätten. Beides sei Eigenthum der Gemeinde, aber nicht bestimmt für die Leute des Grafen, welcher zur Beschaffung dieser Begräbnißgeräthschaften keinen Beitrag gegeben habe; auch gezieme dem Erschossenen keine so ehrenvolle Grabstelle, da er selbst ein Mörder sei; würde er aber als Gemeindevertreter demohngeachtet Bahre und Leichentuch bewilligen, so würden sie dieselben nicht wieder in Gebrauch nehmen lassen, sondern er müsse auf seine Kosten Beides neu anschaffen.

Ich war wie aus den Wolken gefallen; solche lieblose Gesinnungs- und Denkungsweise hatte ich mir auch nicht von Einem Gliede meiner Gemeinde versehen, sondern glaubte, sie Alle müßten mit inniger Theilnahme das unglückliche Ende des jungen Mannes beklagen.

Ich fragte zuerst nach den Namen derer, welche diesen Antrag an ihn gestellt hätten; er nannte mir Dreie; sodann fragte ich ihn, was er zu thun gedenke. Er wußte sich keinen Rath; auf der einen Seite fühlte er das tief Verletzende und Lieblose solcher Handlungsweise, aber auf der andern Seite fehlte es ihm an Energie und Muth, offen und entschieden solches Ansinnen zurückzuweisen und die Aussicht, auf seine Kosten ein neues Leichentuch anschaffen zu müssen, raubte ihm vollends alle Besonnenheit. Er bat um meinen Rath.

Ich erwiderte ihm, daß mir deshalb, weil die betreffenden Begräbnißgeräthschaften nicht Eigenthum der Kirche, sondern der Gemeinde seien, auch keine Verfügung darüber zustände, daß ich aber an seiner Stelle mich mit aller Entschiedenheit und männlich solchem Antrage Einzelner entgegenstellen, zu meiner Sichrung auch die Sache dem gesammten Gemeinderathe zur Entscheidung vorlegen würde, daß ihm aber, weil er sich hierzu nicht kräftig und muthig genug fühle, nichts übrig bleibe, als sofort eine Anzeige darüber an das Gericht zu machen und um dessen Entscheidung und Verfügung zu bitten. Da die Antwort aber unter drei Stunden nicht eintreffen könne, so wolle ich dafür Sorge tragen, daß bis dahin die Beerdigung aufgeschoben werden solle. Er ging auf diesen letztern Vorschlag ein; ich fertigte sogleich in seiner Gegenwart die Anzeige, er unterschrieb sie und sendete sie alsobald durch einen Eilboten an das Gericht ab.

Es war darüber Mittag geworden und schon kamen von allen Seiten, von nah und fern, Züge von Leuten, welche der Beerdigung beiwohnen wollten. Mir war nun das traurige Geschäft noch vorbehalten, die Aeltern und Angehörigen des Verunglückten von dem nöthig gewordenen Aufschub der Beerdigung in Kenntniß zu

setzen. Es war einer der schwersten Gänge meines Lebens; tief Gebeugte mußten dadurch noch tiefer gebeugt werden und ich selbst mußte den Verkündiger einer solchen Sinnesweise inmitten meiner Gemeinde sein. Als ich in's Trauerhaus trat, stand mit Blumen geschmückt der Sarg in der Hausflur auf zwei Stühlen aufgestellt; im vollen Weidmannsschmucke lag still und friedlich die irdische Hülle des Jünglings darin, dem man nicht einmal ein ruhiges Grab gewähren wollte und den man im Tode noch mit Haß verfolgte; die Aeltern und viele Verwandte und Freunde des Vollendeten waren aus weiter Ferne gekommen, ihn zum letzten Gange zu geleiten und Thränen der Liebe und Wehmuth in sein frühes Grab zu weinen, ach! und welchen Auftrag hatte ich zu vollziehen, welche Kunde ihnen zu bringen! Es schnürte mir fast die Brust zu, ich hatte keine Worte, ich erröthete und war voll tiefer Schaam und doch auch voll schmerzlichen Unwillens gegen meine Gemeinde. Doch ich mußte reden und so suchte ich auf die möglichst schonende Weise zuerst den Vater und den männlichen Verwandten den Stand der Sache mitzutheilen.

Obschon es mich tief zu Boden beugte, — denn jede Anklage gegen meine Gemeinde, jede Wehklage über solche Herzlosigkeit und Verleugnung alles menschlichen Gefühls ging mir durch das Herz, — ich konnte den Unwillen, der sie Alle erfüllte, nicht ungerecht finden und ich that Buße und litt Strafe für meine arme, verblendete Gemeinde; denn wenn die That auch nur von Einzelnen ausging, so traf es doch die ganze Gemeinde, die sich durch ihr passives Verhalten dabei zu Mitschuldigen machte. Den Entschluß, welchen sofort nach meiner Mittheilung die Leidtragenden faßten, konnte ich nicht mißbilligen, er lag ziemlich nahe. „Will man unserm theuern Todten", sagten sie, „nicht einmal ein

Plätzchen auf diesem Gottesacker gönnen, so soll er auch nicht inmitten einer so lieblosen Gemeinde ruhen, wir nehmen die Leiche mit und beerdigen sie bei uns, wo die Liebe ihr ein Grab bereiten und die Freundschaft sie mit Thränen einsenken wird; so haben wir auch seine Schlummerstätte in unsrer Nähe, was ohnedem unser Wunsch war, aber um der Theilnahme willen, welche Sie, lieber Herr Pastor, uns in unserm harten Geschicke bewiesen haben, wollten wir unsern theuern Julius in der Nähe Ihrer Wohnung und Kirche und durch Sie beerdigt haben. Als letzten Beweis Ihrer thätigen Liebe besorgen Sie uns gewiß die nachträgliche Genehmigung der Behörde zur Fortschaffung der Leiche, wir aber werden noch in dieser Stunde mit dem Sarge, der das Theuerste uns birgt, dieses ungastliche Dorf verlassen." Tief gebeugt verließ ich die Trauerversammlung; ich konnte nichts gegen ihre Worte einwenden.

Die Kunde von dem Vorgefallenen verbreitete sich natürlich blitzesschnell unter der auf dem Kirchhofe versammelten harrenden Menge; bei der Mehrzahl sprach sich die Entrüstung offen aus und namentlich mußte von den aus der Nachbarschaft Herbeigekommenen meine Gemeinde sich bittre Wahrheiten sagen lassen; demohngeachtet war eine kleine Anzahl bereit, nöthigenfalls, wenn die Beerdigung noch vor sich gehen sollte, dem Trauerzuge den Eingang auf den Gottesacker mit Gewalt zu verwehren. Die Abführung der Leiche verzögerte sich aber doch noch einige Stunden und unterdessen kam der Director des Gerichtes mit einem Actuarius in vollem Trabe angefahren. Er gab sofort an den Gemeindevorstand und die Gerichtspersonen die gemessensten Befehle, bei eigner Verantwortlichkeit dafür Sorge zu tragen, daß die Beerdigung sogleich und ohne alle Störung vor sich gehe; er begab sich selbst zu den Leidtragenden,

bezeigte ihnen seine Theilnahme an ihrem Schmerze wie seine Entrüstung über das Geschehene und versicherte ihnen, daß er sich für eine ungestörte Beerdigung ihres Todten verbürge. Sie sprachen zwar ihre Dankbarkeit gegen ihn für alle Veranstaltungen aus, die er getroffen habe, verharrten aber natürlich bei ihrem Entschlusse und gegen Abend fuhr eine Reihe Wagen Trauernder, den Sarg des geliebten Todten in ihrer Mitte, langsam und zur Schmach des Dorfes durch die lange Gasse der Häuser entlang hinaus der Heimath des unglücklichen Jägers zu, wo ihm den Tag darauf ein eben so ehrenvolles als mit doppelter Theilnahme vollzogenes Begräbniß zu Theil wurde.

Den nächsten Tag, es war ein Sonnabend, ruhte ein dumpfes Schweigen auf dem ganzen Dorfe; es war, als fühlte man das Unrecht, das man gethan, die Schmach die man sich zugefügt hatte, ich aber erwog vor Gott in stiller Zurückgezogenheit das Wort des Ernstes und der Strafe, das ich morgen der sich selbst so großes Weh zugefügt habenden Gemeinde verkünden wollte. Ich werde nie vergessen, wie verschiedenartige Gefühle dabei in meinem Herzen sich kreuzten, wie tief des Seelsorgers Herz gebeugt war und sich selbst im Bußschmerze vor Gott demüthigte. Das Gleichniß vom Saamen des göttlichen Wortes und dem vierfachen Ackerlande war mir als Grundlage der Predigt vorgezeichnet: ein passenderes hätte ich selbst nicht wählen können. Seit Jahren hatte ich diesen köstlichen Samen ausgestreut, ich hatte die Verheißung des Herrn, daß dieses sein Wort gleich dem Schnee und Regen nicht leer wieder zum Himmel zurückkommen, sondern wie diese die Erde, so jenes die Herzen fruchtbar machen solle, — und doch, welche Früchte hatte ich gesehen? ach, wie verschieden war das Ackerland, das ich zu bearbeiten hatte! Tiefe

Trauer und große Muthlosigkeit bemächtigte sich meiner Seele, doch der Herr richtete mich auf, denn je tiefer ich in das Wort des Herrn eindrang, desto mehr erhob sich auch das gebeugte Herz und mein Muth fing wieder an zu wachsen und als ich zuletzt beim guten Lande ankam, das da zehn, zwanzig, ja hundertfältige Frucht trägt, da war mein Herz gänzlich erleichtert, denn ich gedachte der Bessern in meiner Gemeinde, der stillen und frommen Seelen, welche nicht dem Geiste der Welt fröhnend, eine kleine Schaar dem Herrn aufrichtig dienender Gläubige bildeten, Glieder der unsichtbaren Kirche, die da ist ohne Makel und Flecken, ohne Runzel oder deß etwas.

Getrost und muthig bestieg ich demnach am darauf folgenden Tage, dem Tage des Herrn, die Kanzel und streute den göttlichen Samen mit vollen Händen im Namen des Herrn aus. Die Kirche war übervoll, die Gemeinde, das war nicht zu verkennen, erwartete heute ihr Urtheil, ich gewahrte auch die drei mir vom Gemeindevorstand Genannten. Die Orgel schwieg, es entstand eine lautlose Stille. Auch ich schwieg noch einige Zeit, dann that ich meinen Mund auf und sprach ohngefähr also:

„Dein Wort, o Gott, sei unsers Fußes Leuchte und ein Licht auf unsern Wegen! Zwei beklagenswerthe Ereignisse, deren Folgen sich noch nicht übersehen lassen, sind in den letzten Tagen, das eine auf den Fluren unsers Dorfes, das andre inmitten unsrer Gemeinde geschehen und haben unser aller Herzen tief, obwohl verschiedentlich bewegt. Jedenfalls erwartet ihr heute von mir, als euerm Seelsorger, eine Erwähnung derselben und vielleicht auch ein Urtheil darüber. Ihr seid dazu berechtigt und ich fühle mich dazu verpflichtet und so soll es auch von mir im Lichte des göttlichen Wortes, welches unsers Fußes Leuchte und ein Licht auf unsern

Wegen sein muß, geschehen, jedoch nicht in dunkeln Andeutungen und zweideutigen Anspielungen, sondern klar und offen, wie es dem Diener des Evangelii, dem Seelsorger, seiner Gemeinde gegenüber geziemt. Ein Urtheil eben so über die, welche bei der ersten That betheiligt sind, wie über die, welche das zweite Verfahren veranlaßt haben, kann ich nicht abgeben, ich bin nicht Richter in der Sache; das Ergebniß der Untersuchungen von Seiten der weltlichen Obrigkeit wird das Urtheil sprechen und den letzten Spruch hat sich der Richter über den Sternen vorbehalten; aber das muß ich fragen: Wo offenbart sich hier der Glaube, der durch die Liebe thätig ist? wo die Liebe, welche die Wunden des Nächsten heilt und nicht die Jammernden noch tiefer betrübt? Zweies kann ich euch nicht vorenthalten! Zuerst dieß: die Kunde von diesen Ereignissen wird durch ganz Sachsenland und drüben hinaus, vielleicht auch entstellt, erschallen und wir Alle müssen darunter leiden, denn die Welt mißt die Schuld Einzelner nur zu gern der ganzen Gemeinde bei und nach der Gemeinde beurtheilt man den Seelsorger. Nun ich gestehe auch meinen Theil der Schuld gern ein: ach, ich habe vielleicht bisher für euch nicht inbrünstig genug gebetet, nicht laut genug gerufen, nicht herzlich genug gefleht, darum schlage ich auch an meine Brust und thue Buße für mich und euch. Und nun in Bezug auf das erste traurige Ereigniß noch dieß: liebe, theure Gemeinde, wisse, daß Ein Schritt vom Pfade des Rechten, daß Ein Schritt vom Boden des Gesetzes durch die Folgen, welcher dieser Eine Schritt schon herbeiführt, pfeilschnell von That zu That bis an des Abgrunds Rand treiben kann, darum bitte und beschwöre ich euch: nie und auf keine Weise gegen bürgerliches und menschliches Gesetz, selbst wenn es drückend und unbehaglich, veraltet und nicht mehr zeitgemäß erscheinen

sollte, eigenmächtig zu handeln oder von demselben euch selbst zu entbinden. Die gehoffte Erleichtrung, der gewünschte Gewinn zerrinnt unter den Händen, es ist kein Segen dabei. Wo die Ordnung sich löset und die Achtung vor dem Gesetze verschwindet, sei es im Hause oder in der Gemeinde oder im Staate, da geht jedes Hauswesen, jedes Gemeindewesen, ja jeder Staat seinem Untergange rettungslos entgegen.

Die Gerechtigkeit erhöhet ein Volk, die Sünde aber ist der Leute Verderben! Das ist ein altes, uraltes Bibelwort, ein Gotteswort! Und Gottes Wort sei unsers Fußes Leuchte und ein Licht auf unsern Wegen! Ich wiederhole das zum drittenmal, denn darauf weist auch das köstliche Gleichniß vom Säemanne und dem vierfachen Ackerlande hin, das ich heute euch auszulegen und an's Herz zu legen habe" — und nun schilderte ich ihnen den Säemann, der den köstlichsten und reinsten Samen durch den Mund seines Knechtes auch in ihre Herzensäcker von Jugend an ausstreue, wie er zuweilen komme und nachsehe, ob er auch aufgehe, keime, grüne, in Halme schieße, oder vielleicht schon Aehren ansetze zur Hoffnung der künftigen Aerndte; wie er in den letztvergangnen Zeiten, namentlich in der letzten Woche bei uns Rundschau gehalten und was er da gefunden habe: niedergetretenen, von den Vögeln weggefressenen, vertrockneten, aber doch auch einigen aufgegangnen und volle Aehren versprechenden Samen; wie das aber nicht am Samen und eben so wenig, wie ich vor Gott bezeugen könne, am Sämanne, sondern allein am Ackerlande der Herzen liege; wie schwach da die Ackerkrume sei, wie viel Schutt und todtes Land noch auf dem guten Lande liege, wie viel felsiges Unterland, welche Masse von Disteln und Dornen vorhanden seien; wie nöthig da noch der Donner des Gesetzes, der Regen der Trübsal, der Sonnen-

schein der göttlichen Gnade; wie sie bei solchem Zustande doch arme beklagenswerthe Leute auch bei den fröhlichsten Saaten, bei den vollsten Scheunen seien; wie ohne aufrichtige Buße, ohne vorbehaltlosen Glauben, ohne ernstliche Umkehr, ohne entschiedene Heiligung an keine Aerndte für den Himmel, an keinen Segen für die Seele zu denken sei, wie der Herr selbst sich meiner Gemeinde erbarmen möge, auf daß, wenn auch jetzt das Unkraut neben dem Weizen ungestört fortwachsen dürfe, doch zur Zeit, wenn der Herr seine heiligen Engel als Schnitter aussende, des Unkrautes nur wenige Bündel in den Feuerofen geworfen, des Weizens aber viele und volle Garben in die himmlischen Scheuern gesammelt werden möchten.

Ob das Wort die Herzen ergriffen hat, weiß ich nicht, das kennt allein der Herzenskündiger, der auch allein den Segen gibt, aber dieser ersten Predigt der Buße durch ihres Seelsorgers Mund folgten bald noch manche andre, lautere, demüthigendere, schmerzlichere. In den meisten öffentlichen Blättern ward die Begebenheit mitgetheilt und hart und ohne Schonung gerügt; unser Dorf bekam auf längere Zeit eine traurige Berühmtheit; wohin die Bewohner desselben in der Nachbarschaft kamen, mußten Schuldige und Unschuldige Vorwürfe und bittre Wahrheiten sich sagen lassen; die darüber angestellte obrigkeitliche Untersuchung belegte die Schuldigen mit Strafe und das wieder zugefüllte, zur Ruhestätte des erschossenen Jägers bestimmte Grab an der Wand der Kirche, unmittelbar am Wege in's Gotteshaus ist heute noch ein stiller Vorwurf, für Alle, die vorübergehen und seine stumme Sprache hören wollen. Noch heute wächst auf demselben auch nicht der kleinste Grashalm: wo die Liebe fehlt, da vertrocknet auch des Grases Wurzel.

V.

Der Emmahusjünger,

oder:

Wer mein Fleisch isset und trinket mein Blut, der bleibet in mir und Ich in ihm.

Es ist eine gewiß beklagenswerthe Erscheinung in unsern Tagen, jedoch auch eine natürliche Folge des Abfalls vom Glauben an Christum, daß die Zahl der Verächter des heiligen Sacramentes des Altars immer größer wird, und wie Viele gibt es, (namentlich in Städten, wo eine Kenntnißnahme davon und eine specielle Seelsorge gradezu unmöglich ist,) welche seit ihrer Confirmation und der darauf folgenden ersten Abendmahlsfeier nie wieder dem Altare des Herrn zum Empfang der Gnadengaben seines Leibes und Blutes genaht sind! Aber auch in Landgemeinden finden sich solche Beklagenswerthe, welche Jahre lang vom Tische des Herrn entfernt bleiben und dadurch sich selbst des größten Seelensegens berauben, und das oft aus Gründen, welche auf gänzlicher Unkenntniß der christlichen Grundwahrheiten und namentlich des heiligen Abendmahls, oder auf persönlichen Verhältnissen zu dem Geistlichen, oder auf dem Trotze des natürlichen Menschenherzens beruhen. So betrübend dieß auch, namentlich für einen treuen Seelenhirten ist, so große Vorsicht ist doch bei Beurtheilung solcher meist Verblendeter vonnöthen, so große Behutsamkeit und Klugheit ist bei der Behandlung derselben und den Versuchen, dieselben über ihre Irrthümer zu belehren und ihre Herzenshärtigkeit zu brechen, anzuwenden. Ein merkwürdiges Beispiel davon wurde mir vor ganz kurzer Zeit in einem Amtserlebnisse zu Theil,

welches ich in Bezug auf Seelenkunde zu den ungewöhnlichsten meines amtlichen Lebens zähle.

Nicht lange hatte ich mein zweites Pfarramt angetreten, als ich die mich zwar keineswegs überraschende, aber doch betrübende Erfahrung machte, daß auch in meiner neuen Gemeinde, welche allerdings an Seelenzahl die manches Städtchens unsers Landes übersteigt, es mehrere Glieder gebe, welche seit Jahren nicht zum Tische des Herrn gegangen waren, theils aus ganz eigenthümlichen äußern Gründen, theils weil sie durch den Einfluß der nahen großen Fabrikstadt von dem Gifthauche des Unglaubens und der Religionsfeindschaft angesteckt, sich allem christlichem Glauben und Leben überhaupt seit längerer Zeit gänzlich entfremdet hatten. Unter die Zahl der Abendmahlsverächter gehörte aber auch ein alter Mann, bei welchem weder das Erstere noch das Letztere der Fall war.

Andreas Lahner, aus einer Bauerpatrizierfamilie stammend, — denn auch der Landmann hat seine Aristocratie, – hatte früher ein hiesiges Bauergut besessen und bewirthschaftet, bis er es nach dem Tode seiner Ehefrau, welcher erst in spätern Jahren erfolgt war, verkauft hatte, da er es bei einer zahlreichen Familie keinem seiner Kinder, ohne Benachtheiligung der übrigen, überlassen konnte, hatte sich jedoch einen Auszug dabei bedungen, welcher zu seinem Lebensunterhalt hinreichend war und ihn darum vor Nahrungssorgen in seinen alten Tagen vollkommen schützte. Jetzt wohnte er bei einem seiner verheiratheten Söhne, welcher Hausbesitzer und Schuhmacher war, und als dieser vor zwei Jahren in Folge früherer Strapatzen in den Feldzügen, welchen er als Soldat beigewohnt hatte, gestorben war, blieb er auch bei dessen Wittwe, seiner Schwiegertochter, wohnen, da dieselbe den alten Mann gut verpflegte und er mit

derselben und seinen bereits ziemlich erwachsenen Enkeln aufs Friedlichste und Glücklichste lebte. Schon mehrere Jahre, bevor er mein Parochian wurde, hatte er das Gehör beinahe gänzlich verloren, so daß er, ohnedem an Gicht leidend, das Gotteshaus nicht mehr besuchte, ich ihn darum auch nie zum Hörer einer meiner Predigten gehabt habe.

Dieser Mann nun, dem man durchaus nichts Unrechtes nachzusagen wußte, der im Gegentheil in seinen jüngern Mannesjahren fleißig die Kirche besucht und das Abendmahl genossen hatte, dabei auch eine nicht ungewöhnliche Bibelkenntniß besitzen sollte und daheim sich an der heiligen Schrift und guten, ächt christlichen Schriften aus der alten, glaubenstreuen Zeit erbaute, hatte, als ich mein hiesiges Pfarramt antrat, bereits seit länger als dreißig Jahren, also bereits in den letzten drei Amtsjahren meines zweiten Amtsvorgängers und während der ganzen sieben und zwanzigjährigen Amtsführung meines letzten Vorgängers im Amte, an der Feier des heiligen Abendmahls nicht Theil genommen, obwohl er bis vor etwa zwanzig Jahren noch das Gotteshaus besucht hatte.

Daß der Hauptgrund davon keineswegs in persönlichen Mißverhältnißen zu seinem Seelsorger, meinem Amtsvorgänger, lag, war klar, denn er hatte ja schon mehrere Jahre vor dessen Amtsantritte bereits den Tisch des Herrn nicht besucht und hatte er zwar zu demselben auch nie ein besondres Vertrauen fassen können, so hatte er sich doch in den frühern Jahren keineswegs dessen Umgang entzogen, aber allen Bemühungen desselben, ihn zur Feier des Sacramentes zu bewegen, ein beharrliches Stillschweigen entgegengesetzt, so daß derselbe auch den eigentlichen Grund seines Fernbleibens vom Gottestische nie erfahren hat, und als jener zuletzt immer dringlicher

wurde, erklärte er ihm gradezu: „Herr Pastor, ich bitte, lassen Sie mich damit in Ruhe! Ihr Wort in allen Ehren, aber ich habe so meine eigne Ansicht und die kann ich Niemandem mittheilen und auch Ihnen nicht!“

Als derselbe demohngeachtet in seinen treuen, wenn auch nicht weisen Bemühungen, ihn zur Feier des Sacramentes zu bewegen, nicht ermüdete, ging er ihm so viel als möglich aus dem Wege und mied zuletzt auch das Gotteshaus, da der Pfarrer, wohl nicht in rechter Pastoralklugheit und damit gänzlich den beabsichtigten Zweck verfehlend, in seinen Predigten, wenn er ihn unter seinen Hörern erblickte, da sein Kirchenstand der Kanzel ziemlich nahe war, sich in persönlichen Anspielungen auf die beharrlichen Abendmahlsverächter erging. Auch das weiter ausgeführte Urtheil des Geistlichen über den Mann, gegen verschiedene andere Parochianen ausgesprochen, mochte nicht das glimpflichste gewesen, diesem aber treulich hinterbracht worden sein, zugleich aber doch bewirkt haben, daß sich die meisten seiner frühern Bekannten von ihm zurückzogen, so daß er, namentlich bei seiner spätern Schwerhörigkeit, sich gänzlich in sich selbst zurückzog, dabei aber auch einen Groll und Widerwillen in Bezug auf den gesammten geistlichen Stand faßte. Daher kam es denn auch, daß, als ich ihm einige Zeit nach meinem Amtsantritte meinen Besuch machte und mich ihm als seinen neuen Seelsorger vorstellte, er mich zwar nicht unfreundlich, aber auch nicht sehr zuvorkommend aufnahm und nach einigen ihm in's Ohr geschrieenen Worten mir ziemlich offenherzig erklärte: „Ich danke Ihnen, Herr Pastor, für Ihren Besuch, geben Sie sich aber mit mir altem Manne keine besondre Mühe, denn ich kann nicht hören, was Sie reden und ich habe mir darum einen todten, aber grade recht lebendigen Prediger und Seelsorger erwählt, den ich auch verstehe!“ und

dabei wieß er auf eine große Bibel in Folio, welche vor ihm auf dem Tische lag. Aber grade diese Worte, die mich höchlichst überraschten und von einem ächtchristlichen Sinne zeigten, ließen mich den Entschluß fassen, trotz seiner Protestation ihn öftrer zu besuchen; jedoch belästigte ich ihn dießmal nicht lange mit meiner Gegenwart, sondern schied mit Händedruck von ihm.

Als mir bei einer Mittheilung über diesen wunderbaren Empfang bei meinem ersten Besuche von Seiten des alten Andreas gegen eines meiner bessern Gemeindeglieder von diesem über ihn das mitgetheilt wurde, was ich bereits von ihm erzählt habe und namentlich die Behandlungsweise desselben von Seiten meines Amtsvorgängers, so erklärte sich mir einestheils sein Benehmen gegen mich bei meinem ersten Besuche, anderntheils beschloß ich, dadurch gewarnt, ihn nicht zu bestürmen und durch Zudringlichkeit mir nicht gleich vornweg sein Vertrauen zu verscherzen, sondern dasselbe mir nach und nach zu erwerben zu suchen. Indessen das war schwer, ja gradezu unmöglich, denn er war wegen seiner Taubheit gänzlich unzugänglich für mich und als ich ihn nach Verlauf eines Jahres zum zweitenmale besuchte und ihm ein Buch zur Lectüre gab, so erhielt ich dasselbe nach etlichen Wochen unaufgeschnitten, wie ich es ihm mit Bedacht so übergeben hatte, folglich auch von ihm ungelesen zurück, und wenn ich später in das Haus in andern Berufsangelegenheiten kam, stellte er sich wohl noch schwerhöriger, als er wirklich war, nur um der Unterhaltung mit mir auszuweichen, wiewohl er übrigens gegen mich freundlicher wurde und allezeit beim Kommen und Gehen mir recht herzlich die Hand drückte. Es blieb mir also nichts übrig, als für ihn zu beten und zugleich auch für mich, daß der Herr mir bei dieser, wie es schien, redlichen Seele eine Thüre öffnen

wolle. Dieses Mittel, vom Herrn und seinen Aposteln selbst vorgeschrieben und gebraucht und bei allen Kümmernissen und traurigen Erfahrungen im Seelenhirtenamte so tröstend und erhebend, ist auch das beste und wirksamste in seinem Erfolge; nur darf man dem Herrn in solcher Fürbitte für die verirrten und verblendeten Seelen nicht Zeit und Stunde vorschreiben, sondern fein in Geduld warten, bis seine Stunde kommt, und diese kommt gewiß und das Gebet wird erhört. Diese an mir bereits hundertfach bewährte Erfahrung machte ich auch am alten Andreas und noch dazu erhörte Gott mein Gebet überschwenglich über Bitten und Verstehen.

Schon mehrmals hatte im Laufe der darauf folgenden Jahre seine Schwiegertochter, eine christliche und wohlgesinnte Frau, ihre Kümmernisse und Sorgen wegen der Sacramentsverachtung ihres alten Schwiegervaters mir mitgetheilt und versichert, daß ihr namentlich bange wäre, wie es mit seinem Begräbnisse dann werden würde, wenn er stürbe, und er werde immer hinfälliger; sie könne es sich nicht schrecklich genug denken, wenn er dann ohne die kirchlichen Ehren begraben werden sollte, da er, wie sie mir versichern könne, ein überaus christlicher Mann sei, der sehr viel Schriftkenntniß habe und zuweilen so erbaulich mit ihnen rede, daß sie dächten, sie hörten einen Geistlichen reden, so daß sie nur bedaure, daß ich diese Reden von ihm nicht hören könne; daß sie ihn schon öfters flehentlich gebeten habe, doch zum heiligen Abendmahle zu gehen und ihm dabei von mir alles Gute erzählt habe, so wie er sich überhaupt öftrer Sonntags, wenn sie aus der Kirche komme, nach der Predigt erkundige und mit dem, was sie dann nach ihrer Weise ihm wiedersagen könne, seine Zufriedenheit äußre, daß er aber dann, wenn sie vom heiligen Abendmahle

anfange, allemal böse werde und sage: Hanne, laß mich damit in Ruhe, das verstehst du nicht!

In Bezug auf die künftige Begräbnißweise des wunderlichen Alten beruhigte ich die besorgte Frau mit dem mich selbst hierüber beruhigenden Troste: es könne schon auch seine Stunde noch schlagen, wo ihm die Augen und das Herz über den Segen des Abendmahls aufgehen würden, übrigens möge sie sich nicht im Voraus über eine Sache beunruhigen, welche noch nicht eingetreten sei und alsdann werde schon auch das Beste, was zu thun sei, sich finden. Auf meine Frage jedoch: ob sie denn nicht die Veranlassung zu dieser wunderbaren Handlungsweise des Alten kenne? versicherte sie mir, daß er darüber durchaus nicht mit der Sprache herausgehe und sie nur die einzige Muthmaßung habe, daß es die Folge einer von meinem zweiten Amtsvorgänger einst gehaltenen Predigt sei, welche ihn dazumal ungemein aufgeregt und lange Zeit beschäftigt habe; denn seit jener Zeit sei er vom Tische des Herrn fern geblieben. Da jedoch dieser Geistliche grade ein frommer und entschieden christlicher Mann gewesen war, dessen Andenken heute noch in Segen bei allen Gliedern der Gemeinde steht, welche Zeugen seiner Amtswirksamkeit waren, so war mir ein Zusammenhang hier nicht recht denkbar, höchstens konnte ein Mißverständniß obgewaltet haben, welches aber jener treue Seelenhirt gewiß alsobald würde gehoben haben, so wie er davon Kunde erhalten hätte.

Und siehe! nach länger als vier Jahren seit meinem Amtsantritte schlug des alten Andreas Stunde und erhörte der Herr mein Gebet. Gichtschmerzen, an denen er schon seit längerer Zeit litt, waren jetzt zu einer fast unerträglichen Höhe gestiegen, so daß er zusammengekrümmt auf seinem Bette lag und zuweilen so heftig

jammerte und schrie, daß es in den Häusern der Nachbarschaft gehört und dadurch das allgemeine Mitleid mit dem alten Manne rege wurde; einige Herzlose und Unverständige aber, deren es in jeder Gemeinde gibt, erklärten diese schrecklichen Schmerzen des alten Andreas für eine Strafe Gottes wegen seines dreißigjährigen Wegbleibens vom Abendmahle. Seine Schwiegertochter theilte mir diesen traurigen und schmerzensreichen Zustand des alten Mannes mit, fügte auch hinzu, daß sie ihn in der neuesten Zeit wiederholt um die Feier des heiligen Nachtmahls gebeten habe und daß er bereits nicht mehr so hartnäckig wie früher dagegen protestire. Ich gab ihr den Rath, nicht zu heftig deshalb in ihn zu stürmen, weil ja, wenn ihn nicht selbst die Sehnsucht darnach erfülle, der Segen desselben ihm doch verloren ginge, da diese heilige Handlung keineswegs schon dadurch, daß man sie nur feire, die Vereinigung mit dem Herrn und die Fülle der innern Gnadenwirkungen erzeuge, bat sie jedoch, zu jeder Stunde, und wenn es auch um Mitternacht wäre, mich sofort rufen zu lassen, im Falle er das Sacrament etwa begehre.

Das geschah auch schon nach wenigen Tagen, wo in der Abenddämmrung die Bitte an mich geschah, dem alten Andreas das heilige Nachtmahl zu reichen. Die Freude meines Herzens war groß und doch auch mit einiger Bangigkeit vermischt. Ich begab mich dießmal allein, ohne Begleitung meines Schullehrers, wie dies sonst gewöhnlich, zu ihm, unterwegs noch mein ganzes Herz im Gebet zum Herrn ausschüttend, und was ich nun erlebte, wird mir ewig unvergeßlich und für meine ganze Lebenszeit ein festes Zeugniß davon sein, daß der Herr auch heute noch Wunder an den Seelen der Seinen thun kann und auch wirklich thut, und von der Bestätigung des köstlichen Schriftworts: Der Herr läßt es

dem Aufrichtigen gelingen und dem frommen Herzen muß immer wieder die Freude aufgehen; denn der alte Andreas war eine redliche Seele und frommen Herzens. Als ich in sein Stübchen trat, lag der Greis in seinem Bette, das Gesicht nach der Wand gekehrt und da er außerdem sein schwarzes Käppchen tief über die Augen hereingezogen hatte, bemerkte er mein Eintreten nicht; wohl aber hörte ich seine lauten Jammertöne über die heftigen Gichtschmerzen, welche alle seine Glieder durchzogen. Als man es ihm bemerklich gemacht hatte, daß ich da sei, schob er sein Käppchen aus dem Gesichte und drehte sich zu mir herum, machte jedoch ein ziemlich verdrießliches Gesicht, als er mich im geistlichen Ornate vor seinem Bette stehen sah, und nachdem ich ihm meinen Gruß in's Ohr geschrieen und meine Freude ausgedrückt hatte, daß er sich entschlossen habe, das heilige Abendmahl zu genießen, wurde ihm sein Entschluß Leid und er meinte: „Jetzt noch nicht, Herr Pastor!“

Meine Bestürzung und Verlegenheit über diese unerwartete Antwort war gleich groß, doch faßte ich mich bald und indem ich ihn auf das Kreuz, das jetzt so schwer auf ihm liege und auf die Nähe des Todes, in der er sich befinde, aufmerksam machte, bat ich ihn so herzlich, als ich vermochte: doch Vertrauen zu mir zu fassen, der ich ihn mit aller Liebe eines treuen Seelenhirten auf dem Herzen trage und deshalb schon so viel für ihn zu Gott gebetet habe. „Haben Sie das gethan?“ fragte er mich darauf und richtete seine hellen blauen Augen so fest auf die meinigen, als wolle er durch dieselben bis in das Innerste meiner Seele schauen. Gewiß, lieber Andreas, bestätigte ich ihm, ich habe noch Niemand belogen und am wenigsten, wo es eine so heilige Angelegenheit betrifft! „Nun, wenn das ist!“ war seine kurze Antwort, aber auch damit das Zwiegespräch

beendet, denn er schwieg nun wieder beharrlich auf mehrere an ihn gerichtete Fragen.

Es war überhaupt eine höchst schwierige und die Brust sehr anstrengende Aufgabe, ihm jedes Wort unmittelbar an's Ohr geneigt, mit lautester Stimme zuschreien zu müssen; indessen ich achtete dessen nicht, sondern meinte den günstigen Augenblick benutzen zu müssen, wo Gottes heiliger Geist sichtbar an seinem Geiste arbeitete, denn ein innrer Kampf war bei ihm unverkennbar. Darum bat ich ihn mit den rührendsten Worten, nachdem ich ihm versichert hatte, daß ich ihm keinesweges das heilige Sacrament aufdringen wolle, mir wenigstens den Grund zu entdecken, welcher ihn davon zurückhalte und an der Pforte des Todes sein Schweigen hierüber gegen seinen Seelsorger und Freund zu brechen. Hierauf entschloß er sich endlich zu der Frage an mich: „Warum wollen Sie denn, daß ich communizire?" und als ich ihm hierauf entgegnete: deshalb, damit Sie sich dadurch mit Ihrem Herrn vereinigen und Ihr Herr und Erlöser sich auch mit Ihnen vereinigen und die ganze Fülle seiner Seligkeit Ihnen schmecken und fühlen lassen könne, antwortete er: „Das ist nicht nöthig, Herr Pastor, ich bin schon mit meinem Heiland verbunden und brauche dazu nicht erst das Abendmahl!" Wohl Ihnen, lieber Andreas, entgegnete ich ihm, daß Sie Ihren Heiland im Herzen tragen und seiner Nähe gewiß sind, aber dennoch versichre ich Ihnen Kraft meines Amtes, daß Sie ihn noch nicht in seiner ganzen Fülle und innigsten Gemeinschaft haben, denn ich sehe wohl, Sie sind ein E m m a h u s j ü n g e r!

Da blitzte das Auge des Alten auf und forschend fragte er: „Wie so?" Kennen Sie die Geschichte von den zween Jüngern, die am Auferstehungsabende mit dem Herrn, obwohl sie ihn nicht kannten, nach Emmahus

wanderten? fragte ich ihn, und als er dazu mehrmals mit dem Kopfe nickte, fuhr ich fort: Nun wohl, so brauche ich Ihnen die herrliche Geschichte nicht erst zu erzählen, sondern kann mich blos auf dieselbe berufen. Nun sehen Sie, jene zween Jünger glaubten an den Herrn, wie Sie, sonst würden sie vom Lucas nicht Jünger genannt werden; sie liebten den Herrn, wie Sie, sonst würden sie nicht so traurig gewesen sein; sie hofften auf den Herrn, wie Sie, denn das versichern sie dem Herrn selbst, als er sie nach dem Grunde ihrer Niedergeschlagenheit fragte; es brannte denselben das Herz auf dem Wege mit ihm, wie Ihnen, denn sie bekannten das später selbst; sie empfanden des Herrn Nähe, wie Sie, denn sie ließen sich willig von dem unbekannten Manne strafen und belehren, — und doch erkannten sie ihn nicht, doch wußten sie es nicht, daß es der Auferstandene selbst sei, der mit ihnen wandele. Wo aber und wenn und woran haben sie ihn später erkannt? wenn und wo und wobei fiel es wie Schuppen von ihren Augen? Da, als er ihnen das Brod brach; da, als er das Abendmahl mit ihnen feierte, und obwohl er vor ihnen dann verschwand, so wußten sie es doch gewiß: er selbst, der Herr, war bei ihnen gewesen, er selbst habe sich ihrer Schwachheit angenommen, und sie wurden froh und selig, so daß sie noch in dunkler Nacht wieder hinein nach Jerusalem zu den versammelten Jüngern eilten und mit unendlicher Wonne ihnen die Freudenkunde mittheilten, und sie haben ihn auch später noch mit ihren leiblichen Augen wiedergesehen, da er sie auf jenem Berge versammelte, wo er nach vollbrachtem Werke der Erlösung zum Vater zurückkehrte und sie haben ihn behalten und getragen im treuen gläubigen Herzen, bis auch sie, nach der Sage, für ihren Herrn durch den Märtyrertod gezeugt haben und dann bei ihm im Reiche seiner Herr-

lichkeit der Seligkeit theilhaftig worden sind, die er allen Denen verheißen hat, die ihm treu sind bis an den Tod.

Darum nenne ich Sie, lieber Andreas, einen Emmahusjünger und auch Sie werden, das versichere ich Ihnen, den Herrn nicht eher erkennen, auch Ihnen wird es von ihren Augen, die jetzt durch einen großen Irrthum gehalten werden, nicht eher wie Schuppen fallen, bis Sie mit Ihrem Herrn werden das Abendmahl gehalten haben. Doch ich danke Ihnen, daß Sie meine Bitte erfüllt und den Grund Ihres bisherigen Fernbleibens von seinem gesegneten Sacramente mir mitgetheilt haben. Ich will aber und darf nicht in Sie dringen, dasselbe zu feiern, bis Sie nicht selbst, wie jene zween Emmahusjünger, voll Sehnsucht sprechen: Bleibe bei mir, denn es will Abend werden und der Tag hat sich geneiget! denn auch Ihr Lebenstag scheint sich zu neigen und Ihr Abend ist längst angebrochen. Erwägen Sie aber, darum bitte ich Sie dringend, meine Worte in Ihrem Herzen und Gottes heiliger Geist möge dieselben darin lebendig machen! Leben Sie wohl! — „Warten Sie nur ein kleines Weilchen noch, Herr Pastor," bat er hierauf, „ich will mir, was Sie da gesagt haben, nur ein wenig überlegen!" und dabei drehte er sich wieder von mir weg auf die andre Seite zur Wand, ich aber setzte mich fast erschöpft auf einen Stuhl neben dem Bette und es vergingen wohl zehn Minuten. Es war still und lautlos im Stübchen, als ob ein Engel durch's Gemach flöge; und es mußte auch einer durchgeflogen sein und mit seinen Fittichen des alten Andreas Herz berührt und dabei auch mein stilles Gebet, das ich um des redlichen Greises willen that, mit hinauf vor den Thron Gottes getragen haben, denn nach der angegebenen Frist drehte sich der Alte wieder herum zu mir

und sprach: „Ich will communiziren, Herr Pastor, wenn Sie mich dazu für würdig halten!"

Meine Freude, die ich bei dieser Erklärung empfand, kann ich nicht schildern, doch drängte ich sie noch in mein Inneres zurück und antwortete ihm: „Heil Ihnen, lieber Andreas, daß Sie diesen Wunsch aussprechen und bei einem Manne und Christen, wie ich Sie nun habe kennen lernen, kann ich voraussetzen, daß es Ihnen ein heiliger Ernst darum ist und ich möchte um keinen Preiß, daß ich es als eine Ueberredung meinerseits ansehen müsse; aber so sehr ich mich auch, wie Sie wohl glauben werden, um Ihretwillen Ihres Begehrens freue, so muß ich Sie doch, zumal Sie selbst die Bedingung gestellt haben, ich müßte Sie auch für würdig des Sacramentes erachten, auf die Bedingungen aufmerksam machen, unter denen eben allein eine würdige Feier des heiligen Abendmahls stattfinden und der Segen desselben erfolgen kann;" und nun zeigte ich ihm die drei Grundsteine, auf welche jede wahre Beichte gebaut sein muß und die drei Grundtöne, die in jedem gläubigen Herzen auch Wiederhall finden müssen: Buße, Glaube und Heiligung; und als ich ihn fragte: Wollen und können Sie diese drei Bedingungen erfüllen? erwiederte er fest und bestimmt: „Ja!" Darauf sprach er meiner Aufforderung gemäß seine Beichte, ich ertheilte ihm hierauf die Absolution und dann empfing er das heilige Abendmahl.

Als ich nach vollzogner Feier mit lauter Stimme das Dankgebet sprach, da waren es nichts als Hymnen und Lobgesänge, die ich dem Herrn darbrachte und ich hielt ihm, dem treuen Freunde unsrer Seelen im Himmel, seine Verheißung vor, sich auch zu dieser ihm in so festem Glauben und inniger Liebe angehörenden, wenn auch so lange sich im Irrthume befundenen Seele in der ganzen Fülle seiner Gnade zu bezeugen. Nachdem

ich ihm hierauf noch den kirchlichen Segen ertheilt hatte und ihm zum Abschiede die Hand reichte, da hielt er mich an derselben fast krampfhaft fest, legte sie auf sein Herz und sprach mit verklärtem Antlitz: „Fühlen Sie's, Herr Pastor, wie wohl mir da drinnen ist?" — Ich schäme mich nicht, zu bekennen, daß Freudenthränen in meinen Augen glänzten. Er sah es und ehe ich es verhindern konnte, führte er meine Hand mit starker Kraft zu seinen Lippen und drückte einen Kuß darauf. Ich bemerkte, daß es Zeit sei, ihn zu verlassen, denn sein ganzes Wesen war aufgeregt und der vorher so schweigsame Alte konnte nun nicht müde werden, mir den Zustand seiner innern Seligkeit zu schildern. Ich bat ihn, nun stille zu sein und sich mit seinem Herrn, den er nun gesehen, erkannt und in sich aufgenommen habe, zu unterhalten, wogegen ich ihm versprach, ihn bald wieder zu besuchen. „O thun Sie das, lieber Herr Pastor," bat er, „aber nun lassen Sie mich noch Sie segnen, denn Sie haben mir ja himmlischen Segen gebracht!" Eines alten Mannes Segen kann ich wohl brauchen, erwiderte ich und so legte er seine Hand auf mein Haupt und sprach den alttestamentlichen Segen über mich. Darauf schied ich und bat seine Angehörigen, ihn wenigstens eine halbe Stunde allein und ungestört sich selbst zu überlassen. Tiefgerührt entließen mich die Schwiegertochter und ihre Kinder; sie meinten, es sei nun ein Stein von ihren Herzen gefallen.

O hätte ich doch Alle, die sich nach Christo nennen und doch sein heiliges Abendmahl, aber aus ganz andern und verwerflichern Gründen, als es bei diesem Emmahusjünger der Fall war, verschmähen oder über dasselbe unrichtige Begriffe haben, zu Zeugen dieser Abendmahlsfeier des alten Andreas machen können, vielleicht würden auch sie andern Sinnes und andrer Meinung geworden sein!

Könnten wir Prediger des Evangelii doch so manchen von seiner menschlichen Weisheit aufgeblähten Geist, so manches auf seine eigne Gerechtigkeit pochende Herz, so manche vom Herrn getrennte Seele mit hinnehmen an die Sterbebetten in den Hütten, wo sich einerseits das menschliche Elend oft recht zusammenhäuft und doch andrerseits die ganze Herrlichkeit eines lebendigen Christenglaubens sich kund thut, sie würden hier vielleicht den Glauben in die Hand bekommen, von ihrer Höhe herabsteigen und von Neuem geboren werden, ja vielleicht den Sterbenden beneiden, jedenfalls aber wünschen: Möchte mein Tod sein der Tod dieses Gerechten! Diese Gedanken und Wünsche begleiteten mich auf meinem Heimwege durch die dunkle Nacht, denn während in der Seele des Greises die volle Sonne der Gerechtigkeit aufgegangen war, hatte sich die irdische Sonne im Reiche der Natur geneigt und war zur Rüste gegangen.

Hiermit könnte ich meine Geschichte beschließen, aber es würde noch manches Köstliche, was ich weiter mit dem alten Emmahusjünger, der nun ein ächter Christusjünger geworden war, verhandelte, dem geneigten Leser vorenthalten bleiben und vielleicht möchte doch Jemand noch das Nähere von des alten Andreas Ende zu wissen wünschen. Wie gern komme ich diesem Wunsche nach und hat der liebe Leser meine Freude in der Hauptsache getheilt, so soll er auch noch weiter Theilnehmer alles Genusses sein, den mir der noch weitere, wenn auch nur kurze Umgang mit dem wunderlichen Alten bereitete.

Den dritten Tag erst nach der geschilderten Abendmahlsfeier besuchte ich den alten Andreas; ich wollte ihn erst mit sich selbst zur Ruhe kommen lassen. Mit freudeglänzenden Augen empfing er mich. Sein Herz hatte vollkommnen Frieden gefunden, sein Herr war noch nicht von ihm gewichen, aber seine Körperschmerzen hatten

sich keineswegs vermindert. Nachdem wir zuerst von seinem Seelenzustand gesprochen hatten, worüber sein Mund voll Lobens und seine Lippen voll Rühmens waren, lenkte sich das Gespräch auf seine furchtbaren Gichtschmerzen. Als ich ihm darüber Muth und Trost zusprach und bat, auch hier Geduld zu beweisen und auszuharren, meinte er: „Dafür ist gesorgt, Herr Pastor! Aber wissen Sie, was ich leide? Wissen Sie, was ein Centrumbohrer ist?“ und als ich ihm dies bejahte, — und der Leser weiß es wohl auch, — fuhr er fort: „Sehen Sie, meine Schmerzen sind grade so, als wenn Jemand so einen Centrumbohrer auf meine Knochen setzte und nun so fort bohrte bis mitten in's Mark hinein, daß ich laut schreien muß, aber ich schreie nicht aus Ungeduld, sondern schreie nur meinen Schmerz hinaus. Kennen Sie kein Mittel gegen die Gicht?“ Als ich ihm hierauf entgegnete, daß allerdings grade hier die menschliche Wissenschaft sich noch sehr in ihrer Ohnmacht fühle, daß aber, wenn er jünger und reisefertiger sei, ich ihm den Gebrauch der heilsamen Quellen Böhmens empfehlen würde, in welche Gott wunderbare Heilkräfte grade gegen diese Art von Leiden gelegt habe, erwiderte er: „Ich weiß ein Mittel dagegen, Herr Pastor!“ und als ich ihn hierauf bat, mir doch dasselbe auch mitzutheilen und ihn fragte, warum er es nicht gebrauche? sagte er: „Das ist eine lange Geschichte und ich kann nur langsam erzählen, da würden Sie die Geduld verlieren.“ Ich versicherte ihm, daß ich eben so viel Geduld, wie grade jetzt auch Zeit hätte und gar gern solche Geschichten erzählen höre, aus denen man etwas Gutes lernen könne. Darauf meinte er: „Nun etwas Gutes ist es grade nicht, aber wenn Sie wollen, so will ich es Ihnen meinetwegen erzählen!“

„Unten beim herrschaftlichen Vorwerke wohnte in

einem Hause ein alter Schuster, Namens Schumanns Karllieb, Sie haben vielleicht auch von ihm gehört, obgleich er schon lange todt ist. Nun sind die Schuster meist wunderliche Käuze, halten aber gewöhnlich auf Gottes Wort, weil sie bei ihrer Arbeit viel Zeit zum Nachdenken haben, darum ist Jacob Böhme, den Sie doch auch kennen, auch ein großer und gottseliger Philosoph gewesen, wenigstens ein besserer, als unsre Philosophen jetzt drinnen in der Stadt, die nichts als Gottlosigkeit in ihren Köpfen haben und hinaus in die Welt und auch auf unser Dorf herausschicken. Der Schuster, Schumanns Karllieb, war auch ein ganz passabler Christ; dem ging's aber auch wie mir, er bekam die Gicht, so daß er zuletzt ganz krumm gezogen wurde und natürlich auch nichts mehr arbeiten und verdienen konnte. Wie der nun einmal an einem Freitag Nachmittag allein in seinem Hause ist und zusammengekrümmt auf der Bank am Ofen liegt, was man jetzt Kanapee nennt, tritt ein kleines buckliges Männchen zu ihm in die Stube. Der Schuster kann sich auf seiner Ofenbank nicht rühren, sondern nur auf seinen Gruß danken. Da spricht das Männchen: Schuster, was liegst du so faul auf der Ofenbank und sitzest nicht auf deinem Schemel und arbeitest? Komm, stehe auf und flicke mir meine Stiefeln! — Du lieber Gott, spricht der Schuster, wenn ich doch arbeiten könnte, wie gerne wollte ich das thun, aber ich armer Kerl kann mich nicht rühren, denn ich bin von der Gicht geplagt und ganz krumm zusammengezogen und Niemand kann mir helfen, denn ich habe schon nach allen Doctors 'rumgeschickt, die haben mir meine Paar Groschen noch abgenommen und mich elend liegen lassen, wie ich heute noch liege! O weh! da riß es mir wieder bald die Knochen im Arme aus!

Da spricht das Männchen: Schuster, wenn du mir

meine zerrissenen Stiefeln umsonst flickst, will ich dich gesund machen. — Ach wie gern! antwortet der, helft mir nur erst! Da hat das Männchen eine Scheere genommen und hat dem Schuster die Nägel an den Händen und Füßen und auch ein Paar Haare vom Kopfe abgeschnitten und ganz klein zerschnitten, hat sich dann Brod und Butter geben lassen und drei kleine Stückchen mit Butter gestrichnes Brod gekaut und in das Gekaute die klar geschnittenen Haare und Nägel hineingeknetet, so daß drei Kugeln daraus geworden sind. Schuster, hat es dann gesagt, hast du keine Katze? Nein, hat der drauf geantwortet, wir haben keine, aber unser Nachbar hat eine, die besucht mich manchmal und ich darf nur das Fenster aufmachen, da kommt sie gleich herein. Drauf hat das Männchen ein Fenster in der Stube aufgemacht und der Schuster hat die Katze locken müssen. Die ist auch bald hereingekommen, ein schöner Zyperkater, wie sie aber das Männchen gesehen hat, haben sich ihre Haare aufgeborsten wie vor einem Hunde und hat wieder zum Loche hinaus gewollt, aber das Männchen hat sie sogleich beim Felle gepackt, auf den Rücken gelegt und ihr die drei Brodkugeln in das Maul hineingestopft; dann hat er alle Fenster und Thüren in der Stube sorgfältig zugemacht und nur das Fenster aufgelassen, durch das die Katze hereingekommen war, hat diese bei den vier Beinen angefaßt, dreimal geschwenkt und so mit aller Macht zum Fenster hinausgeschleudert, daß sie bis 'nüber auf des Nachbars Wiese geflogen ist, dann hat er hurtig das Fenster zugemacht. Die Katze aber hat mörderlich geschrieen und ist draußen auf der Wiese zerplatzt und jämmerlich krepirt. Das hat dem Schuster sehr Leid gethan, denn er hat die Katze lieb gehabt; das Männchen hat aber gesagt: Schuster, laß dir das Aas nicht Leid sein, denn in drei

Tagen wirst du wieder aufstehen, in drei Wochen wieder gehen und in drei Monaten wieder tanzen können. Hier hast du meine Stiefeln, in acht Tagen hole ich sie wieder ab! und ist in Strümpfen fortgegangen. Da hat der Schuster die Stiefeln am sechsten Tage schon flicken können und richtig nach acht Tagen ist das Männchen wiedergekommen und hat seine Stiefeln ohne Gruß und Dank und Antwort geholt und es hat ihn auch Niemand wieder gesehen."

Nun, fragte ich den alten Andreas, hielt denn auch in dem Anderen das Männchen sein Wort? wurde Schumanns Karllieb seine Gicht los? „Gründlich, Herr Pastor, ich habe ihn genau gekannt, der ist wieder über Stock und Stein gelaufen, bis er endlich dem Tode in die Arme lief, aber er hat Zeitlebens eine grausame Angst im Leibe gehabt und das Sterben soll ihm recht sauer angekommen sein. Aber was meinen Sie zu der Geschichte?" Da Sie, lieber Andreas, antwortete ich, sie selbst mit erlebt haben und mir versichern, daß sie wahr ist, so glaube ich es, aber das kann ich Ihnen nicht verhehlen: Ich will lieber nach Gottes Willen krank sein und leiden, als durch des Teufels Kunst und Hilfe genesen und gesund sein!

„Sie sind ein Mann Gottes!" rief Andreas freudig, „Sie haben ganz meine Gedanken getroffen! Sehen Sie, als ich noch Bauer war, da passirte mir's auch, daß ein schlechter Mensch, — ich wußte wohl, wer es war, — meinem Vieh durch Teufelskunst es angethan hatte: es gab wenig Milch mehr, magerte ab, fraß nicht mehr ordentlich und brüllte und spektakelte manchmal die Nacht im Stalle, als ob es närrisch wäre, wir hatten aber etwa keine Ratten drinnen, wie Sie vielleicht denken, und sind deshalb manchmal aufgestanden und haben's mit angesehen und es zu beruhigen gesucht, 's

half nichts; ich habe einen berühmten Viehdoctor bald zwei Jahre gebraucht und es hat mir schweres Geld gekostet, 's half Alles nichts. Da kam Einer, der sagte, er wolle meinem Viehe helfen, ich müßte aber den, auf den ich's hätte, einen Schaden zufügen; da sagte ich: Nein! das thue ich nicht! und hab's auch nicht gethan, so sehr er mir auch zuredete. Dafür hat mir der liebe Gott das Jahr darauf geholfen und mein Vieh wurde durch ein natürliches Mittel, das mir gerathen wurde, wieder gesund."

Das war löblich von Ihnen, lieber Andreas, sprach ich, wenn nur Alle so dächten und handelten, denn Sie wissen selbst aus eigner Erfahrung, wie viel da auch in unsern aufgeklärten Zeiten und von aufgeklärt sein wollenden Leuten gefrevelt und gegen das zweite Gebot gesündigt wird, in dessen Erklärung Dr. Martin Luther spricht: Wir sollen bei Gottes Namen nicht zaubern!

Sie kennen ja, lieber Andreas, die alte Ludwigin drüben in Reußnitz? Das alte Weib hat mit ihrem Schächtelchen Knochen, womit sie die ihr zu Fuß und Wagen zuströmenden Kranken kreuzweise bedrückt und bemurmelt und zuweilen auch heilt, ein ganz hübsches Haus zusammengedoctert. Der Scharfrichter in Pelzig hilft von allen Behexungen und Teufeleien und der frühere Pfarrer in Maura trieb Geisterbeschwörungen nach Möglichkeit, bis es vor's Consistorium kam und dieses ihm das Handwerk legte zum großen Bedauern Vieler, die seine Hilfe suchten. Sie sehen also, lieber Andreas, wie weit es mit der Höhe der geistigen Bildung steht, deren unsre Zeit sich rühmt, und es ist eine bekannte Thatsache, daß grade Diejenigen, welche dem Glauben an die göttliche Offenbarung und den weltversöhnenden Tod des Erlösers keinen Raum im Herzen geben, solchen ungöttlichen Dingen und heidnischen Aber-

glauben am liebsten und am meisten Glauben schenken. Das ist sehr zu beklagen!

„Sie haben ganz recht, lieber Herr Pastor," bestätigte der Alte, „ich könnte Ihnen noch ganz andre Dinge der Art erzählen, aber ich will Ihre Geduld nicht weiter mit solchem Zeuge ermüden; ich wiederhole es noch einmal: Sie sind ein Mann Gottes! Ach hätte ich Sie nur früher so gekannt, wie ich Sie jetzt kenne! Beten Sie lieber mit mir und für mich, daß der liebe Gott selbst mich recht bald von meinen schweren Schmerzen erlöse, denn ich kann nun mit Simeon sprechen: Herr, nun läßest du deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen!" und er begann nun von dem Frieden zu sprechen, der in seinem Herzen wohne, seitdem er das heilige Abendmahl genossen habe und konnte nicht fertig werden, mir zu danken, daß ich ihm endlich die Binde von den Augen und die Rinde von dem Herzen gelöst hätte, welche so lange darauf gelegen.

Ich besuchte ihn nun öftrer und bei einem dieser Besuche erzählte er mir auch, daß sein Irrthum wegen des Abendmahls von zwei Predigten herrühre, von denen die eine mein zweiter Amtsvorgänger „über die Vereinigung mit Jesu" und die andre mein letzter Amtsvorgänger „über den unwürdigen Genuß des heiligen Abendmahls" gehalten habe, wornach er in Folge der erstern Predigt sich in dieser Vereinigung mit Jesu stehend gefühlt, in Folge der zweiten Predigt aber sich hinwiederum für unwürdig des heiligen Abendmahls erkannt habe und darum im ersten Falle desselben sich nicht für benöthigt gehalten und im zweiten Falle sich nicht habe versündigen wollen. Wahrscheinlich aber waren ihm auch unrechte Schriften in die Hände gekommen, da er zum Beispiel den Jacob Böhme so gut kannte.

Auch hierüber verständigte ich ihn und lernte immer mehr in ihm einen tiefbegründeten, lebendigen Christen kennen, dessen Glaubensinnigkeit und Duldungsstärke mich oft tief beschämten.

Doch es ging immer mehr mit ihm zu Ende, obgleich er noch viel zu leiden hatte; ich aber verdanke dem alten Manne noch manche schöne, segensreiche Stunde und noch bei meinem letzten Besuche versprach er mir, meiner dankend einst vor Gott gedenken zu wollen.

Am 20. September 1850, an einem Freitage, wie er oft gewünscht, grade vier Wochen nach seiner Abendmahlsfeier, entschlief er Abends um 5 Uhr sanft; der Todesengel führte ihn träumend durch des Todes Thüren und er feiert nun oben beim Herrn das Abendmahl mit ihm in seliger Gemeinschaft.

Bei seinem Begräbnisse war der größte Theil meiner Gemeinde zugegen, weil die Kunde von seiner Bekehrung, wie man es nannte, viel Aufsehen gemacht hatte, aber Manchem mochte wohl mehr die Neugierde als die Theilnahme am alten Manne in die Leichenpredigt führen. Diese benutzte ich, dem Heimgegangnen ein Ehrendenkmal zu setzen, da derselbe nur aus einem Herzensirrthume sich so lange des höchstens Segens beraubt hatte und gewiß ein treuerer Jünger seines Herrn gewesen war, als so Viele, welche nur aus Gewohnheit sein Sacrament feiern. Auf Grund der biblischen Erzählung, welche ihm das Licht gegeben hatte, theilte ich die Betrachtungen am Grabe eines Emmahusjüngers mit und zeigte an dem Verstorbenen, daß das Leben eines Emmahusjüngers zwar ein Leben voll Glauben an den Herrn, doch der ganze Herr ihm noch unbekannt sei; sein Herz zwar voll Liebe zu dem Herrn, doch des Herzens Sehnen mit Trauer vermischt sei; sein Gemüth zwar voll Hoffnung auf den Herrn, doch seine Hoffnung

nach Grund, Inhalt und Segen eine getrübte sei; sein Tod aber ein volles Erkennen des Herrn sei, dieses Erkennen aber durch das heilige Abendmahl vermittelt werde.

So ruhe denn dieser Emmahusjünger in Frieden und auch du, lieber Leser, freue dich mit mir seiner Seligkeit, die er jetzt bei seinem Herrn genießt, möchte aber seine Geschichte auch für dein Herz nicht ganz ohne gesegneten Eindruck dem geistigen Blicke vorübergegangen sein!

VI.

Die Schatzgräber,

oder:

Die da reich werden wollen, fallen in Versuchung und Stricke und viele thörichte und schädliche Lüste.

Wohl mancher werthvolle Schatz liegt in der Erde Schooß verborgen, doch nicht mit Wünschelruthe und Zauberformel ist er in der Mitternachtsstunde zu heben, sondern durch Fleiß und Thätigkeit, Umsicht und Einsicht kann der Landmann mit Gottes Hilfe diese Schätze gewinnen und in volle Scheunen verwandeln. Indessen nicht auf diesem Wege, der allerdings mühevoll ist und langsam zum Ziele führt, sucht die Mehrheit zum erwünschten Wohlstande zu gelangen; schnell soll es gehen und großen Reichthum will man ohne Mühe gewinnen. In frühern Zeiten legte man sich deshalb auf's

Goldmachen und Schatzgraben, jetzt sucht man zum gleichen Ziele durch die Lotterie zu gelangen und dennoch wird auch in unsern Tagen noch von manchem bethörten und im alten Aberglauben festgehaltenen Gemüthe auch der erstere Weg nicht verschmäht. Ein Zeugniß dafür sei folgende Begebenheit, welche in unserm aufgeklärten Jahrhunderte sich in meiner Nähe ereignete.

Jeden Sonnabend Vormittag sah man regelmäßig in Stünzthal dem Dorfe entlang einen langen hagern Mann mit einem großen braunangestrichnen Kasten auf dem Rücken wandern und hier und da in ein Haus eintreten; in der verfallnen Hütte am obern Ende des Dorfes aber, in welcher der Schneidermeister Hering wohnte, verweilte er am längsten, um dann um so rüstiger seine Schritte dem weitern Ziele seiner Wandrung zu fortzusetzen. Solche Kastenleute sah man vor zwanzig Jahren noch durch alle erzgebirgische Dörfer wandern, sie waren Allen wohlbekannt und bei ihren Kunden meist sehr willkommen, ja oft heiß ersehnt; man nannte sie „Büchermänner," denn ihr Kasten enthielt eine wandernde Leihbibliothek, und wurde die hintere, mit einem kleinen Schlosse versehene Thüre aufgemacht, so erblickte man ohngefähr 30 bis 40 Bücher neben einander aufgestellt, größtentheils abgenutzt und abgegriffen, zerrissen und an den untern Ecken der Blätter mit unterschiedlichen Spuren von schmutzigen Fingern, welche auf die Beschäftigung der Leser schließen ließen. Es waren diese Bücher meist Räuber-, Geister- und Rittergeschichten von Spieß, Cramer und Consorten, in denen Burgverließ, Vehmgericht, Strickleiter, Mord und Todschlag, entführte Nonnen, verschmitzte Pfaffen, wunderthätige Einsiedler, Gespenstererscheinungen und Geisterbeschwörungen die Hauptrolle spielten, und je toller es dabei drunter und drüber ging, je grausiger und

grausamer die Geschichte war, desto schöner und begehrter war das Buch. Dieß war die Speise, welche sonst das leselustige Dorfpublicum erquickte und entzückte, und es verdienen darum die Bemühungen wahrhaft volksfreundlicher Männer in unsern Tagen gewiß besondern Dank und die thätigste Unterstützung, welche auch den niedern Ständen, namentlich den Landbewohnern eine gesunde und bildende Lectüre zu gewähren suchen.

Der bereits erwähnte Schneidermeister Hering in Stünzthal war für den Büchermann der beste Kunde des ganzen Dorfes, zugleich aber auch ein trauriges Beispiel von den nachtheiligen Folgen jener sonst gewöhnlichen Bücherleserei. Von seinem Vater hatte er eins der ansehnlichsten Häuser des Dorfes als Erbtheil schuldenfrei übernommen, er war auch in seinem Fache geschickt und auf seiner Wanderschaft ein ziemliches Stück in der Welt herumgekommen; sein für Bildung nicht unempfänglicher Geist hatte aber durch das Lesen von Romanen, womit er während seines Aufenthaltes in größern Städten bekannt worden war und was bei ihm zuletzt bis zur Leidenschaft heranwuchs, eine so verschrobene Richtung genommen, daß er sich förmlich in eine Romanwelt eingelebt hatte, sich zu etwas Besserem bestimmt glaubte, mit seinem Stande unzufrieden wurde und Lust und Geschmack an seinen Berufsarbeiten verlor. Nur mit Widerwillen nahm er am Tage die Nadel zur Hand, saß dafür bis spät in die Nacht über seinen Ritter- und Räubergeschichten und war am andern Morgen nur desto weniger zur Arbeit aufgelegt; darum war es auch kein Wunder, daß er seine Kunden vernachlässigte und nach und nach dieselben verlor. Natürlich wurden seine Vermögensumstände dadurch immer mißlicher und da er ein Kapital nach dem andern auf sein Haus aufnahm, so war der Verlust desselben über lang

oder über kurz vorauszusehen, zumal einige seiner Schuldner wegen nicht eingehaltener Zinsenzahlung schon ziemlich bedenklich wurden.

Vergebens waren die Vorstellungen seiner braven Frau, vergebens ihre Hinweisung auf seine Kinder, denen der Mangel immer mehr aus den Augen zu sehen begann: er vertröstete sie auf eine wunderbare günstige Verändrung ihrer Vermögensumstände, die bei ihm fast zur fixen Idee geworden war, seitdem ihm ein Buch über Fausts Höllenzwang und die Anweisung, dadurch sich die Erd-, Luft-, Wasser- und Feuergeister dienstbar machen und verborgne Schätze heben zu können, in die Hände gefallen war; denn es war ihm beim Lesen dieses Buches sofort ein Gedanke wie ein Blitz in die Seele gefallen, welcher sich an eine Sage knüpfte, die schon von alten Zeiten her von einem Geschlechte auf das andre übergegangen und in die Chronik von Stünzthal gehörig, bereits manchem Bewohner jenes Dorfes Furcht und banges Grausen verursacht, in manchem aber auch lüsterne Wünsche rege gemacht hatte. Ich will diese Sage dem lieben Leser mittheilen wie sie gewöhnlich in den Spinnstuben an den langen Winterabenden von den jungen Burschen erzählt wurde, um damit die Mädchen in Furcht zu setzen und ihre Begleitung nach Hause diesen wünschenswerther zu machen.

Oben auf dem Schloßfelsen, an dessen Fuße unten im Thale jetzt das Rittergut steht, stand sonst, aber vor alter Zeit, wo noch die Raubritter ihr Wesen trieben, eine veste und stattliche Burg mit hohen Thürmen und tiefen Gräben, in die man nur über eine Zugbrücke gelangen konnte, und heute noch sieht man oben deutlich die Spuren davon an den Schluchten und Felsen, obgleich jetzt Alles mit Wald bewachsen ist. In dieser Burg nun schalteten und walteten die Ritter von Marbitz,

gefürchtet in der ganzen Umgegend, denn sie waren mächtig, tapfer und reich; der reichste von ihnen aber war vor ziemlich vierhundert Jahren Oswald von Marbitz, denn diesem gehörte auch ein Theil der Silbergruben bei Schneeberg, welche damals aufs Neue ihre reichen Erzgänge aufgethan hatten, und es fuhren oft ganze Wagen mit Silber beladen den Hohlweg hinauf auf die Burg, so daß Ritter Oswald vor Reichthum und Uebermuth nicht mehr wußte, was er beginnen sollte, ausgenommen, daß er immer noch mehr haben wollte. Das gemeine Volk im Thale aber wollte diesen schnellwachsendem Reichthum Oswalds von Marbitz nicht allein der Schneeberger Silberausbeute zuschreiben, sondern trug sich mit manchen dunkeln, grauenhaften Gerüchten über ihn, von denen ein Bündniß mit dem Fürsten der Hölle noch das geringste war, und allerdings war schon das Aeußere des Ritters geeignet Furcht einzuflößen.

Von langer, spindeldürrer Gestalt, hatte er nur Ein Auge und aus diesem blickte er so satanisch und lauernd heraus, daß ihm Niemand lange in dasselbe zu schauen vermochte; an der Stelle des Herzens aber mußte er einen Goldklumpen haben, denn trotz seines unermeßlichen Reichthums war er so geizig, habsüchtig und hart, daß sein einziges Auge wie eine glühende Kohle funkelte, wenn er edles Metall erblickte und nicht eher ruhte, bis er es sein nennen und in seine eisernen Truhen zu den bereits aufgehäuften Schätzen verschließen konnte. Er war auch keines Menschen Freund und selbst seine edle Gemahlin und seine beiden bereits erwachsenen Söhne konnten sich nur selten eines Liebeszeichens von ihm erfreuen und hatten darum ein trauriges Leben, zumal die Letztern nicht nach dem Vater gerathen, sondern wackre und menschenfreundliche junge Herren waren.

Ein einziger Mensch nur konnte sich des vertrauten

Umgangs mit dem gefürchteten Ritter und seiner besondern Gunst rühmen, aber alle Welt, die Dienerschaft des Herrn von Marbitz nicht ausgenommen, war nicht ganz darüber auf's Reine, ob dieß auch wirklich ein Mensch oder nicht vielmehr eben der böse Geist in Menschengestalt sei, dem er sich dienstbar gemacht habe und seine unermeßlichen Schätze verdanke, denn es war ein Mann, dessen Namen, Stand und Wohnort Niemand kannte. Er war nur zu Zeiten auf der Burg zu sehen, er kam und ging, man wußte nicht wie? wenigstens behauptete der alte Schloßwart, seinetwegen noch nie die Zugbrücke niedergelassen zu haben; er verkehrte und sprach mit Niemandem als mit dem Ritter und man nannte ihn nur „den Schwarzen", weil er, womöglich von noch längrer und hagrer Gestalt als Ritter Oswald, stets schwarze Kleider trug, über die Schultern noch einen langen schwarzen Mantel geworfen, unter dem ein großes Schwert hervorguckte; den Kopf bedeckte ein schwarzes Barett mit einer langen Feder von derselben Farbe; sein Gesicht aber hatte so eigentlich noch Niemand gesehen, denn es war ganz und gar mit Bart bedeckt, nur zwei kleine Katzenaugen blitzten unter dem Buschwerke hervor.

Nun begab es sich, daß eines Jahres zur Herbstzeit, wenn die Schnepfen und wilden Gänse sich zur Reise über's Meer anschicken, dieser schwarze Unbekannte längre Zeit als gewöhnlich sich bei dem Ritter auf der Burg aufhielt, fast täglich mit diesem zur späten Abendzeit zum kleinen geheimen Schloßpförtchen hinausging und erst etliche Stunden nach Mitternacht durch dasselbe wieder heimkehrte, und daß dadurch die Neugierde eines vorwitzigen Troßbuben, Namens Balthasar, auf's Aeußerste gereizt wurde, so daß dieser sich gelobte, er müsse hinter diese geheimen Gänge kommen, es koste ihm, was es wolle. Indessen das war leichter gedacht und beschlossen,

als gethan und ausgeführt und konnte ihm im mißlingenden Falle auch leicht das Leben kosten, denn der Ritter Oswald verstand in solchen Dingen und namentlich von seinen Leuten keinen Spaß. Darum waren auch alle Bemühungen des verwegenen Burschen lange vergebens, bis es ihm endlich doch gelang, in einer rabenfinstern Nacht, in einen Winkel nahe bei der Schloßpforte gedrückt, die Beiden bei ihrer Rückkehr von einem der nächtlichen Spatziergänge zu belauschen und den schwarzen Mann zum Herrn von Marbitz, während dieser die Pforte wieder sorgfältig verschloß, die Worte sagen zu hören: „Habt nur Geduld, edler Herr, bis zur Andreasnacht, wann der Merkur im plutonischen Zeichen steht, dann soll euer Wille geschehen und das Werk vollendet werden.“

Das war dem Laurer genug, um nun, nachdem er so weit vorgedrungen war, auch das Aeußerste zu versuchen. Am Morgen vor dem Andreastage trat Balthasar vor seinen Herrn, als dieser mit klirrenden Schritten über den Schloßhof ging, und bat ihn um Urlaub auf vier Tage, seine todtkranke Mutter im Pleißnerlande besuchen zu dürfen, und seine Bitte fand gegen Erwarten beim gestrengen Herrn günstiges Gehör. Nach einer Stunde schon war Balthasar reisefertig, lenkte jedoch bald von der Straße ab und hielt sich bis zum Abende des nächsten verhängnißvollen Andreastages in der Hütte eines ihm befreundeten Köhlers, nur zwei Stunden von der Burg entfernt, auf. Als es zu dämmern begann, verabschiedete er sich von seinem Gastfreunde, nachdem er mit diesem noch den zum Geschenk mitgebrachten Krug Wein bis auf die Neige geleert hatte, denn er bedurfte des Muthes bei seinem kühnen Unternehmen. Langsam kehrte er zur Burg zurück und postirte sich an der äu-

ßern Mauer in der Nähe des Pförtchens, um die beiden Nachtwandler zu erwarten.

Die Nacht war stockfinster und begünstigte seinen Versteck; auch brauchte er nicht lange zu harren, so hörte er von innen den Schlüssel in das Schloß schieben, die Riegel klirren und durch die Pforte trat zuerst der Ritter Oswald, dießmal bewaffnet bis an die Zähne, hinter ihm der Schwarze, eine Blendlaterne unter dem langen Mantel tragend. Die beiden Männer schritten langsam dem Kamm des Abhanges entlang durch den hohen Fichtenwald, denn die Laterne warf nur ein schwaches Licht durch die dichte Finsterniß und den Ritter hinderten die langen Sporen und die schwere Rüstung am schnellen Vorwärtsschreiten, so daß Balthasar ihnen in einiger Entfernung folgen konnte, obgleich mancher vorstreckende Baumast ihn in's Gesicht schlug und er zuweilen auf allen Vieren über Felsenstücke und Holzstämme klettern mußte. Doch ging die nächtliche Wandrung zum Glück nicht weit, denn schon nach einer halben Stunde sah er die Männer, welche unterwegs viel mit einander gesprochen hatten, wovon er aber wegen der Entfernung nichts verstand, stillstehen und auch Balthasar hemmte deßhalb seine Schritte.

Nicht lange darauf loderte an dem Platze, wo jene standen, eine helle bläuliche Flamme empor, welche einen schauerlichen Schein auf die beiden hagern Männergestalten warf und ihre Gesichter in Todtenblässe erscheinen ließ. Ein Schauer durchrieselte Balthasar's Glieder, zumal er auch nun den Ort erkannte, wo sie sich befanden: es war die tiefe Schlucht am rothen Berge, verrufen in der ganzen Umgegend, gemieden von Jedermann selbst am hellen Tage. Gern wäre er jetzt wieder umgekehrt und es begann ihn sein Unternehmen zu gereuen; indessen zur Umkehr war es nun zu spät und die Neu-

gierde überwog die Furcht, darum sah er sich nur vor Allem nach einem sichern Schlupfwinkel um, von dem aus er Alles, was nun vorgehen werde, genau übersehen könne und einen solchen fand er auch endlich hinter einem dichten Dornbusche auf dem Abhange oberhalb der Schlucht; er kroch behutsam hinein, legte sich in das weiche, feuchte Moos und wartete nun mit Herzklopfen auf die Dinge, die da kommen sollten; das aber, wovon er nun Augenzeuge war, zog ihm vor Entsetzen die Haare empor und erst auf seinem Sterbebette hat er es seinen Kindern erzählt, durch die es auf Kind und Kindeskinder überging, so daß es zuletzt zur Volkssage in der Umgegend wurde bis auf den heutigen Tag.

Beim Scheine der bläulichen Flamme begann der schwarze Mann einen weiten Kreis in der tiefen Schlucht von den vielen auf dem Boden liegenden Fichtenästen, Laub- und Holzwerk abzuräumen und es währte nicht lange, so kam eine mächtig große Braupfanne zum Vorschein, welche in die Erde eingegraben von Gold und Silber bis zum Rande gefüllt war. Hierauf nahm der Schwarze, der seinen Mantel abgelegt hatte und fürchterlich anzusehen war, einen Stab und zog von der bläulichen Flamme aus, die dem Stabe wie eine Schlange am Boden nachfolgte, um die Pfanne, an deren obern Ende Ritter Oswald stand, einen engern brennenden Kreis, machte wundersame Geberden, indem er bald auf die Erde kauerte und wie ein Wurm sich krümmte, bald riesengroß aufrecht stand, die langen Arme in die Luft hinaus streckend und sprach dabei Worte, theils murmelnd, theils laut rufend, welche Balthasar in seinem Leben noch nie gehört hatte; Oswald von Marbitz aber stand innerhalb des Flammenkreises wie festgebannt an der Pfanne und stierte nur unverwandt mit seinem einzigen Auge, von dem ein leuchtender Blitz auszugehen

schien, auf den unermeßlichen Schatz, der vor seinen Füßen stand.

Wohl zwei Stunden mochten bereits auf diese Weise vergangen sein, als der Thurmwart von der nahen Burg mit seinem hell durch die stille Nacht tönenden Horne die Mitternachtsstunde anzeigte. Da mit einem Male wurde es hell in der Schlucht wie am Tage, der Schwarze wurde riesengroß, aber Alles an ihm leuchtete feuerroth bis auf die Feder, die von seinem Barette herabhing, seine Gesichtszüge gingen in ein teuflisches Grinsen über, mit der rechten Hand ergriff er des Ritters Schulter, mit der linken wieß er hinab zur Pfanne und brüllte mit lauter Stimme, so daß dem entsetzten Lauscher im Busche kein Wort entging: Oswald von Marbitz, deine Frist ist abgelaufen! unser Pakt ist erfüllt! was du wünschtest, ist geschehen! was ich versprochen, habe ich gehalten! dein Gold und Silber ist sicher geborgen und soll geborgen sein, bis einer deines Namens und einäugig wie du, in der Andreasnacht mit der rechten Formel den Bann löset! Dann sei dein Blutgeld sein! bis dahin bleibt es mein! und du bist nun auch mein! Marenatha!

In diesem Augenblicke erscholl ein Donnerschlag, daß die Erde erdröhnte, die Flamme verlosch, dichte Finsterniß und die tiefste Stille trat ein, aber auch im Busche, wo Balthasar sich befand, war es still und vor seinem Auge wurde es finster, denn der Schreck hatte ihm die Besinnung geraubt, bewußtlos lag er auf der feuchten Erde; erst als der erste Decembermorgen durch die Bäume graute, erwachte er aus seiner Ohnmacht und als er sich auf die Erlebnisse der Nacht besann, floh er mit Entsetzen, ohne nur einen einzigen Blick in die Schlucht hinunterzuwerfen, zu seinem Freunde, dem Köhler zurück, wo er todtenblaß niedersank und mehrere Tage

bedurfte, ehe er im Stande war, zur Burg zurückzukehren; dort aber erfuhr er, daß der gestrenge Ritter Oswald von Marbitz Tags zuvor der Gruft seiner Ahnen übergeben worden war. Man hatte denselben, da er nicht wie gewöhnlich in der Nacht und auch nicht am nächsten Morgen zur Burg zurückgekehrt war, allenthalben gesucht und ihn auch noch am selbigen Tage in voller Rüstung, aber als Leiche in der tiefen Schlucht am rothen Berge gefunden. Da man keine Wunde an ihm entdecken konnte, außer einem kleinen bläulichen Flecken in der Gegend des Herzens, so ward von der Familie angenommen, daß ihn ein Schlagfluß getödtet habe, das Volk in der Umgegend aber murmelte von einer andern Todesart, doch getraute sich keiner, es laut auszusprechen.

Nach dem Tode des harten Burgherren wurde es den Unterthanen und allen Dienstleuten auf der Burg leichter um das Herz, zumal der älteste Junker von Marbitz nun die Herrschaft antrat und das war ein edler Herr, der manche Wunde zu heilen suchte, welche sein Vater geschlagen hatte, obgleich es sich bei der Erbtheilung ergab, daß die hinterlassenen Schätze an Gold und Silber keineswegs so bedeutend waren, als man vermuthete; natürlich, weil sie in der Braupfanne in der tiefen Schlucht begraben lagen, wie aus der Erzählung Balthasar's später erhellte, welcher sich kurze Zeit darauf seinen Abschied erbat und nachdem er von Oswald von Marbitzens Sohn ein Stück Feld zum Lehne erhalten hatte, sich verheirathete und aus einem vorwitzigen Burschen ein stiller, ehrbarer Familienvater wurde.

Der verhängnißvolle Platz, wo man einst den Ritter als Leiche gefunden hatte, wurde von da an aber noch mehr verrufen und obwohl jetzt unfern davon der Fußweg von der nahen Fabrikstadt nach Stünzthal

vorbeiführt, so macht man heute noch des Nachts lieber einen Umweg, zumal Der und Jener, welcher in der Andreasnacht dort vorbeigehen mußte, einen Ritter aus der alten Zeit in voller Rüstung aber nur mit Einem Auge hat wollen im Holze stehen sehen. Demohngeachtet hatte es zu keiner Zeit an Solchen gefehlt, welche den versunkenen Schatz zu heben wünschten, ja man erzählte sich von verschiedenen Versuchen, die sogar zu diesem Zwecke, jedoch ohne Erfolg gemacht worden waren, weil man einestheils nicht die richtige Zauberformel gebraucht und anderntheils keinen einäugigen Oswald von Marbitz hatte ausfindig machen und zur Schatzhebung zuziehen können, indem schon seit länger als zwei Jahrhunderten das Geschlecht derer von Marbitz nicht mehr im Besitze jener Güter war, sondern in einem andern Theile des deutschen Reiches sich ansässig gemacht hatte, ja es waren die vorwitzigen Schatzgräber meist übel zugerichtet aus der tiefen Schlucht heimgekommen, indem der den Schatz bewachende Geist sich nicht ungestraft stören und necken läßt.

Jetzt nun fand sich in der Person des uns wohlbekannten Schneidermeister Hering ein neuer Bewerber um die Marbitzische Goldpfanne in der tiefen Schlucht am rothen Berge; denn in jenem magischen Buche, das ihm nach seiner Meinung nicht so von ohngefähr in die Hände gekommen war, glaubte er den rechten Schlüssel zur versunkenen Schatzkammer: die nöthige Zauberformel, gefunden zu haben. Es ist eine eigenthümliche, wenn auch erklärliche, jedenfalls aber traurige Erscheinung, wie ein Menschengeist aus allen Fugen sich verrücken kann, wenn er auch nur Einen bösen Gedanken, Eine unreine Begierde in sich zur Herrschaft gelangen läßt. Das zeigte sich auch an dem unglücklichen Schneider: von der festen Ueberzeugung, die richtige Beschwö-

rungsformel zur Hebung jenes Marbitzischen Schatzes zu besitzen, ging es in seinem Geiste bald zur Gewißheit über, daß gerade er zu dem auserlesenen Werkzeug berufen sei, die unnütz in der Erde ruhenden Gold- und Silbermassen endlich wieder an's Tageslicht zu fördern, und hätte er nicht bei Gelegenheit einer kleinen Erbschaft, die ihm vor langer Zeit von einem weitläuftigen Verwandten zugefallen war, ein kirchliches Zeugniß aus den Taufregistern seines Orts sich haben verschaffen müssen, das noch in seinen Händen und wodurch seine Abstammung bis zum fünften Gliede in absteigender Linie als von lauter ehrlichen Heringen aus dem Landmanns- und Handwerkerstande nachgewiesen war, er hätte sich nur zu bald auch eingeredet, ein Nachkomme der Familie von Marbitz zu sein und nöthigenfalls auch ein Auge sich ausgerissen, nicht, weil es ihn ärgerte und er lieber einäugig zum Leben eingehen als mit zween Augen in die Hölle geworfen werden wollte, sondern um als einäugiger Marbitz in den Besitz des versunkenen Schatzes zu kommen, wobei ihm freilich das Bibelwort entfallen war, das er einst in der Schule gelernt hatte, das zentnerschwere Wort des Gottessohnes: Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele!

Das war ihm nun wohl klar: er war kein Oswald von Marbitz, aber weniger klar war es ihm, daß er der verrückte, schätzelüsterne Schneidermeister Hering in Stünzthal sei, der zwar noch als Hausbesitzer galt, dem aber nicht mehr der Ziegel auf dem Dache gehörte, abgesehen von den Ziegeln, welche der Wind heruntergeführt hatte, also daß der Regen allenthalben in mächtigen Strömen hineinfloß und den Oberboden zu einem See umwandelte; desto fester aber saß in ihm der Gedanke, daß er zur Theilnahme an der Schatzhebung und folglich auch

am Inhalte der Goldpfanne bestimmt sei; und so gab er sich der größten Hoffnung hin, er werde, nachdem er einmal so viel in den Händen habe, auch über das andre noch Erforderliche hinüberkommen. Theils, weil die Last des Geheimnisses für ihn zu groß war, theils, weil er wohl einsah, daß er allein nicht zum gewünschten Ziele kommen könne, sah er sich nach einem Theilnehmer seines Glücks und einem Gehilfen seines Werkes um, und der war auch bald gefunden, denn verwandte Seelen finden sich.

In der benachbarten Fabrikstadt hatte Hering einen solchen Geistesverwandten, es war der ihm ziemlich befreundete Weber Schirmer, noch obenein sein Gevatter, ein Mann, ebenfalls arbeitsscheu und darum in seinen Vermögensverhältnissen heruntergekommen, ebenfalls zu allen abentheuerlichen Dingen aufgelegt, aber verschmitzten und listigen Characters, dem es auch auf einen krummen Weg, um zu seinem Ziele zu gelangen, nicht ankam, während Hering mehr gutmüthigen und trotz seiner eingebildeten Geistesbildung einfältigen Wesens war. Diesem nun theilte Hering sein Geheimniß, wie seinen Plan mit und forderte ihn zur Theilnahme und Hilfleistung an dem großen Werke auf und fand bei seinem Gevatter auch das willigste Gehör. Von da an waren die Beiden oft beisammen und zerarbeiteten sich in Berathungen und Vorschlägen, wie die fehlende zweite große Hauptbedingung der Schatzhebung: einen einäugigen Oswald von Marbitz ausfindig zu machen und herbeizuschaffen, erfüllt werden könne. Es kamen dabei die wunderbarsten Pläne zum Vorschein, zum Beispiel: daß Schirmer sich erbot, nach jenem deutschen Ländchen zu reisen, wo heute noch das edle von Marbitzische Geschlecht blüht, und zu forschen, ob keiner von diesen Herren des Ahnen Namen trage und einäugig sei, und

so er einen gefunden, denselben im Guten oder Bösen mit zur Stelle zu bringen; dann wieder: daß Hering einen Versuch der Geisterbeschwörung machen und einen dienstbaren Geist citiren und befragen solle, wo man einen einäugigen Oswald von Marbitz finden könne? aber man fand zuletzt doch alle diese Wege theils unausführbar, theils bedenklich, theils zu schwierig, so daß nach stundenlangen Berathungen oft bis tief in die Nacht hinein die Männer eben so rathlos wieder von einander gingen, wie sie zusammengekommen waren. Demohngeachtet gaben sie die endliche glückliche Lösung dieser Schwierigkeit nicht auf, sondern beschäftigten sich wachend und träumend damit.

Darum kam eines Morgens früh bei guter Zeit schon Hering, erhitzt vom schnellen Laufe und mit Freude strahlendem Gesichte, zu seinem Freunde Schirmer in die Stadt und meldete ihm mit geheimnißvoller Miene, daß ihm guter und zwar der beste Rath über Nacht gekommen sei, und als sie sich an einen Ort begeben hatten, wo sie ungestört und unbelauscht waren, hob Hering an: „Gevatter! unsre Sache macht sich, der Geist, der den Schatz hütet, ist uns günstig, er ist mir diese Nacht im Traume erschienen: es war der leibhaftige Schwarze mit Mantel und Federbarett, wie er mit dem alten Ritter Oswald umgegangen ist und sprach zu mir: „Hering, ich habe nun die Wache beim Schatze herzlich satt, schaff mir den Bettel vom Halse, ich habe mehr zu thun! Du aber sollst der Glückliche sein, denn du bist ein Sonntagskind und ein Liebling der sublunarischen Geister, du sollst Theil haben am unermeßlichen Gute und reicher werden, denn alle deines Gleichen, wenn du auch theilen mußt mit deinen Gehilfen. Den Zauberspruch hast du, den Ort weißt du, den Tag und die Stunde kennst du; was marterst du dich mit dem einäugigen Oswald von

Marbitz? Wo steht geschrieben, daß es muß ein lebendiger sein? ein todter thut's auch! Darum gehe hin und laß dir ein Bild machen gleich einem siebentägigen Kindlein, sei es von Wachs oder von Erde oder von Holz; das nimm und stich ihm am Tage aller Heiligen in der Mitternachtsstunde, wo Tag und Nacht sich scheiden, in Gegenwart dreier Zeugen drei Nadeln, die eine von Gold, die andre von Silber, die dritte von Eisen in das linke Auge; vier und zwanzig Stunden darauf, am Tage aller Seelen, um Mitternacht, wo Tag und Nacht sich scheiden, laß es in Gegenwart dreier Zeugen durch einen geweihten Priester taufen und ihm den Namen geben: Oswald von Marbitz! Dann hast du, was du bedarfst." — Ich wollte den Traumgeist eben noch mancherlei fragen, da wachte ich auf, denn mein kleinster Junge schrie mörderlich, auf dem Kirchthurme aber schlug es eben zwölf. Nun Gevatter, was sagt ihr dazu? Das ist nun sonnenklar, der Schatz ist uns bestimmt und unsre Noth hat bald ein Ende. Nun aber schafft Rath! Wo kriegen wir das Bild, den dritten Zeugen und vor allem den geweihten Priester her?" Schirmer meinte: da sie nun einmal so viel wüßten, so werde sich das Alles schon machen; er wolle sich die Sache überlegen und noch heute Abend hinaus nach Stünzthal kommen.

So schieden die Beiden seelenfroh von einander, vor Allem aber war es Hering; er sah sich im Geiste schon am ersehnten Ziele und eine Wendung seines Geschicks schien ihm um so nöthiger, als er bereits Schulden halber ausgeklagt und sein Haus zum Verkauf angeschlagen war. Die Hütte, dachte er, mag meinethalben fortgehen, ich würde so nicht länger hier bleiben, ich ziehe in eine große Stadt, weit von hier, wo man mich nicht kennt, und lebe mit den Meinigen als großer Herr! und

als er heimkam, nahm er eine herrliche Räubergeschichte zur Hand, die ihm am letzten Sonnabende der Büchermann gebracht hatte und rührte den ganzen Tag die Nadel nicht an, sondern ergötzte sich bis zum Abende an seinem Buche, wodurch ihm zugleich die Zeit bis zum verheißenen Besuche Schirmers schneller verging.

Dieser traf auch versprochnermaßen pünktlich ein. Als die Freunde allein waren, hob Schirmer an: „Gevatter, ich habe mir die Sache hin und her überlegt, aber sie hat manches Wenn und Aber. 'S ist recht hübsch von dem Geiste, daß er uns aus dem Hanfe geholfen hat, aber das gefällt mir nicht, daß wir noch zwei Leute dazu brauchen: einen dritten Zeugen und einen Priester, und wenn die hören, worauf die Sache hinausläuft, werden die nicht mit einer bestimmten Summe zufrieden sein, sondern mit uns theilen wollen, und da bekommen wir grade nur die Hälfte, als wenn wir nur unserer Zwei gewesen wären. 'S hilft aber nichts! mich tröstet nur, daß der Geist gesagt hat: wir würden demohngeachtet steinreich werden, und alsdann habe ich mir überlegt, daß es ja auch in drei Theile gegangen wäre, wenn wir einen lebendigen Oswald von Marbitz aufgegabelt hätten, ja der hätte am Ende das Ganze für sich allein genommen und uns nur so einen Bissen als Abfindungssumme gegeben. Drum mag's meinethalben so sein, daß wir unsrer Viere helfen und unsrer Viere theilen, 's ist auch besser, es sind mehrere dabei, man hat mehr Courage. Das Andere ist mir heute auch den ganzen Tag im Kopfe rumgegangen und ich denke, 's wird sich machen.

Was zuerst das Bild betrifft, da kenne ich in der Stadt einen Drechsler, mit Namen Friebel, das ist auch so ein armer Teufel wie wir; dem gönne ich's am liebsten, daß er auch dabei mit aus seiner Noth kommt und

der macht gewiß auch gleich mit, denn er ist Soldat gewesen und fürchtet sich vor dem Teufel nicht. Der mag also ein hölzernes Bild machen, dann aber mag er auch mit das Auge ausstechen helfen und Gevatter stehen. Ich habe ihm aber noch nichts von der Sache gesagt, denn ich wollte erst mit dir darüber reden. Freilich wo wir nun den Priester herkriegen, das ist das Dümmste bei der Sache; aber siehst du, lieber Bruder, auch da wüßte ich Rath, aber da müssen wir schon vorneweg was dran wenden und wo nehmen wir da das Geld her? ich wenigstens habe keins. Du hast doch gehört, daß vor zwei Jahren der Pastor in Burgsgrün abgesetzt worden ist, weil er manchmal einen Schluck über den Durst trank und dann manches mag geredet und getrieben haben, was sich für einen gemeinen Mann nicht paßt, geschweige für einen geistlichen Herrn. Zum Glück ist er nicht verheirathet, da hat er wenigstens seine Familie nicht unglücklich gemacht, kurz, der wohnt jetzt in Birkenfelde und ist nun erst recht 'runtergekommen, denn er ist mehr betrunken als nüchtern und dann kann man mit ihm anfangen, was man will und er läßt auch mit sich reden. Hätte ich nun ein Paar Groschen Geld, so ging ich zu ihm 'nauf nach Birkenfelde, machte seine Bekanntschaft und ließ ihm wacker einschenken, und wenn er dann aus dem Gröbsten betrunken ist, dann trüge ich ihm unser Anliegen vor, denn seine Taufe ist eben noch so giltig, als wenn er noch im Amte wäre, und da es ihm auch recht sein wird, ein reicher Mann zu werden, damit er das ganze Consistorium auslachen und sich alle Tage recht satt trinken kann, so glaube ich, der thut uns schon den Gefallen, denn er soll in solchen Dingen ein weites Gewissen haben. Uebrigens dürfen wir mit der ganzen Geschichte nicht lange trödeln, denn in vier Wochen haben wir schon Aller Heiligen Tag

und vier Wochen drauf ist dann der Andreastag. Siehst du, das paßt Alles prächtig, so daß ich selbst glaube, der Geist ist grade noch zur rechten Zeit zu dir gekommen und hat dir 's wahre Licht aufgesteckt."

Hering vernahm diese Eröffnungen mit unsäglicher Wonne, lobte seinen Gevatter als einen gescheuten Mann, der zu Allem Rath wisse und versprach, so viel Geld zu schaffen, und solle es ihm sein letztes Hemde kosten, daß man den abgesetzten Pastor beidemal, sowohl bei der Antragsstellung, als bei der Taufe zuvor mit dem nöthigen Getränke zufriedenstellen könne, und wirklich verkaufte er deshalb heimlich seiner Frau schwarztuchene Abendmahlskleider, wie sie damals die Landfrauen in der dortigen Gegend trugen. Die unglückliche Frau vergoß zwar unzählige heiße Thränen, als sie ihren Verlust entdeckte, ihr Mann schalt sie jedoch erst deshalb eine Thörin und tröstete sie dann mit seiner gewöhnlichen Redensart: es werde nicht lange dauern, so solle sie für den Bettel ein seidenes Kleid bekommen und eine vornehme Frau noch werden, wenn sie verständig sei.

In Folge erhaltener Genehmigung des Schatzgenossen verfügte sich nun der Weber bereits den andern Tag zum erwähnten Drechsler, bestellte sich zuerst das hölzerne Bild eines Wickelkindes in Lebensgröße, schön angemalt mit offenen Augen, und als der Mann verwundert fragte: was er damit machen wolle? wußte ihn Schirmer durch geheimnißvolles Thun und hingeworfene Redensarten, daß er auch sein Glück machen könne, wenn er verschwiegen wäre und Muth hätte und dergleichen, so neugierig und lüstern zu machen, daß er ohne Bedenken zuvor einen heiligen Eid der Verschwiegenheit ablegte und dann in's Geheimniß eingeweiht wurde, darauf auch sich willig erklärte, im Bunde der Schatzgräber und Gottesfrevler der Dritte zu sein. Wie

es aber dem Weber Schirmer gelang, auch den abgesetzten Geistlichen zur Sacramentsentweihung willig zu machen, erlasse mir der geneigte Leser mitzutheilen; der Unglückliche steht längst schon vor seinem Richter, der ihm, dem ungetreuen Knecht und schnöden Sündendiener wird zuertheilt haben, nach dem er gehandelt hatte bei Leibesleben, und das war sehr böse. Kurz auch dieser Unwürdige und tief Gesunkene bestärkte die Verblendeten in ihrem Aberglauben und sündlichem Treiben durch seine Theilnahme an ihrem gotteslästerlichen Beginnen. Im trunkenen Zustande versprach er dem Weber, sich am bestimmten Tage in der Stadt bei ihm Abends einstellen zu wollen; doch müsse der Schneider für ein priesterliches Gewand sorgen, er selbst habe längst keins mehr; als Lohn aber für seine Bemühungen bedung er sich den zehnten Theil des gefundenen Schatzes aus und ließ sich dieß auch schriftlich von den drei Schatzgräbern geben.

Am Abende aller Heiligen fanden sich Hering und Schirmer verabredetermaßen in der Dachstube des Drechslers Friebel ein, denn dieser war unverheirathet und darum waren sie dort am ungestörtesten und brauchten nicht zu befürchten, belauscht zu werden. Friebel präsentirte seinen Gästen zuerst das von ihm gefertigte hölzerne Wickelkind. Er hatte alle seine Kunst an ihm verschwendet und auch die Farben nicht gespart: das Bette, in dem es lag, hatte er blau, die Wickelbänder roth gemalt, dazu das Gesicht schönstens mit rothen Backen und blauen Augen versehen, so daß es vollkommen seinem Zwecke entsprach und die beiden Andern des Lobes nicht satt werden konnten, als der Drechsler sie auch noch auf das Marbitzische Wappen aufmerksam machte, das er genau, wie es heute noch über der Thüre des Herrenhauses und auf einigen alten Leichensteinen in der Kirche zu Stünzthal zu sehen ist, unten am Ende

des Wickelbettes angebracht hatte. Auch die drei erforderlichen Nadeln waren herbeigeschafft worden: der Weber hatte noch eine alte, dünne, goldene Nadel — übrigens gänzlich werthlos, sonst hätte er sie längst verkauft gehabt, — aufgefunden, welche vielleicht vor Zeiten seinem Vater oder Großvater als Ziernadel im großen Busenstreife gedient haben mochte; der Schneider besaß noch als Reliquie von seiner Wanderschaft her eine kleine silberne Nähnadel, die von ihm einst in Straßburg gekauft und zum Andenken mit heimgebracht worden war, und der Drechsler hatte einen dünnen eisernen Nagel mit einer Feile so lange bearbeitet, daß er so ziemlich einer großen Stecknadel glich.

Nachdem so alles Nöthige herbeigeschafft und besichtigt worden war, holte der Drechsler eine alte schmutzige Spielkarte hervor und lud seine Gäste ein, bis zur bestimmten Stunde sich die Zeit mit einem Schaafkopfe, dem damals im Sachsenlande beliebtesten Kartenspiele, zu vertreiben. Dieß geschah; Hering bewies jedoch so wenig Aufmerksamkeit dabei, weil seine Gedanken nur mit dem bevorstehenden Unternehmen beschäftigt waren, daß er bald seine wenigen Pfennige verloren hatte und man beschloß, sich lieber mit Gesprächen zu unterhalten. Obgleich dieselben natürlich nur den zu hebenden Schatz betrafen, so wurde doch auch der Faden dieses Gespräches immer dünner, je näher die verhängnißvolle Mitternachtsstunde kam, denn das Gefühl des Schauerlichen konnten sie doch nicht von sich abwehren und eine innre Unruhe zeigte, daß auch der Richter in ihrer Brust nicht ganz zum Schweigen gebracht war, und doch war diese Nacht und diese Handlung ja nur erst ein Vorspiel und das Geringste von dem, was sie noch zu vollbringen und zu bestehen hatten. Feierlich rückte Friebel den Tisch in die Mitte seiner engen

Stube, stellte die Oellampe darauf, holte das Kind, die drei Nadeln und einen kleinen Hammer herbei, und so wie vom Rathhausthurme der erste Schlag der zwölften Stunde über die Häuser hin tönte, hämmerte der Weber seine goldene Nadel, der Schneider hierauf seine silberne und zuletzt der Drechsler die eiserne Nadel in des Kindes linkes Auge; allen Dreien aber lief es eiskalt über den Rücken, als sie von einem Winkel der Stube her ein dreimaliges Aechzen vernahmen und aus dem zerstochenen Augapfel eine weiße Feuchtigkeit hervordrang.

Als das Werk vorüber war und die Männer sich wieder etwas gefaßt hatten, suchte der Drechsler das gehörte Aechzen durch die Windfahne auf des Nachbars Dache und die aus den Nadelstichen gedrungene Feuchtigkeit mit der noch nicht ganz getrockneten Farbe zu erklären, indessen dem Meister Hering war mit dieser natürlichen Erklärung nicht einmal etwas gedient, sondern er blieb lieber bei dem Uebernatürlichen dieser Erscheinungen und sah grade darin Beweise, daß die vollbrachte Handlung in Verbindung mit der Geisterwelt stehe und sie darum schon den ersten bedeutenden Schritt dem Ziele näher gebracht habe. Sein Muth bewies sich übrigens bei diesem ersten Probestücke eben nicht aufs Glänzendste, denn er fühlte keine besondere Lust, noch in derselben Nacht allein nach Hause zu gehen, zumal eben sein Weg ihn unterhalb der tiefen Schlucht am rothen Berge vorbeiführte, deshalb zog er es vor, seinen Gevatter Schirmer nach Hause zu begleiten und bei diesem zu übernachten.

Schon die nächste Nacht, als die Aller Seelen, nahm ihren Muth aufs Neue in Anspruch und sie setzten in derselben ihren Frevel durch Mißbrauch und Entweihung eines heiligen Sacramentes die Krone auf. Auch diese Sündenthat wurde in der Dachstube des

Drechslers vollbracht, aber es widerstrebt meinem Gefühle, dieselbe dem lieben Leser ausführlich mitzutheilen, darum nur so viel davon: der bereits erwähnte abgesetzte Pfarrer von Burgsgrün stellte sich zur rechten Abendzeit bei Schirmer ein, wo er die Bekanntschaft des Schneiders Hering machte und von Beiden in Friebels Wohnung geführt, dort aber mit seinem Lieblingsgetränke gehörig bewirthet wurde, wobei ihm auch die drei Männer ziemlich Bescheid thaten, da es auf gemeinschaftliche Kosten ging und sie wohl fühlten, daß heute schon mehr Muth und Gewissensbeschwichtigung nöthig sei als gestern, deshalb ging heute die Unterhaltung bei weitem flotter.

Schlag zwölf Uhr vollzogen sie die Frevelthat und auch dabei, weil die Handlung längere Zeit erforderte, wollte Hering manches Unheimliche bemerkt und empfunden haben; wohl möglich, denn die Engel Gottes wendeten sich verhüllten Antlitzes von der Schauderstätte ab, weinend über den tiefen sittlichen Verfall von vier einst selbst getauften Männern, aber der Fürst der Finsterniß jauchzte über sein Werk und seine Diener. Die vier Sündengenossen blieben diese Nacht ungetrennt; sie übernachteten sämmtlich in des Drechslers Stube, so enge sie auch war. Der Baalspriester versank auf der Ofenbank, als dem ihm überlassenen Ehrenplatze, bald in ~~einen~~ tiefen Schlaf, der Drechsler legte sich auf seine Hobelbank und trat seinen Strohsack an den Schneider und den Weber ab; ob auch diese sich eines ruhigen Schlafes erfreut haben, bezweifle ich, wenigstens schlichen sich, noch ehe der Morgen graute, alle Dreie zum Hause und Hering mit dem nur halbnüchternen Manne aus Birkenfelde zur Stadt hinaus.

Vier Wochen hatten die drei Schatzgräber nun Ruhe, um neue Kräfte und neuen Muth zu dem Hauptwerke

zu schöpfen, zugleich aber auch die nöthigen Vorbereitungen dazu zu treffen und deren gab es noch manche; indessen alle Schwierigkeiten wurden zuletzt besiegt, zumal mit jedem Tage ihre Begierde nach dem ersehnten Schatze wuchs, denn auch die Noth wuchs täglich mehr in Herings Hause. So kam denn endlich der Andreastag heran und die letzte Nacht vorher hatte Hering bereits im Traume den vollen Genuß des erfüllten Wunsches erfahren. Er hatte die Erde sich öffnen und die begehrte Braupfanne aus derselben sich erheben sehen, die funkelnden Gold- und Silberbarren, welche sie bis an den Rand füllten, waren seinem Herzen ein Wonnequell gewesen und mit einem Theile davon beladen, war er in seine zerfallene Hütte zurückgekehrt.

Obwohl er beim Erwachen noch das alte Elend in seiner ganzen Größe um sich sah, so war es ihm doch heute, als an dem letzten Tage seiner Noth, keineswegs störend; träumend ging er den ganzen Tag umher, seine ganze Seele war fieberisch bewegt, er konnte vor Ungeduld kaum den Abend erwarten, darum trat er bereits bald nach Mittag, wo er zum Letztenmale sich mit Kartoffeln und trocknem Brode gesättigt zu haben glaubte, das Zauberbuch in der Tasche, den Weg zur nahen Stadt an, besuchte dort zuerst seinen Gevatter Schirmer und begab sich dann mit diesem in der Dämmrung zum Drechsler. Noch einmal wurde alles Nöthige besprochen und der ganze Verlauf der vorzunehmenden Förmlichkeiten durchgegangen, um ja nichts dabei zu versehen, nochmals versprachen sich alle Dreie die tiefste Verschwiegenheit und später die redlichste Theilung und begaben sich um eilf Uhr mit den nöthigen Geräthschaften und dem einäugigen Oswald von Marbitz, welchen sein Erzeuger, der Drechsler, zu tragen sich nicht nehmen ließ, auf die verhängnißvolle Wanderschaft, denn sie hatten

bis zum bezeichneten Orte nur eine starke halbe Stunde; die Luft aber war schneidend kalt und ein gewaltiger Sturm setzte in der Stadt alle Wetterfahnen, draußen im Walde aber alle Bäume in Bewegung.

Nun aber thut es mir leid, des lieben Lesers natürlichen Wunsch, die nun stattgefundene Schatzhebung in ihren Einzelheiten zu erfahren, nicht erfüllen zu können, denn ich selbst bin nicht dabei gewesen und die drei Schatzgräber haben gegen Jederman Zeit ihres noch kurzen Lebens darüber aufs Hartnäckigste geschwiegen; aber das ist wahr und gewiß, daß Schirmer und Friebel, noch ehe der Nachtwächter in der Stadt die erste Stunde des jungen Decembertages abrief, verstörten und blassen Antlitzes wieder in ihrer Wohnung eintrafen, Hering aber erst am andern Morgen, nachdem er von seinen Freunden im Stiche gelassen, die Nacht bewußtlos im Walde gelegen hatte, nach Hause zurückkehrte, wo er sich schweigend niederlegte und nicht wieder aufstand. Ein Nervenfieber ergriff ihn mit solcher Heftigkeit, daß sein überreizter Geist bereits am neunten Tage nach der verhängnißvollen Andreasnacht von dem geschwächten Körper sich trennte. Er starb und ward begraben. Die beiden andern Theilnehmer der Schatzgräberei waren wie umgewandelt in ihrem ganzen Wesen; niedergeschlagen und verstört, gingen sie schweigsam umher, schienen für Alles erstorben und als der Andreastag wieder erschien, wehte der kalte Novemberwind auch über ihre Grabeshügel. Ob nicht vielleicht ihr Vorhaben doch erlauscht worden war und von den Lauschern eine unüberlegte Neckerei und Mummerei mit ihnen vorgenommen worden ist, um sie in Schrecken zu setzen, lasse ich als meine eigne Vermuthung hierüber dahin gestellt sein.

Um jedoch nicht mit diesem traurigen Ausgange der ebenso traurigen Geschichte zu schließen, will ich den

geneigten Leser doch in etwas noch erfreuen, indem ich dessen Theilnahme für die hinterlassene Familie des unglücklichen Schneiders noch auf kurze Zeit in Anspruch nehme.

Die Sünde des Vaters strafte Gott nicht an den unschuldigen Kindern, sondern was der Unglückliche auf Sündenwegen nicht errreichen konnte, wurde den Seinigen durch Gottes Segen zu Theil, wenn auch auf ganz andre Weise. Zwar die arme beklagenswerthe Frau Meister Herings, welche als ein stilles, gottesfürchtiges Weib wohl eines bessern Looses werth gewesen wäre, unterlag bald auch ihrem Grame und tiefen Harme, der schon seit Jahren und namentlich in der letzten Zeit des immer mehr über sie hereinbrechenden Elendes in Fülle an ihrem Herzen und Körper gezehrt hatte. Noch ehe der Tag kam, wo sie ihr vom Gerichte nothwendigerweise verkauftes Haus mit ihren Kindern verlassen sollte, trug man sie hinaus in das stille Haus, welches zum Friedenshafen für die frommen, müden Erdenpilger wird; die Kinder aber, zwei Knaben und ein Mädchen, wurden von Verwandten mütterlicher Seits angenommen und erzogen, und es zeigte sich auch hier wieder, daß Gott, als der beste Vater über Alles, was Kinder heißt im Himmel und auf Erden, oft die weisesten und besten Absichten mit den Kindern hat, die er frühzeitig zu Waisen macht. Es werden solche Kinder mehr an ihren Gott gewiesen, lernen sich leichter in die Menschen fügen und erlangen eher eine innre Reife, wie denn auch das Sprüchwort wahr bleibt: Es ist dem Manne gut, daß er das Joch in seiner Jugend trage.

Das war auch bei den verwaisten Heringschen Kindern der Fall. Der älteste Knabe, von angenehmem Aeußern und gewecktem Geiste, lernte später das Tischlerhandwerk, sah einen großen Theil der Welt und kam

zuletzt auf seiner Wanderschaft auch nach Hamburg, wo er sich das Wohlwollen seiner Meistersleute in so hohem Grade zu erwerben wußte, daß diese kein Bedenken trugen, ihm später die einzige Tochter, die ihm ihr Herz in Liebe zugeneigt hatte, zur Frau zu geben, so daß er bei dem Wohlstande seiner Schwiegerältern bald in gute Verhältnisse kam und heute noch in seiner neuen Vaterstadt einer der angesehnsten und tüchtigsten Meister in seinem Fache ist.

Sein jüngerer Bruder bestimmte sich für den väterlichen Beruf und ward ein Schneider, jedoch zur Zeit seiner Militärpflichtigkeit zum Soldaten ausgehoben. Als solcher diente er, da er bald avancirte, zwölf Jahre dem Vaterlande, wurde dann ehrenvoll verabschiedet und erhielt für seine ausgezeichneten Dienste, zumal er sich auch große Fertigkeit im Schreiben und Rechnen erworben hatte, eine Civilanstellung, so daß er jetzt schon einen nicht unbedeutenden Posten bekleidet und glücklicher Familienvater ist. Nur der Tochter Herings war auf Erden kein vollkommnes Glück beschieden, und dennoch ist auch sie nicht zu beklagen, denn die reinsten Genüsse, welche dieses Leben dem Erdenpilger bietet, wurden ihr zu Theil, und sollen wir die unglücklich nennen, welche in der Blüthe des Lebens in das beßre Land des Friedens eingehen, noch ehe die mit jedem Menschenleben unausbleiblich verbundenen Mühseligkeiten und Beschwerden den Blüthenstaub abstreifen?

Juliane Hering wurde von einem ihr verwandten kinderlosen Ehepaare in meiner Parochie an Kindesstatt angenommen, und wenn man nicht in dem Flitterglanze des äußern, vergänglichen und doch unbefriedigenden Weltlebens das Glück zu finden wähnt, so war auch ihr das Loos aufs Lieblichste gefallen. Ihre Pflegältern waren stille und fromme Leute, übrigens nur

im Besitze eines Häuschens und von ihrer Hände Arbeit lebend, aber sie umfaßten ihre Pflegetochter mit einer Liebe, welche nicht inniger hätte sein können, wenn diese ihr leibliches Kind gewesen wäre und Juliane vergalt solche Liebe auch im reichsten Maaße. So wuchs sie vom folgsamen, fleißigen und frommen Kinde zur sittigen und liebenswürdigen Jungfrau heran und zeichnete sich namentlich durch ein so tiefes Gemüth und soviel äußern Anstand aus, wie man Beides nur selten auf dem Lande findet. Da kam jenes Jahr, in welchem durch ungewöhnliche Theurung aller Lebensmittel der Mangel selbst in manches Haus hineinschaute, darinnen er bisher ein ungekannter Gast gewesen war und damals entschloß sich auch Juliane, so vielfach auch die alten Leute dagegen redeten, wenigstens bis zur Aendrung dieser drückenden Nahrungsverhältnisse in Dienste zu gehen.

Sie fand einen solchen zuerst in einem größern Lehngerichte; da aber das Leben und Treiben dort ihrem stillen Sinne nicht entsprach, vertauschte sie diesen Dienst bereits nach einem halben Jahre mit einem andern bei einem wohlhabenden Bauer in einem Dorfe, zwei Stunden vom Wohnorte ihrer Pflegeältern entfernt. Dort lernte der einzige Sohn ihrer Dienstherrschaft ihren hohen innern Werth bald erkennen und gewann sie so lieb, daß er sie zu heirathen wünschte; sie ging jedoch auf sein Anerbieten nicht ein, so sehr sie auch den jungen braven Mann schätzte und von Herzen zugethan war, weil sie nicht erwarten konnte, daß die wohlhabenden Bauersleute darein willigen würden, ihre Magd zur Schwiegertochter zu erheben. Darum entdeckte sich der junge Mann endlich seinen Aeltern und bat sie flehentlich um Gewährung seines Wunsches. Obgleich diese allerdings mit ihrem Sohne ursprünglich ganz andre

Pläne gehabt hatten, willigten sie doch endlich in Berücksichtigung des innern Werthes Julianens ein; gewiß ein seltner Fall bei unsern dörflichen Lebensanschauungen, wo bei den Verheirathungen weniger die Person als das irdische Hab' und Gut angesehen wird, so daß selbst in meinem Dorfe der Fall vorkam, daß eine beabsichtigte Verheirathung deshalb zurückging, weil der zukünftige Schwiegervater noch bei Zeiten wahrgenommen hatte, daß des Bräutigams Felder zu naß lägen und zu dem Gute zu wenig Wiesewachs gehöre.

Es war darum diese Ausnahme von der Regel ein um so größeres Ehrenzeugniß für Julianen. Ihr Verlobter war überglücklich; aber welches Glück auf Erden wäre vollkommen und von Bestand? Nicht zu lange nach ihrer Verlobung wurde Juliane leidend und zwar an einem Uebel, welches das Schlimmste befürchten ließ und leider nur zu oft mit dem Tode endet. Sie litt an der Luftröhre und den Grund dazu hatte ein unbesonnener Scherz in ihrem ersten Dienste gelegt. Am Weihnachtsheiligenabende hatte damals Juliane im Lehngerichte mit ihren Dienstgenossinnen noch alle Stuben und das Haus durchgescheuert und sich dabei wohl tüchtig erhitzt. Schon war die Hauptarbeit vollendet und es wurde nur noch an dem Wassertroge im Hofe das gebrauchte Gefäß gereinigt, als eine der Mägde sie mit einer Kanne kalten Wassers übergoß, wodurch namentlich ihre Halsbekleidung durchnäßt und leider von ihr nicht eher gewechselt wurde, bis auch das letzte Werk vollendet war und man zu Bette ging. Von da an fühlte sie zuweilen einen drückenden und stechenden Schmerz im Halse, den sie jedoch wenig beachtete, bis endlich ein trockner schmerzhafter Husten sie immer öftrer belästigte und ihren Bräutigam und ihre künftigen Schwiegerältern in große Sorge versetzte. Alle ärztliche Hilfe und die treuste Pflege konn-

ten den schnellen Fortgang der tödtlichen Krankheit nicht hindern und so bat sie zuletzt, zu ihren Pflegeältern zurückkehren zu dürfen, wo sie zu genesen hoffe, da sie die Größe und den Ausgang ihres Uebels nicht kannte, sondern der Hoffnung Raum gab.

Dort lebte sie noch ein halbes Jahr und jeden Sonntag eilte ihr treuer und schwer besorgter Bräutigam durch Wind und Wetter hinüber, seine leidende Braut zu besuchen und kehrte jedesmal betrübter zurück. Konnte man es dem Mädchen verdenken, welches jetzt an der Pforte des irdischen Glückes stand, daß ihr der Gedanke des Sterbens schwer wurde und sie bis zum letzten Tage ihres Lebens noch die Hoffnung der Genesung festhielt? Da endlich, an einem Sonnabend Abende ward es in ihrer Seele helle: sie erkannte, daß Gott sie durch eine andre Pforte, durch die Todespforte, zu einem höhern Glücke, als diese Erde gewähren kann, führen wolle, und bat, daß man ihr das heilige Abendmahl reiche.

Ich wurde gerufen und ging mit schwerem Herzen, denn mir war bei den öftern Krankenbesuchen bei ihr der Ausgang ihres Leidens nicht zweifelhaft. Es war wohl eine meiner schwersten Amtspflichten, die ich dort zu erfüllen hatte und der Anblick, der sich mir dort darbot, nahm alle meine Gefühle aufs Tiefste in Anspruch. Die Kranke konnte bereits kein vernehmbares Wort mehr sprechen, nur einzelne pfeifende Töne entquollen ihrer Kehle; ihre Pflegeältern aber standen weinend und jammernd an ihrem Lager. Sie selbst war gefaßt und ergeben und feierte mit sichtbarem Segen das Mahl ihres Herrn. Nachdem ich die Weinenden getröstet und die Sterbende eingesegnet hatte, verließ ich das Haus und als ich durch die stille sternenhelle Nacht dahinging, stiegen meine Gebete zu Dem hinauf, welcher seine Menschen hienieden oft so dunkle, wenn auch allzeit gute und

weise Wege gehen heißt und wurden zuletzt zu einem Dankgebete zum Herrn, der uns auch den letzten Feind hat besiegen lehren, ja den Tod zum Friedensengel für seine Getreuen umgewandelt hat. Noch denselben Abend war auch der herbeigerufene Bräutigam gekommen und seine Hand fest in der ihrigen haltend, war sie gegen Mitternacht sanft entschlafen. Gott hatte ihre Seele lieb, darum eilte er mit ihr aus diesem bösen Leben.

Und nun, lieber Leser, schließe ich und hoffe, du wirst mir nicht zürnen, daß ich dich zuletzt noch an das Sterbebette einer lieben frommen Braut geführt und dadurch in Wehmuth versetzt habe, jedenfalls wird dein Herz, wenn auch traurig im Mitgefühle, sich doch wohler fühlen, als beim Lesen des ersten Theiles dieser Schatzgräbergeschichte.

VII.

Der Waldteufel,

oder:

Ein Geist hat nicht Fleisch noch Bein.

Da ich einmal in das Gebiet der Schatzgräber-Zeichen- und Wunder-Geschichten gerathen bin, so will ich auch noch eine Geistergeschichte mittheilen, zumal ja grade diese Art von Geschichten, so schaurige Gefühle sie auch erregen, gern gehört und gelesen werden, und es soll diese Erzählung dazu dienen, nachzuweisen, wie

leichtgläubig in dieser Beziehung auch unsre Zeit noch ist und wie die Geister, bei Lichte besehen, entweder Fleisch und Blut bekommen oder nur in der erhitzten Phantasie eines furchtsamen Gemüthes leben und dort ihr Wesen treiben. Es ist also keineswegs meine Absicht, den Gespensterglauben und die Gespensterfurcht zu nähren, sondern sie wo möglich immer mehr aus den Herzen Aller, die sich Christen nennen, ausroden zu helfen. Um aber dem lieben Leser die zu erzählende Begebenheit recht anschaulich zu machen, ist es vor Allem nöthig, vorher eine genaue Beschreibung des Schauplatzes der Geschichte zu liefern.

Hoch oben auf dem Gipfel eines Berges im Sachsenlande, von dem man ringsum eine köstliche, weitumfassende Aussicht über einen großen Theil unsers gesegneten Vaterlandes, über viele Städte und Dörfer hin genießt, steht ein großes, altes Schloß mit mehrern Höfen, Thürmen, vielen und weitläuftigen Gebäuden, darunter auch eine Kirche. Die Geschichte dieses Schlosses schon ist höchst merkwürdig und es hat sich Manches darin zugetragen, was heute noch als Sage durch des Volkes Mund geht. Wem das Schloß gehört, ist bei unsrer Erzählung gleichgiltig, vielleicht bist du, lieber Leser, und auch ich Mitbesitzer davon, darum nur so viel, daß der Besitzer dasselbe nicht bewohnt; doch steht es deshalb nicht öde und leer: es dient zu mancherlei heilsamen Zwecken und in den Nebengebäuden wohnen mehrere Beamte mit ihren Familien. Das Ganze umgibt eine ziemlich umfangreiche, jetzt aber nicht mehr allzuhohe Mauer. Nach zwei Seiten hin stehen eine Menge Wohnhäuser, in denen fleißige, aber meist arme Menschen ihrem Berufe obliegen, und auch eine stattliche Kirche ist nicht allzufern vom Schlosse, in welcher die zahlreiche

Gemeinde Sonntag für Sonntag des Herrn Wort verkündigen hört.

Die beiden andern Seiten des Schlosses sind von dichten Waldungen umgeben, welche bis an die Schloßmauern sich erstrecken und dann stundenweit sich fortdehnen. Hier sind in der Nähe des Schlosses höchst anmuthige Spatziergänge angelegt, auch mitunter mit Steinbänken versehen, auf denen der müde Wandrer ausruhen oder sich an einer besonders reizenden Fernsicht ergötzen kann. Diese schön gebahnten Pfade führen sanft bergab zuletzt zu einem reich fließenden und gesunden Brunnen, und da der Ort selbst seiner Höhe wegen wasserarm ist, so begegnet man auf diesen Spatziergängen fast fortwährend Frauen, Mädchen und größern Kindern mit leeren oder gefüllten Wassergefäßen. Der Platz um den Brunnen ist den größten Theil des Tages, namentlich aber Morgens und Abends sehr belebt und es werden dort viel Gespräche gepflogen, wenn auch nicht immer der Art, wie einst am Jacobsbrunnen nahe bei Sichar, wo die Samariterin das Wasser fand, das in's ewige Leben fließt.

Unten im Thale fließt wie ein Silberband ein Fluß, welcher hier zwar noch im Knabenalter sich befindet, bald aber durch die Vereinigung mit einem Zwillingsbruder schon zum Jünglinge erwachsen, auch mit Jünglingsflüchtigkeit über Steine und Felsen dahin eilt und auf seinem Wege durch's liebe Vaterland ein Thal belebt und verschönt, welches zu den reizendsten Parthieen unsers schönen Sachsens gehört und Städten, Dörfern, Schlössern, Fabriken und Bleichen in seiner Ebene und auf seinen Höhen Raum gibt. Wenn der Schnee auf dem Hochgebirge schmilzt oder lang anhaltender Regen den Fluß zum Strome anschwellt, dann werden seine Fluthen auch durch Schifffarth belebt, wenn auch die

Schiffe keine Masten mit lustig flatternden Wimpeln haben, sondern nur aus Baustämmen und Bretern zusammengefügte Flöße sind, denen einige muthige Männer ihr Leben anvertrauen und auf denselben mit Pfeilesschnelle über die Wehre hinabgleiten, um im Niederlande aus dem Verkaufe ihrer dort auseinandergenommenen Fahrzeuge einen kleinen Gewinn mit zur Heimath zurückzunehmen. Auch muß zuweilen der Fluß bei hohem Wasserstande seinen Rücken dazu hergeben, Holzscheite nach der niedern Gegend zu tragen und an seinen Ufern hängen dann meilenweit entlang Nachzügler, welche an einer Baumwurzel oder an einem Steindamme eine kurze Rast halten, bis Männer mit langen Stangen, „Schwänzer" genannt, kommen und die Marodeurs durch einen sanften Stoß, der sie wieder in die Strömung des Flusses treibt, zum Weiterschwimmen freundlichst einladen, um an den Ausschiffungsplätzen angelangt, herausgezogen und in Reih' und Glied aufgestellt zu werden, bis sie endlich, im Ofen irgend eines frierenden Städters in Asche verwandelt, das Ziel ihrer Wanderschaft erreichen.

Doch ich kehre zum Schauplatze meiner Geschichte zurück! Es sind jetzt vielleicht zwanzig Jahre her, als sich unter den Bewohnern jenes Schlosses und des anliegenden Ortes die wundersame Kunde verbreitete: es lasse sich in den Schloßanlagen zuweilen ein Geist in Gestalt eines kleinen braunen Männchens sehen. Mehrern der Wasser holenden Mädchen war er begegnet, jedoch stimmten die Aussagen derer, welche das Glück oder Unglück gehabt hatten, ihn zu sehen, nicht ganz in der Beschreibung seiner Gestalt überein, so daß daraus der Schluß gezogen wurde: der Geist müsse in verschiedener Weise erscheinen können. Einige behaupteten: das Männchen habe die Größe eines Kindes, sei mit einem braunen Mantel bekleidet still an ihnen vorübergegangen und

habe sie nur mit großen blitzenden Augen angesehen; Andere versicherten: es habe dasselbe mit einem rothen Rocke angethan auf einer der Steinbänke gesessen und ihnen Gesichter geschnitten; wieder Andere endlich wollten es gar auf einer der hohen Tannen sitzen gesehen haben und behaupteten, von ihm von oben herab mit Tannenzapfen geworfen worden zu sein. Uebrigens mußte es ein stummer Geist sein, denn angeredet hatte er bis jetzt noch Niemanden.

Furcht und Schrecken verbreiteten sich bald unter dem weiblichen Publicum und es wollte zuletzt keins der Mädchen und keine Magd mehr das benöthigte Wasser holen, so daß endlich die Männer und Bursche zu diesem Geschäfte sich entschließen mußten, denen aber sonderbarer Weise das Männchen nie zu Gesichte kam, welches demnach eine besondre Vorliebe für das schöne Geschlecht zu beweisen schien. Als die Sache immer ruchbarer wurde und Aufsehen machte, beschloß die Jägerschaft einen Streifzug gegen den geisterischen Störenfried zu unternehmen, der jedenfalls ein wildes Thier sein müsse. Es wurde demnach die ganze männliche Einwohnerschaft des Ortes zu einer großen Treibjagd aufgeboten, an der jedoch mancher Furchtsame Theil zu nehmen Bedenken trug, indem er die Sache für ein Frevelstück ansah, die Rache des Geistes fürchtete und den richtigen Schluß machte, daß die wilden Thiere wohl auf vier, aber nicht auf zwei Füßen gingen. Und allerdings war das ganze Unternehmen auch ohne Erfolg; der Geist mochte Kunde von der Gefahr erhalten haben, die ihm drohte und so bekam auch nicht Einer von der ganzen großen Jagdgesellschaft denselben auch nur zu sehen.

Glücklicher hierin war ein Mann aus einem der jenseit des Flusses liegenden Dörfer. Derselbe war vor=

geladen worden, in irgend einer Rechtssache an der im Schlosse befindlichen Gerichtsstelle zu erscheinen und der Weg hinauf zum Schlosse führte ihn über einen schmalen Steg, der die beiden Ufer des Flusses verband. Kaum hatte er aber den Steg betreten, als von der entgegengesetzten Seite desselben her ihm das graue Männchen entgegenkam. Schon beim Anblick des berüchtigten Geistes begann ihm sein Herz hörbarer zu pochen, indessen ging er noch gefaßten Muthes dem Männchen entgegen, doch als sie sich auf der Mitte des Steges einander gegenüberstanden und der Geist seine langen Arme nach ihm ausstreckte und Miene machte, ihn umarmen zu wollen, da war sein Muth zu Ende. Von panischem Schrecken ergriffen, drehte er um und ergriff die Flucht, bis seine eilenden Schritte erst bei den nächsten Häusern einigermaßen langsamer wurden und er neuen Athem schöpfte. Darum ging er lieber am nächsten Tage zu einem Advocaten in einer Stadt, wobei er den gefährlichen Steg nicht zu berühren brauchte und ließ sich durch diesen wegen seines Ausbleibens vom Termine mit der Erscheinung des Geistes entschuldigen und zugleich seinem Gegner einen Vergleich anbieten, denn seine Sache mochte wohl gerade nicht die gerechteste gewesen sein und das Begegniß mit dem Geiste ihm das Gewissen gerührt haben, zumal er auch das erste männliche Wesen war, welchem das graue Männchen sich gezeigt hatte.

Die Sache mit dem Geiste wurde dadurch immer bedenklicher, so daß das Gericht sich endlich bewogen fühlte, eine Untersuchung deshalb einzuleiten; aber obgleich viele Zeugen darüber abgehört wurden: es stellte sich kein gewisses Ergebniß heraus. So wurde von Amtswegen eine Belohnung von zehn Thalern für denjenigen ausgesetzt, welcher das gespenstische Wesen todt

oder lebendig zur Stelle brächte oder auch nur sichre Spur anzugeben wisse, daß man desselben habhaft werden könnte.

Von einem ganz andern Gesichtspunkte aus sah aber der alte, nun längst verstorbene Seelenhirte des Ortes die Sache an. Unter den vielen Sünden, welche auch in seiner Gemeinde herrschend waren, war es besonders eine, gegen die er am meisten zu kämpfen hatte, zumal sie auch dort, wie fast von allen ärmern Landbewohnern, eben für keine Sünde gehalten wurde. Auch seinen Gemeindegliedern war der Inhalt des siebenten Gebotes wohl bekannt, nur schlossen sie von dem darin verbotenen Aneignen fremden Eigenthums die Staatswaldungen aus, und da dieselben fast bis an ihre Häuser herangingen, sie ja auch als Staatsbürger ein Anrecht daran zu haben glaubten, so sahen sie keinen Grund ein, sich nicht auch als Nutznießer derselben mit ansehen zu sollen. Jedoch begnügten sie sich nicht immer mit dem ihnen an gewissen Tagen erlaubten Auflesen des vom Winde auf den Boden herabgeworfenen dürren Holzes, sondern manches ziemlich starke Stämmchen fiel in mondhellen Nächten unter der Säge oder dem Beile des „holzholenden" ärmeren Publicums, welches darum auch zur Beschwichtigung seines Gewissens einen gewaltigen Unterschied zwischen „Stehlen" und „Holzholen" machte, und wenn auch, was nicht selten geschah, solche Uebertreter des siebenten Gebotes von den Forstbeamten erwischt wurden oder bei Haussuchungen nach dem Gestohlenen sich mancher reiche Fund ergab, von dem nicht nachgewiesen werden konnte, wie er in den Holzschuppen gekommen sei, so hatte doch dieß nur die Folge, daß die Andern meinten, es hierin pfiffiger machen zu müssen.

Mit großer Betrübniß erfüllte diese Gesetzes- und Rechtsansicht des größten Theiles seiner Gemeinde den

alten treuen Seelenhirten, zumal alle seine Besserungsversuche auf gelindem und strengem Wege, in Bitten und Strafen vergeblich waren und er in dieser Hinsicht tauben Ohren zu predigen schien. Gewiß nicht um Aberglauben zu fördern, sondern vielmehr jede Gelegenheit zu benutzen, die anvertrauten Seelen vom Wege der Sünde abzuhalten, sprach er, um seine Meinung über den in den Schloßanlagen spukenden Geist befragt, vielleicht selbst scherzweise sich dahin aus: es sei das graue Männchen jedenfalls ein Waldteufel, ein böser Geist, der zum Schutze der Waldungen und zur Strafe der darinnen Frevelnden sein Wesen treibe und gewiß noch ein großartiges Exempel deshalb statuiren werde.

Trotzdem waren doch die als Belohnung der Aufgreifung des Waldteufels, wie man nun bald allgemein den Geist nannte, ausgesetzten zehn Thaler eine zu gewaltige Lockspeise für die meist armen Bewohner jenes Ortes, als daß sie nicht Manchen zur Unternehmung des Wagstückes hätte bewegen sollen und es ging deshalb auch der und jener junge Bursche auf die Geisterjagd und mancher arme Familienvater dem Waldteufel zu Gefallen in die Schloßanlagen; indessen es wollte doch Keinem gelingen, des Geistes nur ansichtig, geschweige denn habhaft zu werden, denn auch von dem auf seinen Kopf gesetzten Preiß mußte derselbe gehört haben: er war seit jener Zeit vorsichtiger und ließ sich nur höchst selten sehen. Was aber auch hier der Verstand der Verständigen nicht sah, das sah zuletzt in Einfalt ein kindlich Gemüth, und was den muthigen Männern nicht gelang, erreichte endlich eine liebebekümmerte Jungfrau.

Einer der ärmsten und doch dabei redlichsten Bewohner jenes Ortes war der Leinweber Wilhelm Förster. Gott hatte ihn wenig mit zeitlichen Gütern, desto rei-

cher aber mit Kindern gesegnet und in den ersten zwanzig Jahren seines Ehestandes war er ziemlich jedes Jahr vor seinem Pfarrer erschienen, um einen neuen Weltbürger in's Taufregister eintragen zu lassen. Zwar waren mehrere seiner Kinder schon frühzeitig vom guten Hirten als Lämmer zur himmlischen Heerde versammelt worden, aber eilfe waren noch am Leben und erfreuten sich trotz der magern Kost, die er ihnen gewähren konnte, der blühendsten Gesundheit und bewiesen die Wahrheit des Wortes durch die That: „Salz und Brod machen die Wangen roth!“ Meister Förster murrte aber keineswegs ob dieses reichen Kindersegens, was leider so vielfach der Fall ist, da so mancher arme Familienvater die Kinder nicht als eine Lust, sondern als eine Last ansieht, sondern er freute sich dankbar gegen Gott seiner Kinder und hätte mögen auch nicht eins derselben außer in Gottes Hand in fremde Hände geben, so sauer sie ihm auch wurden.

Er hatte aber auch Ursache, sich derselben zu freuen, denn mit ihrem körperlichen Gedeihen hielt ihr geistiges gleichen Schritt: es waren alles gutartige, befähigte und gutgezogene Kinder. Daran hatten nächst Gottes Gnade auch Vater und Mutter ihr gutes Theil, denn Förster war sammt seiner Ehefrau frommen und christlichen Gemüthes, beides Leute noch von altem Schrot und Korn. Er schonte bei vielen gottesfürchtigen Lehren und Ermahnungen auch der Ruthe nicht, wickelte aber dabei auch nach Luthers alter Erziehungsregel jeden Ruthenstreich in ein Vaterunser. Sein Christenthum bethätigte er durch einen rechtschaffnen Wandel und betheiligte sich darum auch nie an der dort schwunghaften Sünde des Holzstehlens und ich hätte es keinem seiner fünf kräftigen Buben rathen wollen, unter den Holzbündeln, die sie an den erlaubten Lesetagen sammelten und heimbrach-

ten, einen grünen Stecken oder eine frisch abgeschnittene Stange finden zu lassen, sondern er sprach da jederzeit, wie einst der fromme Tobias zu seiner Ehehälfte: „Sehet zu, daß nichts gestohlen sei! denn uns gebühret nicht uns zu nähren vom gestohlnen Gute oder dasselbige anzurühren!“ Darum hatten auch er und die Seinigen in Bezug auf den Waldteufel ein gutes Gewissen und fürchteten sich nicht vor demselben.

Seit mehreren Jahren drückte jedoch den armen Weber auch noch ein schweres Hauskreuz, indem seine Hausfrau an einer wie es schien unheilbaren Krankheit siechte, so daß das arme Weib ihres Hausstandes Geschäfte nicht mehr verrichten konnte; deshalb vertrat ihre Stelle in kräftiger und rüstiger Weise ihre zweite Tochter, Henriette, eine zwei und zwanzigjährige Jungfrau, wohlgebildet an Körper und Herzen. Darum war ihr schon seit langer Zeit ein eben so braver, aber armer, junger Mann, der Webermeister Anton, in inniger Liebe zugethan und sie ihm nicht minder. Die alten Försters wußten um dieses Liebesverhältniß, waren auch geneigt, den wackern Handwerksgenossen als Schwiegersohn in ihren Familienkreis aufzunehmen, nur machten ihnen die geringen Mittel der beiden jungen Leute Bedenklichkeiten und manche Sorge. Anton jedoch war guten Muthes, tröstete seine Braut und deren Aeltern und war Tag und Nacht thätig, um sich ein kleines Ersparniß zurückzulegen, damit er ohne drückende Sorgen sich einen Hausstand gründen könne. Seinem gesteckten Ziele war er auch ziemlich nahe, denn er hatte sich durch eisernen Fleiß und große Sparsamkeit bereits vierzig Thaler gesammelt und wenn er die Fünfzig voll habe, wollte er sein geliebtes Jettchen zum Traualtar führen, womit der alte Förster vollkommen einverstanden war, aber der harrenden Braut wollte beinahe die Zeit eines

Jahres zum Warten noch zu lange dünken und so viel Zeit bedurfte noch Anton, um das Fehlende sich zu ersparen. Die ausgesetzte Belohnung auf den Waldgeist war grade die Summe, welche dem Bräutigam noch fehlte; wie glücklich wäre Henriette gewesen, dieselbe sich verdienen und damit die ganze Wartezeit auf einmal abkürzen zu können! Dieser Gedanke beschäftigte deshalb das Mädchen auch fortwährend und sie machte in Bezug darauf mancherlei heimliche Pläne, doch behielt sie solches Alles weislich selbst vor ihren Aeltern und ihrem Bräutigam in ihrem Herzen verschlossen, denn sie fürchtete deshalb belächelt, wo nicht gar gescholten zu werden. Indessen die Liebe macht erfinderisch und Beharrlichkeit führt zuletzt zum Ziele und so gelang auch endlich ihr, dem schwachen Mädchen, das unmöglich Geglaubte.

Vier Wochen, nachdem der Preiß auf den Geist ausgesetzt worden war, erschien eines Morgens früh bei guter Zeit Henriette Förster mit verbundenem Gesichte im Schlosse und eilte mit schnellen Schritten der Wohnung des Justizbeamten zu. Sie verlangte denselben zu sprechen und ward auch, da sie dem alten Herrn wohl bekannt und bei ihm beliebt war, sogleich vorgelassen. Was bringst du mir so frühe schon, redete er das Mädchen freundlich an, ist dir etwas Schlimmes begegnet, denn du bist ja, wie ich sehe, im Gesichte und an den Händen ganz zerkratzt und blutig? „O nein, Herr Amtmann," erwiederte Henriette mit fröhlicher Stimme, „mir ist vielmehr etwas Gutes begegnet: ich habe den Waldteufel gefangen und kann nun meinen Anton heirathen!" Der Mann war wie aus den Wolken gefallen. Was sagst du, Mädchen? Wo hast du den Geist? Ist es ein Mensch oder ein Thier? fragte er sie hastig. „Herr Amtmann," entgegnete das Mäd-

chen, „was es ist, das kann ich Ihnen nicht sagen, ein Geist aber kann es nicht sein, denn das Ding hat Fleisch und Bein und tüchtige Krallen und Zähne und hat mich derb zerkratzt und gebissen, wie Sie sehen; der Waldteufel aber steckt bei uns zu Hause im Schweine-stalle und tobt erschrecklich drinnen herum. Darum bitte ich Sie, lassen Sie ihn sobald als möglich holen und nicht wahr, ich bekomme nun die versprochenen zehn Thaler ausgezahlt?“ Gewiß, mein Kind, beruhigte sie der über diese Botschaft ganz erfreute Justizbeamte, aber erzähle mir nur vor Allem, wie dir das Wagstück gelungen ist!

Hierauf erzählte Henriette ohngefähr also: „Herr Amtmann, Sie wissen doch, daß der Meister Anton mein Bräutigam ist und wir hätten uns gern schon längst geheirathet, aber es fehlen uns grade noch zehn Thaler zum Anfang der neuen Wirthschaft; darum hätte ich die von Ihnen auf den Geist gesetzte Belohnung gar zu gerne verdient, zumal ich schon längst die Bekanntschaft des Waldteufels gemacht hatte und er mir sogar gewogen schien, denn ich habe mich noch nie an einem Stückchen Holz im Walde vergriffen und brauchte ihn also auch nicht zu fürchten. Vor ohngefähr acht Wochen nämlich ging ich eines Morgens früh mit meinen beiden Wasserkannen durch die Schloßanlagen nach dem Brunnen und aß unterwegs ein Stückchen Brod, das ich mir mitgenommen hatte, denn ich war noch nüchtern von zu Hause fortgegangen, da sah ich auf einer Steinbank ein braunes Männchen sitzen, nicht größer als ein sechsjähriges Kind, aber ohne Hut oder Mütze auf dem Kopfe. Ich erschrack erst nicht wenig, denn ich merkte gleich, daß es der Waldgeist war; da er aber ruhig sitzen blieb und mich mit großen hellen Augen freundlich ansah, so faßte ich mir ein Herz und ging hinan.

Als ich bei der Steinbank vorüberging, bot ich ihm einen guten Morgen, er dankte mir aber nicht. Wie groß jedoch war mein Schrecken, als ich mich nach einer Weile nach ihm umsah und da gewahrte, daß er fast unmittelbar hinter mir herging.

Ich wußte in meiner Angst keinen Rath; ich wäre gern davon gelaufen, aber der Schrecken war mir in die Füße geschlagen; da brach ich, ohne recht eigentlich zu wissen, wie ich auf den Gedanken kam, ein Stück von meinem Brode ab, das ich noch zitternd in den Händen hielt und warf es ihm zu. Er hob es sogleich auf und verzehrte es mit großem Appetite. Da ich daraus wahrnahm, daß der Geist hungrig war und mir nichts that, so gab ich ihm nach und nach mein ganzes Brod und er folgte mir bald bis an den Brunnen nach; weil aber dort schon Leute waren und laut mit einander redeten, so bog er kurz vorher in den Wald hinein. Ich sagte aber Niemandem etwas davon und war später darüber froh, weil ich sonst auch mit in's Verhör gemußt hätte, das Sie nachher mit Allen anstellten, die den Geist gesehen hatten. Sie nehmen's doch nicht übel, Herr Amtmann?"

Nein, nein, rief dieser ungeduldig, erzähle nur weiter!

„Ich ging seit der Zeit" fuhr Jettchen fort, „nie wieder zum Brunnen, ohne ein Stück Brod mitzunehmen, aber ich habe ihn nach der Treibjagd, die man auf den Geist anstellte, lange Zeit nicht wieder angetroffen, bis er mir vor ohngefähr vier Wochen wieder erschien und zu derselben Morgenstunde wie das erstemal und auf derselben Bank sitzend. Ich war dießmal schon muthiger und auch er schien mich wieder zu erkennen, denn kaum war ich bei der Steinbank angelangt, hupp! sprang er herunter und ging nicht mehr hinter

mir, sondern neben mir her. Geschwind holte ich ein Stück Brod aus der Tasche und gab es ihm, das nahm er und ging sogleich in den Wald hinein. Wir wurden zuletzt ganz gute Freunde, denn ich traf ihn nun regelmäßig auf der Steinbank auf mich wartend, ja zuletzt bekam ich solches Herz, daß ich ihm, als er wieder einmal so neben mir herging und ein Stückchen Brod nach dem andern mir aus den Händen nahm, mein Anliegen vortrug. Ich erzählte ihm, daß Sie zehn Thaler darauf gesetzt hätten, wer ihn todt oder lebendig zu Ihnen brächte; dazu nickte er mit dem Kopfe, als wisse er das schon; dann sagte ich ihm, daß ich ein armes Mädchen wäre, daß mich mein Anton so lieb hätte, daß uns aber grade noch zehn Thaler fehlten, um uns zu heirathen und er möchte mir doch den Gefallen thun und mich zu Ihnen begleiten, er könne ja dann wieder hingehen, wohin er wolle, uns aber wäre damit auf einmal geholfen. Er gab mir aber darauf keine Antwort, sondern es war mir nur, als ob er mit dem Kopfe schüttelte. Da nahm ich mir's vor, wenn er nicht gutwillig wollte, ihn dazu zu zwingen, es koste, was es wolle und sollte ich ihn her zu Ihnen tragen. Ich machte mir nun einen Plan und habe ihn heute früh, noch ehe die Sonne aufging, auch ausgeführt, aber der böse Geist hat mir auch, wie Sie sehen, nicht schlecht mitgespielt.

Ich habe diese ganze Nacht wenig geschlafen, lieber Herr Amtmann, denn es war mir doch bange, wie die Sache ablaufen könnte, und habe immer zum lieben Gott gebetet, daß er mir beistehen möchte. Als der Morgen graute, stand ich auf, nahm ein großes Stück Brod in meine Schürze und füllte meine beiden Kannen mit Wasser, so daß ich statt vom Brunnen Wasser zu holen, welches hintrug. Der Geist wartete auch rich-

tig bei der Steinbank auf mich, ja kam mir dießmal, so wie er mich gewahrte, schon ein Stück entgegen. Als er vor mir stand und mich bittend ansah, setzte ich meine Wasserkannen nieder und während ich mein Stück Brod aus der Schürze holte, sah ich ihn mir zum erstenmale recht genau an, wobei mir's ganz gewiß wurde, daß das zwar kein Geist, aber doch ein ganz wunderliches Ding war; doch hielt ich mich nicht lange dabei auf, sondern gab ihm gleich das ganze große Stück Brod, das ich dazu mitgenommen hatte, auf einmal, und er fing es auf der Stelle an zu verzehren. Da griff ich schnell nach einer von meinen Wasserkannen und goß ihm, ehe er es sich versah, die ganze Fluth Wasser mit einemmale über den Kopf; er stieß einen hellen Schrei aus und fiel hin, ich aber goß ihm mit Blitzesschnelle sogleich auch die andre Wasserkanne über den Leib, daß er über und über naß war wie eine gebadete Maus.

Ich war nun nicht faul, warf meine leeren Kannen hin, hob das Männchen auf, umklammerte es fest mit meinen Armen und trug es, so schnell ich mit meiner Last nur konnte, nach Hause zu. Das Ding, das sich ganz rauch und haarig anfühlte, war erst ganz starr und steif, wurde aber nach und nach lebendig und ganz bärbeißig, wehrte sich grimmig und kratzte und biß, so gut es nur konnte, ich aber hätte es um keinen Preiß wieder fahren lassen und wenn es mich gefressen hätte. Ich lief nur um so schneller und kam endlich auch glücklich zu Hause an; dort hatte ich unsern Schweinestall, der jetzt leer ist, schon dazu zurechte gemacht, schüttelte das Ding mit Mühe von mir ab, steckte es geschwind zur Thüre hinein, und schob eben so schnell den Riegel vor. Da steckt es nun drinnen und tobt ganz fürchterlich, meine Leute aber, die ganz verwundert waren, als ich ihnen die Geschichte erzählte und mit mir Gott dank-

ten, daß er mir das Wagstück hatte gelingen lassen, stehen jetzt Wache davor. Ich war ganz naß und blutete an den Händen und im Gesichte, doch denke ich, soll es mir nichts schaden, sondern wird schon wieder heilen, ehe ich an den Altar trete, denn nicht wahr, Herr Amtmann, Sie halten Ihr Wort?"

Ja wohl, ja wohl, mein tapfres Kind, versicherte ihr der Beamte, jetzt wollen wir nur erst vor allen Dingen den Geist besehen und in festen Verwahrsam bringen. Geh nur unterdessen nach Hause und laß den Geist nicht wieder entwischen, ich werde bald mit meinen Leuten nachkommen.

Als Jettchen seelenfroh nach Hause kam, fand sie den Hof ihres Vaters mit einer Menge Neugieriger angefüllt, denn die Kunde vom eingefangenen Geiste, der in des Webermeisters Förster Schweinestalle stecke, hatte sich mit Blitzesschnelle durch den Ort verbreitet. Im Stalle selbst aber war es ruhig und still geworden, entweder hatte der Geist sich in sein Schicksal ergeben oder er hatte sich unsichtbar und aus dem Staube gemacht. Es währte nicht lange, so erschien der Justizbeamte mit dem Gerichtsdiener und einigen Gehilfen bei Försters und mit möglichster Behutsamkeit wurde die Thür des Geistergefängnisses gelüftet. Da saß das unglückliche graue Männchen in eine Ecke gedrückt und blickte mit seinen großen feurigen Augen die nur schüchtern Hineinschauenden an; als man jedoch mit gehöriger Vorsicht die Thüre weiter öffnete, um mehr Licht in das Gemach dringen zu lassen, da öffnete es seinen Mund und wieß zwei Reihen schneeweiße scharfe Zähne, mit denen es Miene machte, sich gegen seine Widersacher zu vertheidigen. Doch es half ihm Alles nichts: es wurde trotz tapfrer Gegenwehr aus seinem Winkel hervorgezogen, überwältigt und an Händen und Füßen gebunden aus

dem Stalle heraus getragen. Als man nun den Geist bei hellem Sonnenlichte in Augenschein nahm, offenbarte er sich zum Erstaunen Aller als — ein ziemlich großer Affe.

Der Andrang der Menschen, welche den gefangenen Waldteufel sehen wollten, war gewaltig und als ihn der Gerichtsdiener auf seinen Armen in das Schloß in sichern Arrest trug, folgte ihm die Menge im Triumphe nach, die Jugend mit lautestem Jubel voran. Dem herrschaftlichen Jäger, welcher stolz war, daß seine Vermuthung, der Geist müsse ein wildes Thier sein, gerechtfertigt war, obgleich er an nichts weniger als einen Affen gedacht hatte, wurde der Gefangene übergeben, von ihm in einen großen Käfich gesteckt und mit zarter Sorgfalt behandelt. Die heldenmüthige Henriette Förster war lange Zeit die Heldin des Tages. Sie erhielt nicht nur die ausgesetzte Belohnung, sondern ihr Gönner, der Justizbeamte, fügte noch aus seinen eignen Mitteln ein werthvolles Hochzeitgeschenk hinzu und nach einem Monate schon führte der auf seine tapfere Braut stolze Anton das von seinen Wunden vollkommen geheilte Jettchen zum Traualtar. Noch heute lebt sie als glückliche Ehefrau und Mutter zufrieden und gesegnet an jenem Orte.

Was nun das weitere Schicksal des armen Waldteufels betrifft, so konnte man sich lange nicht die Erscheinung eines Affen und noch dazu eines Thieres von dieser Größe in der dortigen Gegend erklären; erst mehrere Jahre nachher erfuhr man, daß einer Menageriebesitzerin, welche in einer größern Stadt des Landes ihre fremdländischen Thiere hatte sehen lassen, in jener Zeit ein großer Affe entflohen war, welcher auch ohngeachtet aller Nachforschungen nicht wieder hatte ausfindig gemacht werden können. Der Vorstand des Gerichtes überließ den armen Sünder dem Forstbeamten und der Raum vor dem Gefängnisse des Thieres wurde die erste

Zeit über von Neugierigen nicht leer, welche den Geist, der sie so lange beunruhigt hatte, besichtigen wollten.

Als später die Sache mehr in Vergessenheit kam, besuchte auch Jettchen Förster den Gefangenen und das Benehmen des Thieres gegen dieselbe war eigenthümlicher Art. Der Affe schien sie sofort zu erkennen, kehrte ihr aber sogleich den Rücken zu, als schäme er sich vor ihr und wolle ihr ihre Verrätherei gegen ihn vorwerfen. Sie hatte aus Dankbarkeit gegen den Gründer ihres Glückes demselben ein Stück Brod mitgebracht, er verschmähte es jedoch und erst als sie sich wieder entfernt hatte, nahm er das ihm von seiner Freundin in den Käfich geworfene Geschenk und verzehrte es. Ohngeachtet dieses unfreundlichen Empfanges ließ sich Henriette doch nicht abhalten, ihren armen Gefangenen noch zuweilen zu besuchen, der jedenfalls hiervon gerührt, ihr nach und nach Verzeihung angedeihen ließ und zuletzt ihr wieder seine volle Gunst schenkte, was er durch allerlei Freudenbezeugungen an den Tag legte, so oft er sie erblickte. Nach halbjähriger Gefangenschaft jedoch starb er; der Forstbeamte zog ihm das Fell ab und ließ es ausstopfen, so daß der liebe Leser den einst so gefürchteten Waldteufel heute noch sehen kann, wenn er an den Ort dieser Geschichte kommt und an den rechten Mann sich wendet.

VIII.

Der Wittwer,

oder:

Ohne Anfechtung durftest du nicht bleiben!

Ein freundlicher Beurtheiler des ersten Bändchens dieser Dorfgeschichten*) spricht den Wunsch aus, durch meinen Griffel auch einmal ein recht helles Bild reinen ländlichen Glücks dargestellt zu sehen; da jedoch diese Geschichten nichts Erdichtetes, sondern nur wirklich Geschehenes und Erlebtes erzählen, so könnte ich, weil auch auf dem Lande wie auf dem ganzen Erdenrunde kein reines, ungetrübtes Menschenglück besteht, höchstens eine Geschichte mittheilen, wo nach Schmerzensstunden und auf Trübsalswegen jenes Ziel, so weit es menschlich zu erreichen ist, erlangt wurde und es soll darum diese Mittheilung den Schluß dieses Bändchens bilden nach dem alten Sprüchworte: Ende gut! Alles gut!

In der großen, romantisch gelegenen Mühle am untersten Ende meines Dorfes, wo der Fluß zwischen Felsenufern über das Wehr, welches ihn in seinem raschen Laufe hemmt, brausend und schäumend herunterfluthet, findet fortwährend ein reges Leben und viel Verkehr statt, indem nicht nur acht Mahlgänge täglich manches Körnchen Getraide in Mehl verwandeln, sondern auch die großen Sägen Tag und Nacht unermüdet die fichtenen und eichenen Klötzer durchschneiden, überdieß auch eine nicht unbedeutende Brodbäckerei und ein lebhafter Holzhandel dort betrieben wird. Desto auf-

---

*) Theolog. Lit. Blatt zur Allgem. Kirchenzeitung. 1850. No. 5. p. 47.

fallender war die Stille, welche an einem schönen Frühlingsvormittage des Jahres 1842 in und um der Mühle herum herrschte: alle Räder standen stille, die Sägen feierten, die Bäckerei war geschlossen, in der großen Radstube waltete statt des ohrenbetäubenden Klapperns und Klingelns ein unheimliches Schweigen, kein geschäftigter Mühlknappe, kein mehlbestäubter Lehrbursche war dort thätig, der weite Hof war wie an einem Festtage aufgeräumt und leer von ab- und zufahrenden Wagen, von ab- und zugehenden Leuten und die zahlreichen Dienstboten und Geschäftsgehilfen gingen sonntäglich gekleidet, stumm und ernst an einander vorüber.

Doch wärst du, lieber Leser, nur in die kleine Stube eingetreten, welche unten zu ebener Erde von der Hausflur aus links liegt, da würde sich dir das Räthsel dieser ungewöhnlichen Erscheinung bald gelöst haben, denn in der Mitte besagter Stube würdest du — einen offenen Sarg erblickt haben, in welchem eine junge Frau mitten unter Frühlingsblumen zum letzten Schlummer gebettet lag. Der Todesengel war vor drei Tagen in das Haus des Lebens und der geräuschvollen Thätigkeit eingetreten; wo aber dieser eintritt, da tritt auch der Schmerz und das Weh mit ein und während sich zwei Augen für immer schließen, also daß sie nicht mehr der Erde Schmerz und Trübsal schauen und keine Thräne ihnen mehr entquillt, verwandeln sich die Augen der Zurückbleibenden in Thränenquellen. Das Herz, welches der himmlische Bote des Friedens hier berührt und zum Stillestand gebracht hatte, war ein Mutterherz: des Hauses Herrin, die treue Gattin des Besitzers aller dieser Güter hatte er heimgeführt in die herrlichen Gefilde, wo ein ewiger Frühling blüht. Auch Franz Eichmann, von Gott mit reichem irdischem Besitze gesegnet und von ihm bis dahin fast nur auf ebenem Lebenspfade

geführt, durfte nicht unberührt vom Schmerze der Erde bleiben und Gott suchte ihn, den im Schmerze noch Unerfahrnen jetzt durch das größte Weh heim, das einen Mann und Vater wohl treffen kann: er nahm ihm seine treffliche Gattin, mit der er seit acht Jahren in der glücklichsten Ehe und Herzensgemeinschaft gelebt hatte und versetzte sie in das himmlische Vaterland, dem wir noch entgegenpilgern.

In den ersten Nachmittagsstunden des heutigen Tages sollte die irdische Hülle der theuern Vollendeten als Saat, von Gott gesät, auf dem Acker der Todten dem mütterlichen Schooße der Erde übergeben werden und doch schien es dem armen Eichmann kaum möglich, sich von der geliebten Leiche trennen zu können, der Schmerz hatte ihn übermannt, der Schlag schien für seine Kraft zu hart. Eben jetzt war er wieder in die Stube getreten, in welcher der Sarg der Gattin stand, er hatte die Thüre hinter sich fest verschlossen und trat schluchzend zu der erblaßten Hülle, das Auge unverwandt auf das bleiche Antlitz der todten Gattin gerichtet, als wolle er die lieben Züge noch recht fest seinem Gedächtnisse einprägen, obwohl ihr Bild mit unverlöschlichen Farben in seinem Herzen stand. Endlich setzte er sich erschöpft auf einen Stuhl in der Nähe der geliebten Leiche und hing seinem Schmerze nach, indem vor seinen geistigen Blicken sein ganzer Lebensweg bis zu dieser Stunde des bittersten Wehes vorüberging.

Gewiß fühlt dein theilnehmendes Herz, lieber Leser, der du vielleicht auch schon an Särgen theurer Vollendeter gestanden hast, mit dem Schmerze des armen, tiefgebeugten Eichmann, inniges Mitleid und darum soll auch vor deinen Blicken sich seine Vergangenheit enthüllen, damit du seinen traurigen Seelenzustand und seine Lage ganz ermessen kannst.

Schon Eichmanns Vater, ein biederer, allgemein geachteter Mann, hatte das ansehnliche Mühlengrundstück besessen und durch Thätigkeit und Betriebsamkeit sein Geschäft bedeutend erweitert und in lebhaften Gang gebracht. So sichtbar nun Gottes Segen dessen Unternehmungen alle begünstigt hatte, so daß er zu den wohlhabendsten Leuten der Umgegend gezählt wurde, so schien ihm Gott doch Einen Segen und gerade die reichste und reinste Quelle irdischer Freuden vorenthalten zu wollen: seine sonst glückliche Ehe war kinderlos und der Gedanke, daß er eigentlich ohne Zweck und Ziel arbeite, machte ihn oft sehr traurig und ließ ihm sein sonstiges Glück weniger lebhaft empfinden. Demohngeachtet war er Mann und Christ genug, um diesen geheimen Kummer wegen der Versagung seines Herzenswunsches seiner von ihm hochgeachteten, trefflichen Ehefrau nicht merken zu lassen und diese, welche seinen Wunsch gleichfalls theilte und deshalb schon manche stille Thräne geweint hatte, noch mehr zu betrüben oder gar deswegen mit seinem Gott unzufrieden zu sein und ihn mit ungestümen Bitten zu bestürmen, denn obgleich ein schlichter Landmann, war er doch von ächt christlicher Gesinnung erfüllt, und er stellte darum auch diesen seinen Lieblingswunsch ganz in die Hände seines treuen Gottes. Darum ward derselbe, als die rechte Stunde gekommen war, auch von Gott erfüllt und ganz gegen menschliches Erwarten und Berechnen schenkte er ihm noch im höhern Mannesalter ein Kind und noch dazu einen Sohn: und dieß war eben unser Franz.

Die Freude des Eichmann'schen Ehepaares war groß, aber leider sollte der glückliche Vater dieselbe nicht lange genießen. Schon nach zwei Jahren genossener Vaterfreude schlug für ihn die Scheidestunde von Weib und Kind, indem durch eine heftige Erkältung und An-

strengung bei einem für die Mühle gefährlichen Eisgange der Grund zu einer Krankheit in ihm gelegt wurde, welche nach Verlauf einiger Monate seinen Tod herbeiführte. Wohl ward ihm die Trennung von den geliebten Seinigen schwer und wohl hätte er gern länger an seines Kindes körperlicher und geistiger Entwicklung sich erfreut, indessen auch hier fügte er sich willig und demüthig in Gottes Rathschluß und nachdem er noch sein Haus bestellt und seine letzten Verfügungen wegen der Zukunft seines Weibes und Knaben getroffen hatte, entschlief er ruhig und sanft im Herrn.

Der kleine Franz ward beim Begräbnisse seines Vaters vom ältesten Mühlknappen auf dem Arme unmittelbar hinter dem Sarge hergetragen, das zweijährige Kind aber kannte und fühlte die Größe seines Verlustes nicht; staunend sah es nur die Menge der Leute an, die den Leichenzug begleiteten. Im äußern Lebensgange der Hinterlassenen führte nun zwar der Tod des Vater Eichmann keine Verändrung herbei, denn nach dem letzten Willen desselben sollte bis zur Mündigkeit des Sohnes seiner Wittwe die unumschränkte Verwaltung seines hinterlassenen Besitzthumes und Geschäftes überlassen bleiben, zum Vormunde hatte er einen redlichen, bewährten Freund und zum Beistand und Rathgeber seiner Wittwe in der Führung des Mühlengeschäftes seinen ersten Knappen, einen schon ältern, bereits viele Jahre im Hause befindlichen und allezeit als treu erfundenen Mann bestimmt, bis nach erreichter Mündigkeit Franz die liegenden Gründe und das Geschäft selbstständig in Besitz nehmen könne, wo dieser sich dann mit seiner Mutter auseinandersetzen möge, obgleich er hoffe, daß Mutter und Sohn Zeitlebens in Liebe verbunden bleiben und zusammen leben würden. Auch für den Fall einer etwaigen Wiederverheirathung seiner Wittwe oder des

etwa vor seiner Mündigkeit möglichen Todes des Sohnes waren Bestimmungen getroffen, welche von der Liebe und dem Vertrauen des Testirenden gegen seine Hinterlassenen Zeugniß gaben, jedoch in so fern als überflüssig sich erwiesen, da die Wittwe Eichmann alle Anträge zu einer zweiten Ehe, welche von verschiedenen Seiten der wohlhabenden Frau gemacht wurden, abwieß, sondern sich ganz und ungetheilt der Erziehung ihres Sohnes und der treusten und thätigsten Führung des Geschäftes zu Gunsten desselben widmete.

So wuchs nun Franz unter liebevoller Mutterpflege heran, indessen er hatte diese auch um so nöthiger, da er nichts weniger als kräftig von Körper war und manche Kinderkrankheiten zu überstehen hatte, welche das Leben der zarten Pflanze bedrohten. Er vergalt diese aufopfernde Muttersorge aber auch durch die zärtlichste Liebe und innigste Anhänglichkeit, zumal er nicht nur ein weiches Gemüth, sondern auch ein für alles Gute empfängliche Herz besaß, indessen stellten sich auch bei ihm die Nachtheile heraus, welche in der Regel mit einer weiblichen Erziehung für einen Knaben verbunden sind: er wuchs zwar der Mutter, wie es so häufig geschieht, durch die zu große mütterliche Nachsicht nicht über den Kopf, dazu hatte er dieselbe zu lieb, aber es fehlte ihm später im Gegentheile der feste, entschiedene, männliche Charakter und es blieb ihm Zeitlebens eine gewisse Aengstlichkeit, Unentschlossenheit und zu große Weichheit des Gemüthes eigenthümlich, welche von schlauen und eigennützigen Menschen, ja selbst mehrfach von Seiten seiner Verwandten zu seinem Nachtheile gemißbraucht wurde. Aengstlich hütete die Mutter seine Schritte und suchte jeden Stein aus dem Wege zu räumen, welcher ihm des Lebens Unebenheit hätte fühlbar werden lassen; Alles im Hause suchte den künftigen Herrn desselben

Freude zu machen und jeden Schmerz von ihm abzuwenden, zumal der Knabe sich auch wirklich solche Liebe zu erwerben wußte und sich derselben würdig zeigte; alle seine kleinen Wünsche wurden ihm befriedigt und so war seine frühere wie spätere Jugend in Wahrheit ein Wandeln über Rosen ohne Dornen, und doch ist es grade dem Manne gut, daß er das Joch in seiner Jugend trage.

Nach seiner Confirmation verließ er zwar das älterliche Haus und lernte bei einem Bruder seiner Mutter das Müllerhandwerk, um einst das väterliche Erbe und Geschäft übernehmen zu können, indessen war die Entfernung von der Heimath nur eine so unbedeutende, daß er durch seine öftern Besuche bei der Mutter dieser und dem Vaterhause nie entfremdet wurde und sein Oheim behandelte ihn mit solcher Rücksicht und suchte ihm seine Lehrzeit und die damit verbundenen Beschwerden so zu erleichtern, daß auch diese Jahre für ihn leicht und glücklich verflossen und er vor so mancher Versuchung, welche dem heranwachsenden Jüngling bedrohen, durch Gottes Gnade, durch seinen frommen Sinn und durch der Mutter fortgesetzte Obhut geschützt blieb. Wohl hätte er später gern die Welt sich ein Stückchen besehen, wohl wäre er gern als fröhlicher Mühlbursche dem Laufe der Ströme nach von Mühle zu Mühle gewandert, um das Leben unter fremden Menschen und den Betrieb seines Handwerks in andern entfernteren Gegenden kennen zu lernen, jedoch der Mutter zärtliche Sorge um das einzige Kind wußte ihm diesen Plan auszureden und so mußte er sich damit begnügen, nur in einigen der bedeutendsten Mühlen der Nachbarschaft eine Zeitlang als Knappe zu arbeiten, um nach kaum erlangter Mündigkeit das ihm vom Vater hinterlassene Erbtheil selbstständig zu übernehmen.

Es war für das treue Mutterherz ein Tag großer Freude und herzinnigen Dankes gegen Gott, als mit Beobachtung aller gerichtlichen Formen dem geliebten Sohne sein Eigenthum übergeben worden war. Das Ziel ihrer heißen Wünsche war erreicht, der letzte Wille des sterbenden Vaters erfüllt und sie fühlte sich für alle Mühen und Sorgen hoch belohnt, welche sie um der Erziehung ihres Sohnes und der Verwaltung des weitläuftigen Geschäftes willen so viele Jahre hindurch getragen hatte. Nur Eine Sorge blieb ihr nun noch zur Vollendung des Ganzen übrig: die Wahl einer passenden Gattin für ihren Franz und obwohl sie hierin ihm seine freie Wahl durchaus nicht beschränken wollte, so bat sie ihn doch, sich ohne vorhergegangne Berathung mit ihr nicht fest zu binden, was Franz als sich von selbst verstehend ihr zusagte. Wohl dem Kinde, welches bei diesem wichtigsten und einflußreichsten Schritte für das ganze Lebensglück auf die Stimme der Aeltern hört und ihnen hierin Einfluß gewährt! Geschähe es häufiger, es würde weniger unglückliche Ehen geben. Das zeigte sich auch bei dem jungen Eichmann, denn als er in der Tochter eines wohlhabenden Gutsbesitzers, einem hübschen, sanften und verständigen Mädchen, die Gesuchte gefunden zu haben glaubte und diese Wahl die volle Zustimmung seiner Mutter erhalten hatte, fehlte auch der Segen Gottes dieser Ehe nicht.

So lebte Franz Eichmann mit seiner jungen Frau, welche sich die Zuneigung und Zufriedenheit ihrer Schwiegermutter täglich mehr zu erwerben wußte, in den glücklichsten Verhältnissen und die Geburt eines Sohnes machte sein Glück nur noch vollständiger. Acht Jahre stillen Glücks und friedlichen Zusammenlebens waren so verflossen, da mußte er zum erstenmale den Wechsel aller irdischen Verhältnisse erfahren und sein Herz wurde

grade an der empfindlichsten Stelle vom Schmerze getroffen: seine Gattin begann zu kränkeln und die rüstige junge Frau sah bald nur noch einem Schattenbilde ähnlich. Vergebens waren alle Bemühungen der zugezogenen Aerzte, vergebens alle angewandten Heilmittel, vergebens die heißen Gebete, welche aus dem geängsteten und kummerbeladenen Herzen ihres Ehemannes und ihrer Schwiegermutter zu Gottes Throne für die dahin Sterbende emporstiegen: der Engel des Todes führte sie still und sanft in das Land der himmlischen Heimath.

Je größer dieser Verlust für Eichmann war, je weniger bisher sein Herz den Schmerz des Lebens hatte kennen und tragen lernen, desto härter traf ihn dieser Schlag und beugte ihn bis zu Boden. Trostlos stand er am Sterbebette seiner theuern Karoline und weder die Worte der Zusprache von Seiten seiner selbst tief betrübten Mutter, noch die sanften Tröstungen des Evangelii, welche ich aus theilnehmendem Herzen an den Gebeugten ergehen ließ, schienen Eindruck auf ihn zu machen, am Begräbnißtage aber übermannte ihn der Schmerz im vollsten Maaße. So haben wir ihn zuletzt neben dem Sarge der Vollendeten verlassen und müssen ihn schon mit stiller Theilnahme noch auf dem schweren Gange zum Grabe derselben begleiten.

Hell und freundlich schien die Frühlingssonne herab auf die aus ihrem Winterschlafe erwachte Natur und alle Creatur freute sich in ihrer milden Wärme, aber im Herzen des gebeugten Wittwers war es finster und kalt. Es kamen die Verwandten und Freunde von nah und fern herbei, der Verstorbenen das letzte Geleit zu geben, er hatte auf ihre theilnehmenden Worte nur Thränen zur Antwort; stumm und willenlos ging er umher und überließ die nöthigen Anordnungen und Zu-

rüstungen seinem Schwager, welcher diesem traurigen Geschäfte sich unterzog.

Das Haus und der geräumige Hof füllte sich immermehr mit Gliedern der Gemeinde und um die erste Nachmittagsstunde erschien der Lehrer mit der Schuljugend und die Töne der Trauerlieder mischten sich mit dem Wehklagen der Leidtragenden. Mit den letzten Accorden wurde der Sarg geschlossen und im langen, feierlichen Zuge, das Kreuz des Erlösers an der Spitze, ging es langsam und unter abwechselndem Gesange dem Acker der Todten zu. Unmittelbar hinter dem Sarge ging Eichmann, seinen sechsjährigen Knaben an der Hand, mit schwankenden Schritten und verweintem Gesichte; den Zug der Frauen eröffnete die alte Schwiegermutter der Vollendeten. Vor dem Thore, welches die Aufschrift führt: „Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben!" trat ich dem Zuge entgegen und nahm den Platz unmittelbar vor dem Sarge ein. Am Grabe, welches die irdische Hülle aufnehmen sollte, wurde noch einmal des Sarges Deckel aufgehoben: ruhig und sanft, mit verklärten Zügen, schlummerte unter Frühlingsblumen das sterbliche Theil der jungen Frau, desto ungestümer und lauter aber äußerte sich des trostlosen Wittwers Schmerz, so daß ich es mir wohl denken konnte, wie einst der Herr am Grabe des Lazarus im Geiste ergrimmen konnte, denn auch mein Herz betrübte sich ob solchen Schmerzes, denn

die Liebe darf wohl weinen,
wenn man ihr Fleisch begräbt;
kein Christ soll fühllos scheinen,
weil er auf Erden lebt.
Doch lässet gleich der Glaube
sein Aug' zum Himmel gehn,

was auch der Tod ihm raube,
soll herrlich auferstehn;

und an allen Christengräbern möchte ich mit lauter Stimme das apostolische Mahnungswort rufen: „Ich will euch nicht verhalten, lieben Brüder, von denen, die da schlafen, auf daß ihr nicht trauert wie die, so keine Hoffnung haben!“ und hierauf gründete ich auch mein Trosteswort, das ich zu den Trauernden an diesem Grabe sprach und zuletzt mit dem Segen der Kirche schloß. Demohngeachtet war der letzte Abschied Eichmanns von der heimgegangnen Gattin tiefergreifend und jede auf den Sarg hinabrollende Erdscholle fiel ihm zentnerschwer auf's Herz. Indessen es muß doch geschieden sein und der Erde zurückgegeben werden, was ihr gehört. Schon begann der Hügel auf dem frischen Grabe sich zu wölben, da zerstreute sich die Menge und auch die Trauernden kehrten heim in's verödete Haus.

Allerdings waren die ersten Wochen noch schwere Wochen für den armen Eichmann und ich besuchte ihn oft, um den Gebeugten aufzurichten; er wurde auch nach und nach dem sanften Troste des Evangelii zugänglicher und die Zeit äußerte auch auf ihn ihre heilende Kraft, indessen blieb in seinem ganzen Wesen ein Zug der Schwermuth zurück und seine geistige Kraft war gebrochen. Ueberall im Hause und Geschäfte fehlte ihm die Gattin, Rathgeberin und Gehilfin und die nun auf ihm allein liegenden Sorgen überstiegen beinahe seine Kräfte, denn die alte Mutter war zu betagt, um in der frühern Weise ihm hilfreich zur Seite stehen und die Gattin ersetzen zu können und der Blick auf seinen kleinen Sohn so wie die Oede des Herzens ließen in ihm nach und nach den Wunsch, diese so schmerzliche Lücke durch Anschließen an ein andres geliebtes weibliches Wesen auszufüllen, lebendiger werden und den

Gedanken an eine Wiederverheirathung weniger schrecklich finden.

Wunderst du dich, lieber Leser, über diesen so baldigen Wechsel in dem erst so über alle Maaßen über den Tod seiner Gattin trauernden Wittwerherzen, so höre, was eine feine Kennerin des Menschenherzens in dieser Beziehung sagt: „Weißt du nicht, daß die Männer am schnellsten wieder heirathen, die am glücklichsten waren? Sie halten es nicht mehr aus allein in der Welt und oft ist ein schnell sich folgender Versuch der Art eine wahre Leichenrede des Lobes auf die Verstorbene, — ja ich glaube selbst an die makellose Treue des Herzens unter solchen Umständen, — dagegen der zweite Versuch sicher gescheut wird, wo das Herz sich betrogen fand und nur traurige Erinnerungen die ganze Bedeutung solcher Verhältnisse erschüttern."

Darum eben wurde es auch unserm Eichmann leichter zu einer zweiten Wahl zu schreiten, aber sie war bei weitem schwieriger als die erste, wo er nur seinem Herzen zu folgen brauchte, während jetzt noch andre Verhältnisse zu berücksichtigen waren. Doch auch hier schien ihn das Glück begünstigen zu wollen, denn durch Zufall, wenn man eine uns unbegreifliche Führung des alle unsre Geschicke leitenden treuen Gottes so nennen darf, lernte er ein weibliches Wesen kennen, in welchem er vollen Ersatz für seine theure vollendete Karoline zu finden glaubte und dennoch ging es hierbei nicht ohne einen heißen Kampf in seinem Innern ab, denn das Vorurtheil der Welt und die Furcht vor dem Urtheile seiner Mutter, welches ihm so viel galt, schien allerdings eine Kluft zwischen dem Zuge seines Herzens und der Erfüllung seines Wunsches zu legen, denn der Gegenstand seiner Neigung und stillen Wohlgefallens war ein armes Mädchen in niedrer Stellung, — ein Dienstmäd-

chen in seiner Nachbarschaft, die in ihrer Bescheidenheit es sich nicht träumen ließ, des reichen Müllers Aufmerksamkeit und Wohlgefallen sich erworben zu haben, obgleich sie dessen wohl würdig war, denn wenn man sie auch nicht schön nennen konnte, so leuchtete doch aus ihrem milden, freundlichen Antlitze ein treues, braves Herz heraus und wie ihr Ruf ohne Makel war, so hatte eine achtjährige tadellose Dienstzeit sie ihrer Herrschaft so werth gemacht, daß sie mehr als ein Glied der Familie denn als Magd bei derselben galt. Uebrigens ging Eichmann ziemlich vorsichtig zu Werke und beobachtete sie lange in der Stille, doch immer mehr ward es ihm klar, daß grade diese ihm das verlorne Glück wieder ersetzen werde und immer mehr wuchs seine Zuneigung zu dem Mädchen, so daß der sonst so schüchterne und unentschlossene Mann bei einer geeigneten Gelegenheit, wo er die Erkorne seines Herzens allein fand, in einem plötzlichen Anlaufe männlichen Muthes ihr seine Gefühle und Entschließungen mittheilte und sie bat, seine zweite Gattin und seinem verwaisten Knaben eine gute Mutter zu werden.

Juliane war über diesen Antrag wie aus den Wolken gefallen und sie hätte das Ganze für einen übeln Scherz gehalten, wäre der Antrag aus einem andern Munde als aus dem dieses ernsten, stillen und allgemein geachteten Mannes an sie ergangen. Dieses Glück schien ihr zu groß und obwohl ihr Herz sich hoch erfreut fühlte und unbedenklich die Zustimmung gab, so machte sie doch den Antragsteller darauf aufmerksam, daß sie nur ein armes Dienstmädchen, er dagegen ein reicher, angesehner Mann sei, daß er das Urtheil der Leute wohl bedenken möge und ob wohl seine Familie und vor Allem seine Mutter damit einverstanden sein möge. Indessen in diesem Augenblicke, wo ihm das Mädchen eben hier-

durch nur noch ehren= und liebenswerther erschien, fühlte er sich stark genug, alle diese Bedenken unerheblich zu finden und sie darüber zu beruhigen und erhielt endlich von Julianen auch das Jawort, jedoch nur unter der Bedingung, daß er vorher sich erst der Zustimmung seiner Mutter zu ihrer Wahl versichern möchte.

Glücklich kehrte er heim, jedoch wurde das Gefühl seines Glückes etwas durch den Gedanken an seine Mutter getrübt, denn es war das erstemal, daß er, ohne vorher mit derselben sich berathen zu haben, einen selbstständigen Entschluß gefaßt und ausgeführt hatte und noch dazu in einer Angelegenheit, welche der geliebten Mutter so nahe anging. Je näher er seinem Hause kam, desto mehr fühlte er auch seinen Muth sinken und nach einer schlaflosen Nacht, getheilt zwischen Freude und Furcht, benutzte er am nächsten Morgen die erste Gelegenheit, wo er mit seiner Mutter allein war, dieser, wenn auch mit klopfendem und bangem Herzen seinen Entschluß, sich wieder verheirathen zu wollen, mitzutheilen, den diese höchlichst billigte. Dadurch ermuthigt, erzählte er ihr, wenn auch mit ziemlichem Umschweife, seine bereits getroffene Wahl und erfolgte Verlobung.

Das Erstaunen der alten Frau ist nicht zu beschreiben; ihr Gesicht wurde mit jedem weitern Vorrücken der Mittheilung des Geschehenen länger und als sie nun vollends erfuhr, daß der entscheidende Schritt bereits geschehen sei, raubte ihr der Schreck zuerst die Sprache; Eichmann aber erschrack nicht wenig über diesen Erfolg und sein vorher so hoch gespannter Muth sank unter den Nullpunkt herab. Endlich machte sich das gekränkte Mutterherz durch Thränen Luft und es fanden sich nun auch die Worte. Sie konnte es nicht begreifen, wie es ihrem Franz nur möglich sei, so unter seinen Stand heruntersteigen zu können, da ihm ja alle Thüren in den

achtbarsten Häusern würden offen gestanden haben; sie fand es schrecklich, daß er sich durch diesen Schritt dem absprechenden Urtheile und den lieblosesten Nachreden der Welt so wie dem Mißfallen seiner ganzen Verwandtschaft aussetze, und vor Allem beklagte sie es tief, daß er es habe über das Herz bringen können, das Alles so hinter ihrem Rücken zu thun und fest zu machen, da sie ihm doch allezeit eine so treue und liebende Mutter gewesen sei. Dieses kränke sie am allermeisten, so daß sie nur annehmen könne, daß des Sohnes Herz ihr bereits durch jene Person entfremdet worden sein müsse und sie sich daher auch kein großes Glück aus dieser Verbindung ersehen könne.

Geschahen nun alle diese Vorwürfe keineswegs auf heftige oder bittere, sondern auf die sanfteste Weise, so trafen sie sein weiches Gemüth eben dadurch nur um so schwerer und er wagte selbst nicht durch Schilderung des trefflichen Characters seiner Verlobten und wie sie nur die Einwilligung der Mutter zur Bedingung ihres völligen Jaworts gemacht habe, die tiefgekränkte Mutter zu beschwichtigen und zu versöhnen. Er verstummte, aber es flossen dicke Thränen über seine Wangen; schweigend ging er zur Stube hinaus, aber sein Herz war gebrochen. Einerseits sprach ihn sein Gewissen allerdings nicht frei von dem der Mutter bewiesenen Mangel an Vertrauen und er machte sich hierüber um so bittrere Vorwürfe, je mehr er seine Mutter liebte und sich ihr zum innigsten Danke verpflichtet fühlte; ihre Thränen und sanften Vorwürfe lagen ihm zentnerschwer auf dem Herzen und ohne ihren Segen versprach er sich kein Heil, und andrerseits hatte die Liebe zu jenem trefflichen Mädchen bereits so tiefe Wurzel in seinem Herzen geschlagen, er war von ihrem Werthe und dem Glauben, daß sie gerade auch für seine alte Mutter die liebevollste

Tochter werden würde, so überzeugt, daß es ihm unmöglich schien, ihr zu entsagen und sein Wort zu brechen, zumal sie seinen Antrag so edelmüthig aufgenommen hatte und er sich dadurch an ihrer Ruhe, an ihrem Herzen, an ihrem Rufe schwer versündigen würde.

So tobte nun ein Kampf, eine Unruhe, ja eine Angst in seinem Innern, daß er diesen Gemüthsbewegungen, ohnehin durch die kaum verharrschten Herzenswunden, welche der Verlust seiner Gattin ihm geschlagen hatte, geschwächt, bald gänzlich erlag. Er verfiel in die tiefste Schwermuth, floh die Menschen, bekümmerte sich, theilnahmlos an Allem, was um ihn vorging, nicht mehr um sein Geschäft und nur zu bald ging dieser Gemüthszustand in völligen Irrsinn über, in welchem ihn nur der Eine Gedanke beschäftigte und beherrschte: er habe eine Sünde begangen, die er nimmer gut machen könne und weshalb ihn die ganze Menschheit verabscheuen müsse. In ruhigern Augenblicken rief er den Namen seiner Verlobten und dazwischen wieder seine Mutter mit den zärtlichsten Benennungen.

Mit steigender Angst sah die Mutter diesen Zustand ihres geliebten Sohnes, denn solche Folgen ihrer gutgemeinten Verweigerung der Zustimmung zu des Sohnes Plane hatte sie sich nicht gedacht. Sie schüttete ihr kummerbeladenes Herz unter ungezählten Thränen vor mir aus und bat um meinen Rath. Dieser ging natürlich zuerst dahin, einen geschickten Arzt zu Hilfe zu rufen, mit welchem ich wegen der anzuwendenden Mittel Rücksprache nehmen und ihr dann meine weitere Ansicht hierüber mittheilen wolle. Das geschah auch sofort und der leibliche und geistliche Arzt traten gemeinschaftlich zu dem armen Kranken, dessen Zustand sich bereits so verschlimmert hatte, daß er zuweilen selbst von Raserei erfaßt, in einem Zimmer bewacht werden mußte.

Es war ein trauriger Anblick, den sonst so freundlichen, lebenskräftigen Mann in sich zusammengesunken, mit verstörtem Antlitz und stieren Blicken in einem Winkel der Stube sitzen zu sehen, die Hände gefaltet, den Kopf auf die Brust gesunken, seufzend und stöhnend. Zwar erkannte er mich und legte seine Hand in meine dargebotene Rechte, aber auf meine Fragen blieb er stumm und alle meine Worte gingen spurlos an ihm vorüber. Als ich mich hierauf mit dem Arzte, einem eben so geschickten als theilnehmenden Manne, unter vier Augen besprochen und demselben die ganze Sachlage mitgetheilt hatte, waren wir bald über das, was hier zu thun sei, einig. Wir stellten der alten Mutter vor, daß außer den körperlichen Mitteln, die hier anzuwenden seien, es vor Allem nöthig wäre, daß man dem Wunsche des Kranken nachkommen und die Erwählte seines Herzens zu seiner Pflege herbeikommen lasse, worin sie endlich auch auf meine Bitten — so groß war das Vorurtheil dieser alten, sonst so ausgezeichneten Frau! — einwilligte und ich erbot mich selbst den Gang zu Julianen zu machen und diese zu dem Liebesdienste zu bewegen, jedoch nur unter der Voraussetzung, daß sich dieselbe keines unfreundlichen Empfanges zu gewärtigen habe, was mir die alte Eichmann auch versprach.

Noch an demselben Tage ging ich nach dem ziemlich zwei Stunden entfernten Orte, wo Juliane sich aufhielt. Nachdem ich ihrer Dienstherrschaft, ehrenwerthen Leuten und alten Bekannten Eichmanns, meinen Namen genannt hatte und aufs Herzlichste willkommen geheißen worden war, theilte ich denselben die traurige Lage Eichmanns mit und bat sie, mir offen ihr Urtheil über Julianen zu sagen. Auch zu ihnen war bereits die Kunde von Eichmanns Zustand gelangt und hatte sie in nicht geringe Bestürzung versetzt, da ihnen Eichmanns

Verhältniß zu Julianen nicht unbekannt geblieben war und diese, deren Lobes sie voll waren, über die Wendung, welche die Sache genommen hatte, wahrhaft trostlos und außer sich war. Ich bat, Julianen herbeizurufen und wurde, als sie erschien, wahrhaft freudig durch ihre äußere Erscheinung überrascht, so wie meine Achtung und Wohlwollen bei genauerer Bekanntschaft mit ihr stieg und ich nicht nur Eichmanns Wahl vollkommen billigte, sondern auch von dem Gelingen unsers Planes den besten Erfolg zu hoffen begann. Sie war ein Mädchen von ohngefähr vier und zwanzig Jahren, aus dessen wohlgebildeten Gesichtszügen und freundlichen blauen Augen die größte Herzensgüte und Sanftmuth herausleuchtete und ihr ganzes Wesen so wie alle ihre Bewegungen hatten etwas so Anmuthiges und Gewinnendes, daß man kaum glaubte, ein Mädchen in dienenden Verhältnissen vor sich zu sehen. Ihr wahrhaft treffliches Gemüth that sich auch in der Art und Weise kund, wie sie nun meine Erzählung von dem Zustande ihres Verlobten, so wie meinen Antrag, dessen Pflege auf den Wunsch seiner Mutter zu übernehmen, aufnahm und ihre Bescheidenheit, ihre Theilnahme an Eichmann, die Zartheit, mit welcher sie denselben entschuldigte und die ganze Schuld desselben auf sich zu nehmen suchte, gewann ihr mein ganzes Herz.

Nachdem sie sich bereit erklärt hatte, dem Wunsche der Mutter Eichmanns nachzukommen und ihre Dienstherrschaft dem auch kein Hinderniß entgegenstellte, schied ich mit voller Achtung und den besten Hoffnungen von ihr und auch der von mir der alten Eichmann hierüber erstattete Bericht schien günstigen Eindruck auf dieselbe zu machen. Am andern Tage ließ sie Eichmanns Mutter in ihrem eignen Wagen herüberholen und empfing sie zwar nicht herzlich, doch wohlwollend, auf Eichmann

aber übte ihr Erscheinen den mächtigsten Eindruck. Sie übernahm nun dessen Pflege und gewann bald auf ihn solch einen Einfluß, daß schon ihre Nähe beruhigend auf ihn einwirkte, während er bei jeder Entfernung derselben in die größte Unruhe gerieth. Die Sorgfalt, welche sie dem Unglücklichen widmete, die aufopfernde Liebe, welche sie dabei bewies, so wie die Freundlichkeit, mit der sie der Mutter und dem Kinde Eichmanns entgegenkam, so wie ihr ganzes mildes, Herz gewinnendes Wesen erwarben ihr bald und unmerklich immer mehr das Wohlwollen der alten Mutter, welcher zunächst nur an der Wiedergenesung des Sohnes Alles gelegen war und die sich selbst auch im Stillen Vorwürfe über ihr Verhalten bei des Sohnes Herzenserleichterung und über ihr Vorurtheil gegen Julianen machte, von dessen Grundlosigkeit sie sich täglich mehr überzeugte.

Durch des Arztes geschickte und unermüdliche Behandlung besserte sich auch des Kranken Zustand immer mehr und nach drei Monaten war er schon so weit hergestellt, daß er zum erstenmale wieder an seiner Mutter und Julianens Seite einen kurzen Spatziergang durch seine Gärten machen konnte. Juliane glaubte nun, ihren Auftrag vollzogen zu haben und bat, in ihr früheres Verhältniß zurückkehren zu dürfen. Eichmann machte große Augen bei dieser Eröffnung und eine helle Röthe überzog plötzlich wie ein Feuerschein seine blassen Wangen, da nahm die alte Mutter schweigend des Mädchens Hand, führte sie zu ihrem Sohne und legte sie an seine Brust; sprechen konnte sie nicht, denn Thränen erstickten ihre Stimme. Da umfaßte Eichmann die Mutter und Julianen mit seinen Armen und alle Dreie weinten laut. „Meine gute Mutter, hast du mir vergeben? Meine Juliane, willst du bei uns bleiben?“ das war Alles, was er hervorbringen konnte und die Engel Gottes freuten

sich über den Bund der Liebe, der hier drei edle Herzen vereinte, auch des kleinen Eichmann Jubel war groß, als er hörte, daß seine liebe Juliane seine Mutter werden sollte. Am andern Tage wurde ich zu den Glücklichen gerufen und vollzog die Verlobung derselben mit heißem Danke gegen die wunderbaren Führungen des treuen Gottes, der durch Trübsal zum Heile leitet. Die Hochzeit wurde kurze Zeit darauf in der Stille und nur im engern Kreise der Familie gefeiert, wobei jedoch Julianens frühere Dienstherrschaft nicht fehlen durfte.

Juliane hat auch das Vertrauen gerechtfertigt, welches Mutter und Sohn ihr bewiesen: ein neues Leben kehrte durch sie in das Haus und die Wirthschaft Eichmanns zurück und noch heute lebt das Ehepaar in den glücklichsten Verhältnissen. Täglich gewann die alte Mutter ihre Juliane lieber und wie sie noch auf ihrem Sterbebette die treue Schwiegertochter segnete und für den guten Engel ihres Franz erklärte, so hat ihr auch die dankbare junge Frau später unter Thränen die müden Augen zugedrückt.

Druck von C. A. H. Schreiber in Eilenburg.

Druck von C. A. H. Schreiber in Eilenburg.

Florus

Wahre Dorfgeschichten aus neuer Zeit aus den Papieren eines Landpfarrer

Bd.: 2

Leipzig 1851